



Indische Reisebriefe.




THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES
1817

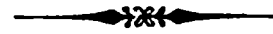


Indische Reisebriefe.





Indische Reisebriefe.



Von

Hermann Dalton.



Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1899.



Vorwort.



Noch während der Heimfahrt erreichten mich Freundesbriefe, nicht mit der Bitte um Veröffentlichung nun auch der indischen Reiseerlebnisse, vielmehr gleich mit der Anfrage, wann dieselbe zu erwarten sei. Als ob sie ein Gewohnheitsrecht zu beanspruchen hätten, die lieben Leute, so hielten sie es für selbstverständlich, daß auch dieses Mal wieder wie früher immer*) denen, die durch Haus und Beruf an die heimische Scholle gebunden sind, von einer weit ausgedehnten Studienreise Mitteilung ge-

---

*) Es sei hier hingewiesen auf meine:

1. **Reisebilder aus dem Orient.** Kassel 1871, Röttger. 248 S.
   (Inhalt: Reiseeindrücke aus dem gelobten Lande. — Ein Ausflug ans tote Meer. — Der See Genezareth einst und jetzt. — Die evangelischen Missionsbestrebungen im gelobten Lande. — Auf und in der Pyramide. — Die Geburtstagsfeier Mohammeds in Kairo. — Vierundzwanzig Stunden in Damaskus.)

2. **Reisebilder aus Griechenland und Kleinasien.** Randglossen zu einigen Stellen des Neuen Testamentes. Bremen 1884, Müller. 352 S.
   (Inhalt: Philippi. — Thessalonich. — Athen. — Smyrna. — Von Cäsarea nach Rom.)

macht werde. Der freundlich ausgesprochene Wunsch findet rasche und auch gern gebotene Erfüllung. Was „rechte Gunst" auf weltweiten Wanderungen schauen und erfahren läßt, davon denen zu Hause zu erzählen, dünkt freudig übernommene Pflicht. Es bleibt doch nur halber Genuß, die reichen Erträge für sich allein behalten zu wollen.

Abweichend von den bisherigen Reisebildern wird dieses Mal der Bericht in Form von Reisebriefen geboten. Briefe berechtigen zu einer freieren, ungebundeneren Aussprache; das Persönliche, Selbsterlebte, das die Freunde in früheren Mitteilungen nicht selten vermißten, darf sich in erhöhtem Grade geltend machen. Freilich auch die Achtung und Rücksicht auf den erweiterten Leserkreis hat davon abgehalten, die während der Reise zwischen ermüdenden Ausgängen und in später Abendstunde eilig hingeschriebenen Briefe, hastig eingetragenen Tagebuchblätter unverändert zu veröffentlichen. Die unterwegs oft nur flüchtig umrissenen, leise angedeuteten Zeichnungen sind jetzt daheim mit größerer Muße und Sorgfalt ausgeführt worden. Sie haben hoffentlich dadurch nicht allzuviel an Frische, an

---

3. **Ferienreise eines evangelischen Predigers.** Zeitgeschichtliche Studien Bremen 1886, Müller. 400 S.

(Inhalt: Aus Berlins kirchlichem Leben. — Pastor v. Bodelschwingh und seine Arbeiterkolonie in Wilhelmsdorf. — Die Heilsarmee in England. — Die allgemeine Versammlung der Presbyterianer in Belfast. — Die Asyle von John Bost in Laforce. — In den Waldenserthälern. — Die evangelische Allianz in Kopenhagen.)

4. **Auf Missionspfaden in Japan.** Bremen 1895, Müller. 446 S.

(Inhalt: Warum auf Missionspfaden in Japan? — In einem Schinto-Tempel. — Bei den Buddhisten in Japan. — Auf evangelischen Missionspfaden. — Der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein in Japan. — Römische und russische Missionsbestrebungen in Japan. — Ausschau.)

dem lebensvollen Schmelz unmittelbarer Anschauung eingebüßt. Nicht unvorbereitet, wie an völlig Fremdes und Unbekanntes, wurde an die Fülle des zu Schauenden herangetreten; seit Jahr und Tag, auf mancherlei, oft weit auseinander liegenden Studiengängen, die nicht einseitig auf engbegrenztem Gebiete abgeschlossen sind, habe ich mich mit dem, was bei einer solchen Ausfahrt zu erwarten ist, vertraut zu machen gesucht. In den Briefen treten die Spuren davon deutlich zu Tage. Sie berichten nicht nur von den freilich auch bei dieser Reise in erster Linie eingeschlagenen Missionspfaden; sie erzählen auch von den Wegen, die der Kunst- und Naturfreund mit hoher Befriedigung eingeschlagen, von seinen ernsten Bemühungen, wohin ihn da und dort seine Straße geführt, Land und Leute kennen und auch verstehen zu lernen. Es sind nicht alle betretenen Pfade, Wege und Straßen erwähnt; das hätte zu lästigen Wiederholungen geführt. Ebenso lästig würden eingehende, vielleicht gar zahlenmäßig belegte Berichte gewesen sein, die mitzuteilen den Jahresberichten der einzelnen Gesellschaften zukommt. Etwaigen, nach dieser Seite hin gestellten Ansprüchen gegenüber wahren sich die Briefe das Recht, nur wiederzugeben, was der Reisende geschaut und auch wie nun gerade er mehr oder minder verständnisvoll das geschaute Bild in sich aufgenommen hat.

Die dieses Mal abweichende Form der Mitteilung als Reisebriefe legt nahe, sie nicht, wie die früheren Berichte, mit einer Fülle von ergänzenden Anmerkungen und Belegstücken zu belasten. Dem Bücherfreund ist es doch etwas schwer gefallen, von der liebgewonnenen Gewohnheit Abstand zu nehmen. Zum vollen Genuß einer Reise gehört je und je die gleichzeitige Wanderung durch die einschlägige Bücherwelt; auch bei dieser Ausfahrt war der Ertrag ein so reicher, befriedigender, daß gern davon

Mitteilung gemacht worden wäre. Aber nicht alle die Willigen, sich von einer Reise in die Ferne erzählen zu lassen, teilen die Liebhaberei zu der gleichzeitigen Wanderung durch die schöne Welt der Bücher. Ihre Mitteilung dünkt ihnen Ballast, mit dem man in Reisebriefen nicht behelligt sein will. Sei es! Wer bis zu Ende die Briefe gelesen, hat doch, willig oder widerwillig, wenn auch nur mittelbar, an der gleichzeitigen andern Fahrt teilgenommen; Kundige werden es ihm leicht bezeugen.

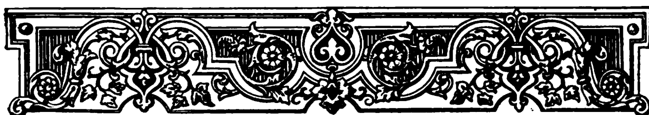
Berlin, 18. September 1898.





Inhalt.





I.

Vor Ceylon.

An Bord des Chusan.

Die letzte Nacht, ehe wir nach langer, heißer Meerfahrt wieder für ein paar Stunden wenigstens den Fuß ans Land und nun auf den ersehnten Boden Indiens setzen können. Es war ein so wonniger Abend! Im Westen senkte sich in ruhevoller, majestätischer Pracht die Sonnenscheibe in die nur leise bewegte Flut, glutrot, aber nicht mehr blendend wie tagsüber. Dem Untertauchen voraus und lange nachher zog sich am Firmament und wiederspiegelnd im klaren Wasser ein Farbenspiel hin so traumhaft schön, wie wir es im höheren Norden niemals zu schauen bekommen. Alle Regenbogenfarben gaben der scheidenden Sonne feiernbes Geleite. Der durchsichtige Tropenhimmel hielt lange die wechselnde Farbenherrlichkeit in reiner, zarter Abtönung fest; es war ein Abendlied über dem schweigenden Meere von „wundersamer, gewaltiger Melodie". Als es langsam, leise verklang, tauchten am Firmament in funkelnder Klarheit wie Diamanten die zum Teil fremdartigen Sternbilder des Südens auf; es währte nicht mehr lang, und am östlichen Himmel, wo das Auge die verheißene Küste

Ceylons suchte, stieg silberglänzend die Mondessichel empor, auch anders wie bei uns, daß ihr Bogen nach unten gerichtet wie ein Kahn am Himmel dahinzufahren scheint, lautlos, in hehrer, stiller Pracht. Zeitig vor Sonnenaufgang war ich wieder auf Deck. Die Mondesscheibe stand noch hellglänzend nun im Westen; auch die Sternbilder hatten zum Teil ihre Stellung am tiefblauen Firmament verändert. Die Nacht so lind wie bei uns daheim ein schöner, warmer Sommertag. Dort im Osten der weit über die Meeresfläche dringende Lichtstrahl des Leuchtturms, ein langersehnter, holder Gruß vom Lande. Der Dampfer hatte die Nacht über in der Nähe der Insel gekreuzt. Den aufgeregten Sinnen will es scheinen, als ob die Wohlgerüche tropischer Blütenpracht schon über das Meer herüberdringen, noch ehe der Boden und die Pflanzenwelt, der sie entströmen, sichtbar werden. Nun zieht längs dem Ostrand des blauen, sternbesäten Himmels ein fahler Lichtschein hin, eine gelbliche Färbung, wie sie manche Marschall-Nielrose zeigt. Durch die lichte Färbung dringt jetzt ein warmer rötlicher Hauch, der auch auf den zarten, kleinen Schaumwellen des Meeres, die den anbrechenden Tag künden, ruht. Die Sterne erbleichen; nun sind sie erloschen, verschwunden. Rasch steigt der glühende Sonnenball am Himmel empor; heute schon nicht mehr wie alle die Tage über, seitdem wir Aden und die arabische Küste verlassen, aus dem feuchten Bette des Meeres; deutlich erkennt das Auge den niedrigen Landstreif und den Kokospalmenhain längs dem Gestade, in dessen bis zu hundert Fuß ragenden, zierlichen Fächerkronen leise der Morgenwind spielt. Da liegt sie ein zweitesmal vor dem trunkenen Auge in all ihrer Zauberpracht und unsagbar schönen Lichtfülle, die Perle der Tropen, die Insel Ceylon. Der Anblick ist wiederum überwältigend. Wie sich die Insel vor vier

Jahren auf der Heimkehr von Japan und China mir darbot, so hat sie nichts von ihrem Reize bei der Wiederholung eingebüßt. Im Gegenteil! Nun grüßen mich wie traute Bekannte die näher herankommenden Plätze. Welch eine Wonne war es damals, des Morgens in der Frühe vor Sonnenaufgang den weichen Strandweg entlang dort drüben zu wandern, dicht am Meere her, von wo eine frische Brise die weiß schäumenden Wellen wider das Ufer warf. Und dort am Ende des sorgfältig unterhaltenen Strandes mit seinen Ruheplätzen der schöne, dunkle Kokoshain, der längs dem Ufer sich hinzieht, in dessen Schatten die Europäer ihre Landhäuser gebaut und ihre Spielplätze wie daheim sich eingerichtet. Ja, was waren das damals für unvergeßlich schöne Tage wie in einer Traumwelt!

Nicht leicht versäumt, wer von Rom scheiden muß, bei dem Weggang noch einmal einen Labetrunk aus der Fontana di Trevi zu schöpfen und eine Münze in das klare Becken zu werfen. Es geht eine alte Mär um, daß beides untrügliches Angeld der Rückkehr sei, und wer wohl mag von dem ewigen Rom auf Nimmerwiedersehen wegziehen? Ob wohl die Sage auch an irgend einem Quell in Indien haftet? Ich weiß es nicht; das aber weiß ich gar wohl und habe es selber erfahren, daß, wer nur einmal den Fuß in dieses Wunderland gesetzt, den es mit unwiderstehlichem Nötigen lockt, noch einmal den Boden zu betreten, noch einmal weiter in sein geheimnisvolles, in märchenhaftem Reize sich darbietendes Innere vorzudringen. Es giebt kaum ein zweites so reich ausgestattetes, nach jeder Seite hin fesselndes Land auf der weiten Erde wie Indien, so will mich bedünken, eine Welt für sich in dem unerschöpflichen Reichtum seines Bodens wie in der in sich abgeschlossenen, scheinbar unzugänglichen Bevölkerung seit Jahrtausenden nun schon und seit ebenso langer Zeit durch die

Fülle seiner Erzeugnisse Schatzkammer für alle Welt und unaustilgbare Sehnsucht und Anziehung der mächtigsten Reiche.

Erdkundige haben auf die so ähnliche Gestaltung Europas und Asiens hingewiesen, daß der Stamm beider Erdteile je drei mächtige Äste nach Süden hin ausrecke und in ihnen seine beste Lebenskraft entfalte oder wenigstens im Laufe seiner Geschichte einmal entfaltet habe. Unsrer spanischen Halbinsel entspricht in diesem Vergleich Arabien; der griechischen der bis an den Erdgleicher ragende Länderarm von Malakka, Siam, Anam und den benachbarten Gebieten, ebenfalls wie Griechenland, nur entsprechend der verschiedenen Ausdehnung Europas und Asiens in viel ausgedehnterem Grade, von einem weiten Kranz von Inseln wie von einem strahlenden Gefolge umgeben. Irre ich nicht, hat Karl Ritter in seiner feinen und tiefsinnigen Weise zuerst die Ähnlichkeit Indiens mit Italien in mancherlei fesselnden und überraschenden Vergleichpunkten gezeigt. Asien langt mit seinen drei weit ausgereckten Armen viel tiefer in den Süden als Europa. Dieselben beginnen im Norden etwa auf dem gleichen Breitegrade, an welchem die Südspitze von Italien endet. Indien besitzt in der fast die Linie streifenden Insel Ceylon sein Sicilien, das auf dem Breitengrad von Kaschmir und Ladak liegt, den äußersten Vorposten Indiens im Norden. Auch das asiatische Italien ist gleich dem europäischen durch einen schier unübersteigbaren Gebirgswall von seinem Stamme geschieden, ein Riesengebirge von etwa 2500 km Länge bei einer durchschnittlichen Breite von 300—350 km, dessen Alpenspitzen den Mont Blanc fast um die doppelte Höhe überragen. In drei mächtigen Stufen steigt der Himalaya in die Niederung hinab, ein einzigartig schönes Schauspiel dem, der es etwa von einem Aussichtspunkt wie Dardschiling genießen kann.

Der langgestreckte, himmelhoch ragende Grenzwall schützt das gesegnete Land vor den rauhen Winden, die über das Hochland Mittelasiens dahinstürmen; die ungeheuern Eisfelder und Schneemassen des Himalaya füllen in unversiegbarer Menge die verborgenen Brunnstuben seiner Berge, daß sie die mächtigsten Stromgebiete der Erde das runde Jahr hindurch speisen und die heißen Niederungen mit ihrer unheimlichen Schwüle in die fruchtbarste Tropenlandschaft umwandeln. So segenspendend wie der Indus mit seinen fünf gewaltigen Zuflüssen, wie der Ganges und die Dschamna, wie der Brahmaputra im Osten sind wenige Wasserläufe auf Erden; sie alle mit zahllosen Nebenflüssen haben ihr Quellgebiet im fruchtbaren Schoße des Himalaya. Auch die andern Landesteile im Süden sind in ihren Bodenverhältnissen ungemein begünstigt. Fast die ganze Mitte südlich von dem Stromgebiet des Narbada, dessen Quelle den schwer zugänglichen Windhjabergen entspringt, ist hochgelegenes Tafelland, das im Osten und Westen in lang sich hinziehenden Ghats nach den Uferrändern abfällt, welche in breitem Vorland die untere Hälfte der Halbinsel umsäumen. Die kostbarsten Erze und Edelsteine reichen seit uralten Tagen die Berge mit verschwenderischer Hand dar; der fruchtbare Boden ist in weiten Gebieten unerschöpflich in Hervorbringung der wertvollsten Pflanzen zumeist der Tropenwelt; ihre üppige Fülle macht Indien zu einer der ergiebigsten Vorratskammern der Erde. Ein Sechstel aller Menschen herbergt die mütterliche Halbinsel. Denen sie seit Jahrhunderten, Jahrtausenden Heimat geworden, die sind vollbefriedigt in ihren Grenzen; sie sehnen sich nicht nach andrer Herren Länder; das eigene Land bietet ihnen in reicher Menge, was sie wünschen und bedürfen.

Schon seit unvordenklichen Zeiten übt das reich ausgestattete Land mächtige Anziehungskraft weithin aus. Die

zuerst aus der Ferne kamen — man weiß nicht wann —, fanden Urvölker vor, die sie mit stärkerer Hand auf die Seite schoben und in unzugängliche Waldgebiete des Tafellandes zurückdrängten. Sie blieben da unbeachtet, fast vergessen, und haben durch die Jahrhunderte hindurch ein ungeschichtliches Dasein gefristet wie die Bäume im Walde, wie das Wild auf dem Felde. Auf kümmerliche Überreste stößt der Volkskundige heute noch. Die ersten Eindringlinge aus der Ferne — man faßt sie als drawidische Völker zusammen — blieben nicht unbehelligt in ihrem weiten Besitz. Hoch oben im Nordwesten, im Stromgebiet des Indus, sind zugängliche Gebirgspässe, vorzügliche Einfallthore, die nach dem Hochlande Iran führen, dem Ursitze der Arier. Lange zuvor, ehe Abraham seines Vaters Haus im Hochlande Armeniens verließ und in das Land zog, das ihm Gott zeigte, hatte unter diesen arischen Nomaden eine Volkswanderung begonnen, geheimnisvoll in ihrem Anlaß, geheimnisvoll in ihrem ersten Verlauf, von den weittragendsten Folgen der Weltgeschichte. Ein Teil zog westwärts. Der Sprachforscher zumeist kann noch den Wanderzug verfolgen, der bis an die Weichsel und viel weiter bis nach Irland hin weiset, südwärts dann nach Griechenland und Italien. Ein anderer Teil brach, wie von geheimen Mächten unwiderstehlich gezogen, nach Südosten auf und gelangte — vielleicht durch die gleichen Pässe, durch welche zur Zeit meines Besuches afghanische Horden in englisches Gebiet einbrachen — in das Sonnenland Indien. Das hielt sie wie mit Zauberhänden fest. Siegreich zogen sie vom Indus den Ganges hinab bis in sein Mündungsgebiet und setzten sich da so fest, daß sie seit Jahrtausenden nun schon ihre Wohnsitze nicht mehr aufgegeben. Siegreich drangen weitere Nachzügler südwärts vor, schoben die früheren Ankömmlinge vor sich her, wie diese selbst einst den Urvölkern gethan,

drängten sie in abgelegene Waldgebiete und nach den breiten Uferrändern im Osten und Westen oder unterwarfen sie und machten sie zu Sklaven, nach ihrer Kastenordnung zu Parias. Die nach zwei entgegengesetzten Seiten ausgewanderten arischen Stämme haben ihre reiche weltgeschichtliche Entfaltung erst an den neuen Heimsitzen erlangt. Wie unscheinbare Samenkörner waren sie von Gottes Hand in wunderbarer Weise über die Lande ausgestreut. Wo sie Wurzel gefaßt, da hat der ihnen gewiesene Boden seine beste Kraft geboten, den vorhandenen fruchtbaren Keim zu reichster, schönster Blüte zu bringen, im Westen die griechischen, römischen, germanischen Völker, im Osten die Indier. Es ist wohl eins der fesselndsten Blätter der Weltgeschichte, auf welchem diese Uranfänge der weit auseinandergegangenen Völker eingetragen ist, die geheimnisvoll auf die gleiche Wurzel hinweisen. Die heute noch bestehende Schwierigkeit der Entzifferung dieser ausgeblichenen Schriftzüge erhöht dem Forscher den Reiz, den vollen Inhalt zu erfahren.

Lange Jahrhunderte hindurch blieben die in Indien seßhaft gewordenen arischen Stämme von außen unangetastet in dem neu gewonnenen herrlichen Besitz. Sie waren wie von der übrigen Welt abgeschlossen, allein auf sich angewiesen: eine glückliche Jugendzeit, reiche Anlagen zu schöner, selbständiger, von fremden Einflüssen unberührter Entwicklung zu bringen. In den ältesten auf uns gekommenen Dichtungen berühren noch, wenn auch nur in leisen, fast verhallenden Tönen, Heimatklänge wohlthuend unser Gemüt, wie auch die Sprache, in der sie gedichtet, das Sanskrit, ab und zu verwandte Laute an unser Ohr trägt. Es sind ferne Anklänge, unendlich weit zurückliegende blasse Erinnerungen an eine gemeinsam verlebte Kindheit. Dann aber macht sich in Religion und Leben und Wandel

unter dem mächtigen, umgestaltenden Einfluß der umgebenden Natur die Eigenart der Volksseele, das Sondergepräge ihres Wesens geltend. Die Kinder aus dem gleichen Elternhause sind sich fremd geworden bis zur Unverständlichkeit; daß sie nicht mehr miteinander reden können, vermehrt die Schwierigkeit, sich gegenseitig in seiner Gedanken- und Gefühlswelt zu verstehen. Die dem indischen Volke und seinen Weltweisen in unsern Tagen nahe gekommen, erklären, daß zu ihrem vollen Verständnis von uns ein kaum ausführbares Umdenken erforderlich sei; auch unsre Phantasie sei unvermögend und habe nicht die Schwungkraft, ihrem hohen Flug bis ins Phantastische hinein zu folgen. Das Volk hat keine Geschichte. Es lebt dahin heute noch in seiner Gemütswelt und auch in seinen Gewohnheiten genau wie die Väter vor hundert und tausend Jahren und wie seit so langer Zeit die Brahmanen ihre starren Satzungen auf die uns unbegreiflich fügsamen, sanftmütigen Schultern gelegt. Mit Jahrhunderten, Jahrtausenden, mit Längen und Größen und jeglicher Art von Zahlen spielen die Indier harmlos wie Kinder, ebenfalls wie Kinder fest überzeugt, daß ihr Spiel der Wahrheit entspreche. Das ganze, einförmige Leben verläuft in den starren Satzungen der Kaste, in den nicht minder starren Satzungen ihrer Religion. Die unsinnigsten Fabeln und Märchen seiner Götterlehre gelten dem Volke als unantastbare Wahrheit, einspruchlose Wirklichkeit; es wird eher die alltäglichsten Ereignisse für Lug und Trug halten als die altvettelischen, aus der Urzeit überkommenen Gebilde seiner Einbildung preisgeben. Und in solchem Wahn ist das Hinduvolk — weitaus die überwiegende Mehrheit der riesengroßen Bevölkerung — so fest eingesponnen, daß es, schlaff und weich und auch sanft auf seinem heißen indischen, zumal bengalischen Boden geworden, jegliche auch vernünftigste Dreinrede völlig ein-

druckslos über sich ergehen läßt; sie läuft von ihm ab wie Wasser am geölten Papier.

Wie abgeschlossen auch und selbstgenügsam das Volk ist, daß es nicht aus seinem Vaterland zu gehen begehrt, so drang die Kunde von dem fernen Wunderland und mit ihr die stark begehrten Belege seiner unermeßlichen Schätze ununterbrochen nach Europa hinüber. Anfänglich mögen die gleichen Wege, auf denen die Arier ins Land gekommen, als Handelsstraße gedient haben, die kostbaren Reichtümer des Landes in den damaligen Weltverkehr zu bringen. Schon Homer kennt den indischen Zinn. Salomo verwendet beim Tempelbau aus Indien zugeführtes Sandelholz; die hebräische Sprache der Mitteilung hat auch das Sanskritwort des fremden, wohlduftenden Baumes übernommen. Was weiß nicht alles Herodot seinen Griechen von dem wunderbaren Fabellande zu berichten, in dem der Goldsand auf der Oberfläche liege und „Bäume", wie er meint, die Fülle vorhanden seien, die als Früchte Wolle tragen, noch schönere, bessere als in Griechenland die Schafe. In Athen und Rom begehren auch die Frauen die Edelsteine, die von Indien auf den Markt kommen. Als wir vor etwa zwölf Tagen aus dem Meerbusen von Suez herausgekommen waren, lugte ich, wenn auch erfolglos, mit dem Krimstecher nach der entschwindenden Küste im Westen aus, ob nicht doch noch die Ruinen des alten Myos Hormus in Sicht kämen, von welchem Hafen aus alljährlich zur Zeit der Sommer-Sonnenwende eine römische Handelsflotte von mehr wie hundert Seglern auszulaufen pflegte, die Tauschwaren nach Indien und Arabien brachten und Perlen von Ceylon, Gewürze von der malabarischen Küste holten.

Mit Allgewalt hat es Alexander den Großen nach dem im blauen Duft der Ferne verschwimmenden,

unwiderstehlich lockenden Land gezogen, dessen erträumter Besitz sein Weltreich krönen sollte. Bis in die Gegend von Samarkand hat er die unter seiner Leitung unwiderstehlichen Truppen bereits geführt. Da biegt er nach Süden ab, erreicht (327 v. Chr.) den Indus, überschreitet ihn und dringt siegreich in das Fünfstromgebiet (Pandschab) ein. Plutarch hat uns eine lebendige Schilderung von der entscheidungsvollen Schlacht unweit dem heutigen Chilianwala gegeben. Bis an den Sutley-Strom ist Alexander gelangt, zwei Jahre hat er sich im Pandschab und im Südgebiet aufgehalten, da und dort Wachtposten angelegt, Städte gegründet (auch Indien erhielt ein Alexandrien). Die Spuren dieser Berührung Griechenlands mit Indien, griechischen Geistes mit indischem Leben sind lange, lange noch nachzuweisen. Den Griechen folgen fast auf dem Fuße Skythen. Dann im fünften Jahrhundert flutet durch die Pässe des Hindukusch die unheimliche, wildwogende Völkerwelle der Hunnen in den Norden Indiens, wie überall so auch hier nur Verwüstung hinter sich zurücklassend. Auch die letzten Spuren derselben hat der reiche, fruchtbare Boden verwischt; kein ärmlichster Trümmer erinnert heute noch an die flüchtig vorübereilenden wilden Horden.

Das Land blieb nicht frei von Eindringlingen; die Kunde von dem, was es zu bieten hatte, war zu lockend. Drüben im Nachbarland Arabien war die Riesengestalt des Propheten Mohammed aufgetreten; seine fanatischen Anhänger brachen auf, unter dem Zeichen des Halbmondes einen Siegeslauf um die Erde zu machen. Zuerst von Osten nach Westen. Nachdem die Scharen des Propheten, in jenen Tagen eine schier unwiderstehliche Macht, in Vorderasien, in Nordafrika festen Fuß gefaßt, drangen sie weiter vor, kühn, schonungslos bis nach Spanien, ein hochbegabtes Volk, so ganz anders wie die Hunnen, daß sie

nicht nur wie eine Sturmesbraut alles vor sich her niederwarfen, sondern auch an den neu gewonnenen Heimsitzen eine hochgesteigerte Kunstbegabung zu schöner Entfaltung brachten. Auch in Indien, ja hier mit einem so dauernden Erfolge wie wohl kaum anderswo. Schon 711 zeigen sich Scharen des Halbmondes am Indus; sie waren vom Hindukusch herabgekommen, bis wohin die Anhänger des Propheten bereits vorgedrungen waren. Noch konnten die Indier sich der unliebsamen Eindringlinge erwehren; aber nicht auf die Dauer. Siebzehnmal brach in den Jahren 1001—1026 der gewaltige Mahmud aus dem Hause Ghazni sengend und brennend mit dem gesicherten Ergebnis ein, das Fünfstromland seinem Gebiete einverleibt zu haben. Es war der Anfang umfangreichster Besitzergreifungen in den folgenden Jahrhunderten. Der Höhepunkt der mohammedanischen Herrschaft in Indien hub an, als Babar, ein Nachkomme des Mongolen Tamerlan, 1526 in Indien eindrang. Sein Enkel war Akbar der Große (1556—1605), dessen Enkel und zweiter Nachfolger auf dem Thron der Großmogul Shah Jahan (1627—1658); ihm folgte sein Sohn Aurangzeb (bis 1707). Mit ihm war der Höhepunkt bereits überschritten. Immer mehr erblich der Glanz des Halbmondes in Indien; es kamen andre Mächte im Lande auf, vor denen die Großmoguln je länger je mehr nicht stand halten konnten. Ihre letzten Kaiser waren es nur noch dem Scheine nach; der letzte Scheinkaiser starb als Staatsgefangener Englands in Rangun (1862).

Märchenhafte Kunde von dem wunderbaren Lande im fernen Osten drang fortwährend nach Europa, wie seine Schätze ihren Weg ununterbrochen dahin fanden. Der Zugang zu Land durch das weite Gebiet des Halbmondes war verschlossen; nur wenigen kühnen Reisenden war es geglückt, vorzudringen. Was sie berichteten, steigerte das

Begehren und die Sehnsucht nach dem geheimnisvollen, unendlich reichen Lande im fernen Osten. Der Name Indien und was es nach den fabelhaften Berichten der paar Reisenden barg, übte fast magische Gewalt auf die Geister im fünfzehnten Jahrhundert aus, zumal in dem Lande, in welchem unaufhaltsamer Thatendrang zu Forschungsreisen über das Meer hin anreizte. Seit 1415 sandte der hochbegabte, unternehmungsreiche portugiesische Infant, Heinrich der Seefahrer, Fahrzeuge aus, das „dritte Indien“ vom atlantischen Meere aus aufzufinden. Als Kolumbus 1492 westwärts in den unbekannten atlantischen Ocean segelte, trieb den kühnen Helden der Gedanke, auf diesem Wege das vielgepriesene Land zu erreichen, „wo die Gewürze wachsen“. Westindien erinnert in seinem Namen noch an das heißersehnte Ziel. Fünf Jahre später wagt sich Vasco de Gama mit ein paar Schiffen auf die abenteuerliche Fahrt, längs der afrikanischen Küste um das Kap der guten Hoffnung das Goldland Indien auf dem Seeweg zu erreichen. Die verwegene Fahrt gelingt. Am 20. Mai 1498 — es sind heute bei der Niederschrift 400 Jahre verstrichen — wirft der unerschrockene Held Anker im Hafen von Kalikut, im Südwesten der Halbinsel, an der malabarischen Küste, wohin eine uralte Legende den Apostel Thomas gekommen sein läßt und wo heute unsre deutsche Basler Mission ihr ausgedehntes, reichgesegnetes Arbeitsfeld sich erworben. Mit dem kühnen Seefahrer Portugals faßt das christliche Europa der Neuzeit Fuß in Indien. Das ist in den nun gerade abgelaufenen vierhundert Jahren nicht mehr von da gewichen; das hat in staunenerregender Art Schritt für Schritt zielstrebig Besitz genommen von dem ganzen unermeßlichen Reich; keine fremde Macht auf Erden wird ihm wohl diesen Besitz streitig machen. Freilich nicht das Volk in Europa, welches

jene ersten europäischen Seefahrer ausgesandt und in jenen Tagen als meerbeherrschende Macht galt, ist endgültig Herr des Landes geworden. Nur während des sechzehnten Jahrhunderts hat Portugal, seit 1580 mit Spanien verbunden, seine siegreiche, aber harte, schwer lastende, von Jesuiten gelenkte Hand auf die Halbinsel gelegt. Mit der Vernichtung der Armada (1588) war die Übermacht Spaniens und des ihm verbundenen Nachbarreiches auf dem Meere gebrochen. Verhängnisvoller noch für die weltbeherrschende römische Kirche ging von da an diese Macht auf Völker über, welche dem durch die Reformation frei gewordenen Evangelium Thür und Thor in ihre Lande und in Herz und Glaubensleben ihrer Söhne und Töchter geöffnet. Zuerst an die wackern Niederländer, die so heiß gerungen das spanische Joch und damit die römische Zwingherrschaft abzuschütteln und die, ein freiheitsdurstiges, kühn strebendes evangelisches Volk, während des siebzehnten Jahrhunderts die Vormacht auf dem Meere erlangten und siegreich vordringend den Portugiesen einen Besitz nach dem andern in den fernen Ansiedelungen entwanden. Auch an der indischen Küste im Osten und Westen und tief ins Land hinein. Von ihnen ging dann im Wechsel der Geschicke die meerbeherrschende Gewalt über an das evangelische Volk der benachbarten Insel, durch ihre Lage schon, losgelöst von dem Festlande und damit seiner Macht entrückt, wie berufen und auserwählt, einem freien, starken, unternehmenden Volk die Herrschaft auf dem Meere zu sichern. Auch dieses Mal wieder war Indien die kostbare Palme, um deren Besitz die beiden meerbeherrschenden Mächte in heißem und langem Kämpfen rangen.

Es waren zunächst Handelsfaktoreien, in denen britischer Unternehmungsgeist da und dort an der indischen Küste Fuß faßte; einfache Kaufleute, die sich mit unaufhaltsamem

Wagemut niederließen, den reichen Handel an sich zu reißen. Sie ahnten damals wohl kaum, daß sie die verwegenen Bahnbrecher seien, das ergiebige Land dermaleinst ihrer Heimat einzuverleiben. Die Engländer hatten nicht allein die beherzten Männer, solche Faktoreien in dem unerschöpflichen Lande anzulegen. Ein wahrer Wettlauf hub an, an dem sich in ähnlicher Weise wie die Briten fast alle europäischen Mächte in sog. ostindischen Handels-Gesellschaften beteiligten: Holländer, Franzosen, Dänen, selbst Spanier. Als ich während der langen, einsamen Meerfahrt durch den indischen Ocean diese wettbewerbenden Völker an meinen Augen vorüberziehen ließ, war es ein gar wehmütiges Gedenken, in dem langen Zuge ganz im Hintergrunde und als die erfolglosesten Söhne unsers deutschen Volkes zu erblicken. „Prinz Eugen der edle Ritter" hat zwei Schiffe nach Indien gesandt; ihr reicher Gewinn hatte der „Ostende-Gesellschaft" einen kaiserlichen Schutzbrief verschafft. Die Endabsicht des weitschauendeu Prinzen war, eine achtunggebietende deutsche Flotte zu schaffen, Ostende und Triest in deutsche Seehäfen umzugestalten. Aber der Habsburger, in dessen Dienst der Savoyer stand, war kein Hohenzoller. Die andern mißgünstigen Seemächte erdrückten die deutsche Ostende-Compagnie; der Schotte Carlyle sagt mit einem leisen Anflug von Spott, daß die Compagnie nur auf dem Papier bestanden. Noch einmal — 17 Jahre nachdem die einzige kleine deutsche Ansiedlung in Bankipur am Hugli, nur etwa 12 km von Kalkutta, zerstört war — tauchte der Plan einer deutschen Faktorei in Indien auf, diesesmal (1750) in der Seele Friedrich des Großen. Der preußische Adler war in der Zeit vor dem siebenjährigen Kriege noch nicht erstarkt genug zu solch weitem Fluge, um dort in der Ferne mit seinen Fängen etwaige Beute gegenüber den Angriffen der andern Mächte festzuhalten. Kaum

hatte Friedrich der Große Ost-Friesland erworben und war damit an das völkerverbindende Meer gelangt, als er auch Emden in einen großen nordischen Hafen umwandeln wollte. Im weitern Verfolg dieses Planes ward die „Emden-Bengalische Handelsgesellschaft" gegründet (1753). Ihre Schiffe drangen trotz aller ihnen in den Weg gelegten Schwierigkeiten in den Hugli und nach Bengalen; die vereinten Anstrengungen aber der eifersüchtigen, dort bereits angesiedelten europäischen Handelsgesellschaften ließen das preußische Unternehmen nicht aufkommen. Wir waren eben noch kein Deutschland unter einem Hohenzoller, unter Kaiser Wilhelm.

Es ist ein ungemein fesselndes Blatt, welches die englisch-ostindische Handelsgesellschaft in die Rollen der Geschichte eingetragen. Am Sylvesterabend 1600 ins Leben getreten, hat diese einzigartige Gesellschaft mit zäher, zielstrebiger, bei den größten Schwierigkeiten ausdauernder, unversiegbarer Thatkraft im wechselreichen Laufe von dritthalb hundert Jahren ein Werk vollbracht, von dem ein Alexander der Große absehen mußte, das auch den eingedrungenen und scheinbar unüberwindlichen mohammedanischen Kaisern weder in dem gleichen Umfang noch auf die Dauer gelang. Gewiß, diese englischen Handelsleute haben sich jahrzehntelang von Beweggründen in ihrer selbstsüchtigen Politik leiten lassen, die niemand gut heißen mag. Zumal der Christ wird nie die schwere Schuld vergessen, welche die Leiter der Gesellschaft mit kläglicher Krämerpolitik nur allzulange sich gegenüber dem letzten unabweisbaren Befehl des Sohnes Gottes, ihm unter allen Völkern der Erde Jünger zu werben, aufgehäuft haben. Trotz alledem kann man nur mit Staunen und Bewunderung auf das vollbrachte Werk hinblicken und wird denen nicht Dank und Anerkennung versagen, die an dem Werke und seinem

Gelingen mitgewirkt. Schon lange vor seiner Vollbringung war, was da erstrebt wurde und geschah, aus den Händen der paar Direktoren in die des englischen Volkes übergegangen. Eine hervorragende Schar seiner tüchtigsten Söhne hat das Mutterland in die ferne Kolonie entsandt; ein großer Teil von ihnen von dem hochgesteigerten Pflichtgefühl, der das englische Volk auszeichnet, beseelt und willig, seine beste Kraft einzusetzen, in der Förderung und Hebung Indiens zugleich an der Größe der alten Heimat zu arbeiten. Die ferne Ansiedlung war für nicht wenige unter ihnen eine gute Schule. Heimgekehrt haben sie sich als geübte Staatsmänner in der Verwaltung und im Parlamente bewährt; auf ihr in solcher Schulung gereiftes Urteil ward im Rate der Regierung bedeutsames Gewicht gelegt. Neben ihnen welch eine herrliche, nicht minder stattliche Reihe von Jüngern und Jüngerinnen des Herrn, die seit Beginn des Jahrhunderts in immer wachsender Zahl das christliche Großbritannien aussendet, die schwere, hoch aufgelaufene Schuld des vergangenen unchristlichen Regimentes in Indien zu sühnen. Sieht man diesen Glaubenshelden und Sendboten des ablaufenden Jahrhunderts und zugleich der gläubigen Schar daheim, die diese ihre Brüder und Schwestern mit nie ermüdender, opferwilligster Freudigkeit fort und fort nach Indien ausschickt, ins tiefe, fromme Auge, dann überkommt ein erfrischendes Hochgefühl den, der spürt und weiß, daß auch englisches Blut in seinen deutschen Adern fließt.

Seit 1857 ist das ganze große Indien als die kostbarste Perle der reichen britischen Krone England einverleibt. Das Volk weiß den Besitz zu werten. Es hat dem Titel der Königin von Großbritannien den höher stehenden einer Kaiserin von Indien beigefügt, und auch diesem glänzenden Zusatz gilt der trotzige Spruch des Wappenschildes: Hony

soit qui mal y pense. Ich wüßte keinen zweiten Fall in der Geschichte zu nennen, daß eine einzelne dem Reiche einverleibte Kolonie das Stammland an Land und Leuten in gleichem Grade überragt. Den 314000 qkm Großbritanniens stehen in Indien 5147000 gegenüber, seinen 39000000 Bewohnern in der angegliederten Kolonie 291000000. Nur China allein zählt auf seinem unermeßlichen Gebiete mehr Heiden, als England sie in Indien unter seinem Scepter vereint; auch der türkische Großherr in Konstantinopel, der Schirmherr von Medina und Mekka, hat nicht so viele mohammedanische Unterthanen als die Kaiserin von Indien. Welch eine Riesenaufgabe für ein christliches Volk, das sich seiner von dem Herrn gestellten Aufgabe bewußt ist und als ein evangelisches Volk diese Aufgabe nur auf dem von dem Evangelium gewiesenen Wege lösen will!

Wir betreten uralten Missionsboden in Indien. Gleich am Frühmorgen der Kirche regt sich und ist spürbar die geheimnisvolle Anziehungskraft, welche das wunderbare Land nun auch auf die ersten Jünger des Herrn in der nachapostolischen Zeit ausübt. Die Legende ist geschäftig, diese Kraft schon bei den Aposteln in Wirksamkeit zu zeigen. Wie zu dem Apostel Paulus in Troas ein Mann aus dem Lande Alexanders des Großen mit der Bitte getreten: komm hernieder und hilf uns, so läßt eine sehr alte Legende bereits den Apostel Thomas nach dem fernen Lande ziehen, daselbst das Evangelium zu predigen. Was sich der Venetianer Marco Polo bei seinem Aufenthalt in Ostindien im dreizehnten Jahrhundert von dieser angeblichen apostolischen Missionsreise erzählen läßt, hat für uns doch nur den Wert zu erfahren, was zu seiner Zeit die Christen im Lande fest glaubten. Der Thomasberg bei Madras

dankt seinen Namen auch der Legende, wie sie beigetragen haben mag, die dortigen Christen nach dem Apostel und vermeintlichen ersten indischen Missionaren Thomaschristen zu nennen. Man hat einmal sinnig und zutreffend Alexander den Großen einen Wegebereiter des Herrn aus der Heidenwelt bezeichnet, insofern er durch seine siegreichen Züge bis an die Grenzen der Erde, durch seine Verbreitung griechischer Sprache und Bildung, durch Anlage und Gründung griechischer Städte und Ansiedlungen, wohin immer er vordrang, wesentlich die Bahn geebnet, auf denen ein Paulus und die in seinen Fußstapfen zu allen Völkern zogen, das Wort vom Kreuze verkündigen und seine griechischen Sendschreiben, all den zerstreuten Gemeinden verständlich, ausgehen lassen konnte. Auf den von Alexander gebahnten Kriegspfaden mögen früh schon als Handelsleute Juden aus der Verbannung, die sich bereits überall eingenistet, auch nach dem gewinnbringenden Indien gelangt sein; die heutige nicht kleine Judengemeinde in und um Bombay rückt ihre dortige Ansiedlung bis in vorchristliche Zeit hinauf. Einer der bedeutendsten Weltmärkte und Stapelplätze zur Zeit Jesu war Alexandrien, an der Grenzscheide von Europa, Asien und Afrika. Es kann uns nicht wunder nehmen, eine große, einflußreiche Judengemeinde daselbst ansässig zu finden, die gerade hier es auch verstanden, sich als tonangebend in dem geistigen Leben der regsamen Handelsstadt geltend zu machen. In Alexandrien war lebhafter Zwischenverkehr wie mit Rom so auch mit Indien. Unternehmungslustige Juden mögen in Begleitung ihrer Ware bis an die ferne malabarische Küste die erste Kunde von dem erschienenen Messias ihren Religionsgenossen gebracht haben; die frohe Botschaft mag aus der engeren Genossenschaft wie verwehte Samenkörner auch auf den fruchtbaren Boden Indiens gefallen sein und

Wurzel geschlagen haben. Schon im zweiten Jahrhundert kann man Inder nicht nur auf der Hochschule griechischer Weltweisen in Alexandrien antreffen, ebenso auch bereits in der blühenden Katechetenschule der Stadt, im Didaskaleion, in jenen Tagen, was wir jetzt eine Missionsschule nennen würden; ihre gereiften Zöglinge gingen als Sendboten der christlichen Lehre aus weit den Nil hinauf zu den Libyern und Äthiopen, hinüber bis nach Jemen im glücklichen Arabien, ja selbst dort der Küste entlang bis ins Mündungsgebiet des Indus und weiter nach Süden hin.

Diese Christen aus Indien verlangten wie einst jener Macedonier in Troas viel von dem Bischof Demetrius von Alexandrien, als sie um Entsendung des berühmten Leiters der Katechetenschule baten. Pantänus läßt sich um das Jahr 200 zur Missionsreise willig finden. Die paar Jahre seines Aufenthaltes fielen in günstige Zeit: der im nördlichen und nordwestlichen Indien damals regierende Herrscherstamm der Gupta zeichnete sich durch religiöse Duldsamkeit aus. Wie groß der Erfolg gewesen, ist wohl kaum mehr nachzuweisen; jedenfalls wurde die Fühlung der fernen indisch-christlichen Gemeinden mit ihren Brüdern im Westen nicht mehr unterbrochen. Auf anderm Wege erhielten in der Folge die indischen Gemeinden starken Zuwachs. Im vierten Jahrhundert wanderten zahlreiche, aus Persien vertriebene Christen über Edessa bis nach Südindien ins malabarische Küstenland aus; ihnen gelang es, den vorgefundenen indischen Gemeinden syrisches Gepräge aufzudrücken. Die durch den nestorianischen Streit in der Kirche aufgeregten, hochgehenden Wellen setzten sich tief nach Asien hinein fort. Die Christen in Persien sagten sich von Rom los (499); sie nannten sich seitdem chaldäische Christen. Weiter noch war die mächtige Bewegung spürbar. Die im Abendland verurteilte nestorianische Kirche dringt siegreich

nach Osten und Süden vor und findet ihren Weg bis zu den Thomaschristen in Indien. Der berühmte Indienfahrer Kosmas findet 530 auf Ceylon und an der malabarischen Küste nestorianische Gemeinden; oben auf dem Thomasberge bei Madras wird bei dem Bau der dortigen Marienkirche 1547 unter altem Gemäuer — die zwischen 1490—1500 zerstörte Stadt Mailapur, in welcher die Legende den Apostel Thomas weilen läßt, hat hier gestanden — ein etwas verwitterter Stein ausgegraben mit einem erhaben eingehauenen Kreuz und einer christlichen Umschrift, die als Pehlewi aus dem siebenten Jahrhundert entziffert worden ist. Unsre Basler Mission und auch die Leipziger arbeiten demnach auf altchristlichem Boden in Indien.

Die Geschichte der Thomaschristen in Indien wird wohl an wesentlichen Punkten in Dunkel gehüllt bleiben. Auch sie standen unter dem weithin in Indien herrschenden Einfluß, daß das Interesse an Geschichte erloschen zu sein scheint. Als Vasco de Gama bei seiner zweiten Reise 1502 im Hafen von Kotschin einlief, berichtete ihm eine Gesandtschaft der Thomaschristen, daß ihrer im Lande 30000 Familien seien. In einem späteren Bericht von 1698 ist die Rede von 70 Kirchen mit 100000 Seelen. Die beiden zweihundert Jahre auseinanderliegenden Berichte scheinen sich nicht zu widersprechen, trotzdem sie in der langen Zwischenzeit eher eine Ab- wie Zunahme der Gemeindeglieder bekunden. Einmal waren die alteingesessenen Christen in Indien, ein von dem Stamm losgelöster, dürre gewordener Zweig, längst entfremdet, sich als eine Missionskirche in heidnischem Lande anzusehen, und dann als die Hauptsache fällt in diese Zeit die arge, brutale Vergewaltigung seitens der Jesuiten. Der weit über die Gebühr gefeierte Xavier hat die im Lande vorgefundenen Christen kaum einer Beachtung gewürdigt; seine Jesuiten

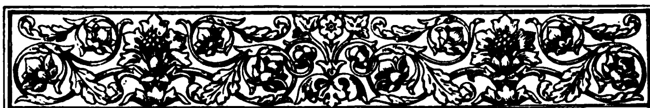
sahen sie als Gegenstand ihrer Bekehrungsversuche an. Sie waren eifrig in ihrer Weise bestrebt, die Nachkommen der einst vom römischen Stuhle abtrünnig gewordenen Nestorianer mit der Mutterkirche zu vereinigen; wo sie der Nötigung nicht willfährig sind, gingen die Patres gegen sie vor noch ärger, als ob sie Heiden wären. Wir Söhne der Reformation haben diese Jesuitenpraktik nur allzugut kennen gelernt; wie sie heute noch sind, so waren die Schüler des Loyola schon vor 300 Jahren allüberall, wohin sie vordrangen. In Goa, dem indischen Hauptsitz ihrer Thätigkeit, arbeitete zum Staunen und Schrecken der Eingebornen die Inquisition so emsig wie in Spanien und Italien und den Niederlanden. Auch das darf nicht verschwiegen werden, daß die Niederländer, nachdem sie den Spaniern die Vorherrschaft auf dem Meere entwunden und sie aus fast all ihren Besitzungen in Indien verdrängt, ungeschult in den Aufgaben wahrhaft evangelischer Mission, sich in den eroberten Landen von dem damals wohl herrschenden, gewiß aber unevangelischen Grundsatze leiten ließen: wessen das Land, dessen die Religion. Zumal auf Ceylon sind mir schon bei meinem ersten Besuch die abschreckenden Warnungszeichen solch falscher, die Gewissensfreiheit antastender Kirchenpolitik entgegengetreten. Als das holländische Regiment dort abgewirtschaftet hatte (1792), zählte die niederländische Kirche auf der Insel eine halbe Million Gemeindeglieder. Kaum machte sich das religiös-duldsame Regiment der neuen Herrn auf Ceylon, der Engländer, bemerkbar, so schmolzen diese Gemeinden von „Staatschristen“ dahin wie der Schnee vor der einfallenden Frühlingssonne. Gerade nach einem Jahrhundert (1893) fand ich kaum mehr auch auf kirchlichem Gebiete eine leise Erinnerung an die holländische Zeit. Am Marktplatz steht noch wie ein einsamer Zeuge aus jenen Tagen ein holländischer Glockenturm; des Abends kann man

häufig da evangelische Straßenprediger aus England sehen und hören, die unermüdlich und lebhaft den aufmerksam lauschenden Singhalesen das Evangelium in ihrer Muttersprache verkündigen. Weiter draußen auf einer Anhöhe, von der eine prächtige Aussicht auf den Hafen und die umgebende Tropenlandschaft sich darbietet, steht die alte holländische „Wolfendahl-Kirche“, heute im Besitz der Presbyterianer. Über der Eingangsthür ist als Gründungsjahr 1748 angegeben. Die Kirche bietet 4—500 Gemeindegliedern Raum; die vielen Marmortafeln an den Wänden rufen alte holländische Namen zum Teil um die Kolonie wohlverdienter Männer in der Erinnerung wach. Neben dem Gesangbuch liegt überall auf den Plätzen der kleine Westminster-Katechismus. Niemand, den ich fragte, auch der Pastor nicht, wußte etwas davon, daß bereits 1624 die Holländer in dieser Kirche eine Übersetzung des Heidelberger Katechismus in das Singhalesische veranstaltet hatten. Alle meine Bemühungen, von dem damals auf Ceylon weitverbreiteten Bekenntnisbuch ein Exemplar für meine Sammlung aufzutreiben, schlugen in Colombo fehl; er scheint spurlos verschwunden. Zufällig stieß ich noch auf eine andere leise Erinnerung an das entschwundene holländische Regiment der Verchristlichung Ceylons. Unter den Schildern der zahlreichen, zudringlichen Perlen- und Juwelenhändler, die ihre Verkaufsbuden dicht am Great Eastern Hotel aufgeschlagen haben, befremdeten mich holländisch klingende Ruf- und Familiennamen, obgleich sich die Ladeninhaber als Landeskinder erwiesen. Ihre Großeltern hatten mit der Taufe holländische, christliche Namen angenommen, die ihnen geblieben, auch als sie nach dem Zusammenbruch des holländischen Regimentes wieder ins Heidentum zurückgefallen waren.

Die evangelische Mission hatte in diesem Jahrhundert von neuem in Indien ihre Arbeit aufzunehmen. Es war

ein kaum nennenswertes Erbe, was sie aus kümmerlichen Trümmern sammeln konnte. Noch waren die alten Thomaschristen nicht völlig verschwunden. Sie sind in tiefe Erstarrung geraten ähnlich wie die Armenier, wie die syrischen Christen. Und ähnlich wie bei ihnen gilt es mit geschickter Hand Wiederbelebungsversuche zu machen. Daß dieselben nicht vergeblich zu sein brauchen, das beweisen die ausdauernden Bemühungen zumal unsrer amerikanischen Glaubensgenossen seit sechzig und siebzig Jahren im weiten Gebiete Kleinasiens. Die letzten so furchtbaren Blutbäder in Armenien — eine gen Himmel schreiende Anklage auch wider die christlichen Großmächte — legen Zeugnis ab, welchen Erfolg diese evangelischen Missionsbemühungen gehabt. Wäre er nicht ein so augenfälliger gewesen, würde er den mohammedanischen Fanatismus nicht zu solchen Greueln angereizt haben.





II.

Madras.



Durch eine ärgerliche Verzögerung waren wir später als vorausgesehen in Madras eingetroffen. Vierundzwanzig Stunden über die angesetzte Zeit mußten wir in Colombo auf einen Dampfer warten, dessen Reisende wir nach Kalkutta mitnehmen sollten; dann hatte auf der etwa tausend Kilometer langen Meerfahrt von Ceylon nach Madras ein heftiger Monsun uns gefaßt, so daß wir statt lange vor Sonnenaufgang erst um die Mittagsstunde am Sonntag in den jetzt geschützten Hafen einliefen und statt eines anderthalbtägigen Aufenthaltes schon nach sechs Stunden wieder weiter dampften. Madras war in meine auf den Norden Indiens beschränkte Missionsstudienreise nicht mit aufgenommen. Nur alle vierzehn Tage bietet die Dampferlinie Gelegenheit zur Weiterreise, eine zu kurze Frist, um auch nur das ausgedehnte Leipziger Missionsgebiet unter den Tamulen kennen zu lernen, eine zu lange, um bei knapp gemessener Zeit sie ausschließlich für Madras zu verwenden.

Niemand an Bord hatte Lust, die paar gewährten Stunden in der heißesten Tageszeit an Land zu gehen;

mich durfte die Tropenhitze selbstverständlich nicht abschrecken. Der treue und liebenswürdige Superintendent der deutschen lutherischen Mission in Madras, der seit einer Reihe von Jahren schon auf dem weit vorgeschobenen, zwiefach heißen Vorposten wacker und unverdrossen und nicht vergeblich ausdauert, Pastor Kabis aus Rudolstadt, hatte seit dem frühen Morgen stundenlang an dem prächtigen, acht Kilometer sich hinziehenden, aber schonungslos, schattenlos der sengenden Sonnenglut preisgegebenen Hafendamm gewartet; nun kam er an Bord, mir sein freundliches Geleite für eine Wanderung durch die Stadt anzubieten.

Ein Ort war es vor allen andern, der mich unwiderstehlich anzog. Wir fuhren nach dem entlegenen Fort außerhalb der Stadt, über dessen Umfassungsmauern und Häuser, weithin schon vom Meere aus sichtbar, der schlanke Turm der Marienkirche emporragt. Sie ist die älteste englische Kirche in Indien, bereits 1680 eingeweiht, jetzt frisch hergestellt, daß sie in ihrem schmucken Aussehn wie ein Neubau sich darstellt. Welch wechselvollen Geschickes Zeuge im fernen Lande ist die ehrwürdige evangelische Kirche während der abgelaufenen zweihundert Jahre gewesen! Nach dortiger schöner Weise bewahrt auch diese Kirche dem allen pietätvolles Gedächtnis; ihre Wände sind mit Marmortafeln geziert, welche die Erinnerung an hervorragende Männer in Kirche und Staat wachrufen; bei einzelnen um Stadt und Land besonders verdienten Männern ist der Inschrift ein Denkmal beigefügt. Das schönste Denkmal in der Kirche wurde einem Missionar errichtet. Das Hochbild zeigt in weißem kostbarem Marmor einen ehrwürdigen Greis auf dem Sterbelager, umgeben von Freunden; ein Engel erscheint in Wolken und hält dem von seinem Herrn heimgerufenen Knecht als seinen einigen Trost nun auch im Sterben das Kreuz entgegen. Ganz besonders auszeichnenden

Wert verleiht dem Kunstwerk und seinem eingemeißelten langen Lobebrief, daß die ostindische Compagnie, die sich allezeit feindselig der Mission und ihren Sendboten in Indien gezeigt, das Denkmal gestiftet; was aber den Wert in der Schätzung eines Deutschen steigert und ihm vaterländisches Hochgefühl einflößt, ist, daß die englische Compagnie die hohe Auszeichnung einem deutschen, evangelischen Missionar zuerkannt, unserm unvergeßlichen Landsmann Christian Friedrich Schwartz aus Sonnenburg in der Neumark. Ja gewiß, der treue, deutsche Sendbote, auch ein geistiger Sohn Franckes, hat die ehrende Anerkennung in vollem Maße verdient. Wenn England, wenn die evangelische Kirche Heerschau halten über die Helden, denen das heutige Indien zu größtem Danke verpflichtet ist, dann sehen sie in der Vorderreihe den Märker, der fast ein halbes Jahrhundert (1750—1798) seine beste, gottbegnadete Kraft in vorbildlicher Weise für die Christianisierung des Landes aufgebraucht. Schon vier Monate nach seiner Ankunft ist der vierundzwanzigjährige junge Sendbote, welcher bereits auf der Hochschule zu Halle sich mit der Tamulensprache vertraut gemacht, imstande, den Eingebornen in der Umgegend von Trankebar das Evangelium in ihrer Muttersprache zu verkündigen. Mit rastlosem Eifer, mit nie erlahmender Kraft, unaufgehalten von der sengenden Tropenhitze hat Schwartz Jahrzehnte hindurch den Süden Indiens mit seiner Predigt erfüllt, mit großem praktischem Geschick Schulen gegründet, Gemeinden ins Leben gerufen, Kirchen gebaut. Die Lauterkeit seines Charakters, sein apostolischer Lebenswandel bahnte ihm Wege, die andern Europäern verschlossen blieben. Der Radscha in Tandschaur befreundete sich mit dem Christen, „für den das Geld kein Versucher ist.“ Sterbend hat der Hindu dem deutschen Missionar die Erziehung seines noch unmündigen Nachfolgers anvertraut;

der junge Fürst war wie ein Sohn zu seinem Vater bis an dessen Lebensende. Als der gewaltthätige Haidar Ali von Mysore gleich einem verheerenden Sturmwind sengend und brennend ins Karnatikgebiet einbrach und die Engländer in Madras für den Bestand ihrer Herrschaft zitterten, ließ der Mohammedaner als einzigen Friedensvermittler den deutschen Missionar vor sich. „Sie sollen mir den Christen senden. Von dem allein habe ich keine Hinterlist zu besorgen; das ist ein Mann, der viel für Gott und das Volk gethan und gelitten und niemals etwas für sich selbst gesucht.“ Es lag nicht an Schwartz, daß die mutig allein unternommene, gefährliche Sendung zu keinem Ausgleich führte. Erst nach dem bald darauf erfolgten Tode des grausamen, siegreichen Haidar (1782) schloß bekanntlich sein Sohn Tippo Sahib den ersehnten Frieden (1784).

Ob Schwartz der einzige deutsche Missionar ist, dessen dankbares Gedächtnis eine Marmortafel in der Marienkirche bewahrt, entsinne ich mich nicht mehr. Jedenfalls ist er nicht der Erstling unter den evangelischen Sendboten unsers Vaterlandes, die in den fruchtbaren Boden Indiens — diese „erste Liebe“, von der man nimmer lassen kann, unsrer deutschen evangelischen Missionsgemeinde — eine reiche Aussaat des Evangeliums eingesenkt. Bei allem Bedauern, daß unsre Reformatoren unleugbar müßig gewesen, den Missionsbefehl unsers Herrn Christus auszurichten, ist es ein lichter, tröstlicher Gedanke, unser Heimatland der Reformation trotz all seiner unendlich langen Versäumnis und Verschuldung dennoch von dem Herrn auserwählt zu sehen, Geburtsstätte der evangelischen Mission zu sein und die ersten Söhne aus seiner Mitte zu stellen, bereit, das Evangelium unter die Heiden zu bringen.*) Nie und

*) Was Holland und England bis dahin ausgesandt, waren Geistliche für ihre Landeskinder in fernen Kolonieen; vielleicht ab-

nimmer darf es vergessen werden, daß der Pietismus in seinen gottgesegneten Anfängen der warme Mutterschoß gewesen, durch den unsre evangelische Mission ins Dasein getreten. Das ist das Große an den ersten, auserwählten Trägern dieser über unsre Kirche vom Himmel hoch gekommenen Erweckung und Neubelebung, daß die tiefgehende Verinnerlichung des an Gottes Wort erfrischten Glaubenslebens alsbald thatkräftig im Lebenswandel sich offenbarte, der in rastlosem Liebesschaffen sich bethätigte. Was heute in unserm Jahrhundert der Mission nach innen und außen auch in seinen Werkleuten gesondert auftritt, war bei den Vätern des Pietismus noch in schöner Einheit zusammengefaßt. In vorbildlicher Weise bei dem Freunde und Mitarbeiter Speners, bei August Hermann Francke. Mit der einen Hand baute er das Hallesche Waisenhaus, wohl darf man sagen, die Heimstätte und Ahne der inneren Mission; mit der andern Hand zog er eine Jugend auf, zum ersten Male seit den Tagen der Reformation willig und bereit, von Vaterland und Freundschaft auszugehen in ein fernes Land, das der Herr ihnen als Arbeitsstätte der äußeren Mission zeigen werde. So eigen! Weltflüchtig, engherzig hat man jene Pietisten in Halle gescholten, den einen und andern unter ihnen vielleicht nicht ganz unbegründet, und dennoch war ihr warmes Herz so weit, ihre erbarmende Liebe für die Brüder und berufenen Miterben unter allen Völkern der Erde so warm und stark, daß das oft winzig kleine Heimatländchen ihnen zu eng ward und es sie mit Allgewalt in die weite, weite Welt hinauszog, das Wort vom Kreuze denen als Erlösung zu bringen, die es noch nicht kannten. Wir dürfen in dankbarer Erinnerung

---

gesehen von der Missionsschule des Waläus, die kaum über die ersten Anfänge hinauskam.

an jene unsre deutschen Glaubenshelden nicht müde werden, immer und immer wieder der heutigen Welt zu sagen, daß diese von ihr als weltflüchtig und engherzig gescholtenen und gering geachteten Männer dennoch unter unserm Volke als die Bahnbrecher einer Weltpolitik dastehen, an der auch wir, wenn auch recht verspätet, im Ringe der Großmächte teilnehmen und die zu einem Segen aller Welt nur werden kann, wenn wir die Völker der Erde nicht für uns ausnutzen, sondern ihnen, wie jene Erstlinge gethan, mit freigebiger Hand die Segnungen christlicher Kultur bringen. Es sind „kleine, stille Leute“ gewesen, diese ersten Sendboten unsrer deutschen evangelischen Kirche an der Schwelle des vorigen Jahrhunderts, von den Mächtigen der Erde und den führenden Geistern jener Tage unbeachtet und ihnen fremd, wie den weltbeherrschenden Römern einst die geringen Fischersleute vom See Genezareth, die Christus als seine Werbeleute zu allen Völkern der Erde aussandte. Kein geringer Teil ihrer Größe ruht in der weltüberwindenden Glaubenskraft, in welcher sie sich als Schuldner beides der Griechen und der Ungriechen erkannten. Dies Schuldbewußtsein, jedem Philister und Weltkind ein fremdes Ding und Märchen, flammte zuerst auf in dem größten Heidenapostel; in seinem Feuerschein wirkt seit den Tagen des Apostels Paulus jede gottgesegnete Mission. Sie kann es nicht lassen, aller Welt von dem zu zeugen, was sie gesehen und gehört, und dem Befehl ihres Herrn zu gehorchen. Das ist der kostbare Freibrief ihres Rechtes, ihrer Pflicht.

Aus der Schule dieser deutschen, wahrhaft und tiefgegründet evangelischen Männer sind die ersten Missionare unsrer Kirche seit den Tagen der Reformation mittelbar oder unmittelbar hervorgegangen, leuchtende Morgensterne damals am nächtlichen Himmel unsrer Kirche. Noch war

diese Kirche und die das Regiment in ihr hatten an jenem aufdämmernden Frühmorgen schlaftrunken. Weiter wie bis an die nahegelegene Landesgrenze drang das müde, kurzsichtige Auge nicht. Daß unser Glaube ein Sieg sei, der die Welt überwunden, daß er in einer Gotteskraft sich zu bethätigen habe, die unaufhaltsam und siegreich über die ganze Welt vordringen will und muß, schien vergessen, im jahrhundertlangen Schlafe „verträumt". Vereinsamte Wächterstimmen verlauteten schon da und dort, zumeist nicht aus dem Munde derer, die in der Kirche das oft große Wort führten; sie wurden aber überhört oder zum Schweigen gebracht von denen zumeist, die im Kirchenregimente saßen. Von den deutschen Fürsten in den zahllosen deutschen Ländchen besaß in der kümmerlichen, kläglichen Zeit noch lange nach dem dreißigjährigen Krieg keiner ein Stück fremder Erde mit Ausnahme etwa des damals auch schon heimgegangenen großen Kurfürsten aus dem Hohenzollernhause, der die Bedeutung fernen Kolonialbesitzes für einen im Ringe der Völker aufstrebenden Staat mit seinem Falkenauge klar erkannte und auch an die zur Erreichung des hochgesteckten Zieles notwendige Schaffung einer Flotte dachte. Andere evangelische Staaten, die Niederlande, Großbritannien, selbst das kleine Dänemark waren dem in hundert Ländchen zerstückelten Deutschland an diesem wichtigen Punkte weit voraus und rechtzeitig und eifrig bei der Hand, in fernen Landen Fuß zu fassen und ihren Völkern Eigenbesitz zu erwerben. Indien übte wieder einmal bei solchem Wettbewerb unwiderstehliche Anziehungskraft aus. Auch auf Dänemark. Das hatte unten im Süden das Gebiet von Trankebar mit Beschlag gelegt, später dann noch im Norden ein Einschlußländchen unweit von Kalkutta, Sirampur, wo der erste englische Missionar am Ausgang des vorigen Jahrhunderts, Carey, für seine Arbeit eine Heimstätte

gefunden, welche ihm die klägliche Krämerpolitik der ostindischen Compagnie auf englischem Gebiete in Bengalen verweigerte.

Friedrich dem Vierten von Dänemark war es Herzensanliegen, zu seinen heidnischen Unterthanen in Trankebar evangelische Missionare zu senden. Die dänische Kirche war unvermögend, solche Männer aus der eigenen Mitte zu stellen; ihren Leuten in jenen Tagen sagte die warme, heimische Pfründe mehr zu als der Missionsbefehl des Herrn. Nur die evangelische Kirche in Deutschland und auch hier nur Recken aus der Schule Franckes waren tüchtig und bereit, einem Ruf, in welchem sie des Herrn Stimme erkannten, zu folgen. Lütkens, der dänische Hofprediger, früher Propst in Berlin und mit Spener innig befreundet und gleichgesinnt, ist willens, nach Trankebar zu gehen; aber der fromme König will seinen ehrwürdigen, betagten Seelsorger nicht ziehen lassen. An seiner Statt erklären sich zwei geistige Söhne von Francke, die eben ihre Studien in Halle vollendet, in Gottes Namen bereit, den Heiden das Evangelium zu verkünden: Ziegenbalg aus Pulsnitz im Meißener Lande und sein Freund und Studiengenosse Plütschau, ein Mecklenburger aus Wesenberg. Am 9. Juli 1706 landeten die beiden beherzten, glaubensstarken Bahnbrecher der evangelischen Mission in Trankebar. Was diese beiden Heldengestalten in schier vorbildlicher Weise dort gewirkt, was in ihren reichgesegneten Fußstapfen die leuchtende Schar von deutschen Nachfolgern fast während des ganzen vorigen Jahrhunderts, in wunderbarer, reichgesegneter Kraft voll selbstloser Hingabe an den opferschweren und doch so köstlichen Beruf geleistet, ist mit unauslöschlicher Schrift in die Geschichte der evangelischen Mission eingetragen und füllt ein Blatt aus, ebenso wertvoll und dankenswert unsrer evangelischen Kirche wie

unserm deutschen Volke. Die Reihen dieser Männer lichteten sich erst und in dem Maße, als der Geist aus unsrer heimischen Kirche wich, der jene Erstlinge beseelte. Noch früher war der opferwillige Liebeseifer in der heimischen Kirche und unter unsern evangelischen Volksgenossen erkaltet, der den Brüdern in der fernen schweren Arbeit die Sorge um das tägliche Brot abnimmt. Solange Francke lebte, flossen ihm auch reichliche Mittel zu, das Missionswerk zu unterstützen; die kamen nach seinem Scheiden immer spärlicher ein, um dann völlig zu versiegen. Unsre deutschen, im Stiche gelassenen Brüder hätten die Arbeit noch vor Vollendung ihres Tagewerkes niederlegen müssen, wenn nicht eine englische Gesellschaft die deutschen Missionare in ihre Fürsorge genommen.

All diese Erinnerung mit ihren lichten, erhebenden, aber auch mit so manchen schmerzlichen und beschämenden Zügen trat vor dem ausdrucksvollen Denkmal in der Marienkirche vor die Seele. In der Schar der Freunde auf dem Hochbilde, die sich teilnehmend zu dem sterbenden Streiter Christi niederbeugen, erscheinen mir verkörpert die Berufsgenossen, die unserm deutschen Namen im fremden Lande Ruhm eingetragen und in der Treue der Arbeit nicht wankten, als die Heimat sie vergessen zu haben schien, als ihre Kirche keine Söhne mehr zu entsenden hatte, ihre alt und müde werdenden Arme zu stützen. Ihr Erbe haben wir eingebüßt, in der That nicht unverschuldet. Draußen in der Vorstadt der Eingebornen, in Vepery, wurde mir noch die Kirche gezeigt, jetzt wieder neu hergestellt, worin vor länger als einem Jahrhundert der treue Missionar Fabricius aus Kleeberg im Niederlahngau, der ein halbes Jahrhundert (1740—1791) in großem Segen, wenn auch unter viel Anfechtung, unter den Tamulen gearbeitet, gepredigt hat; sie ist heute im Besitz der englischen Mission,

die sich als Nährmutter unsrer deutschen Sendboten damals erwiesen.

Von der denkwürdigen Kirche im Fort eine Fahrt durch die ganze, in einem langgestreckten Streifen sich hinziehende Stadt! Vom Meere aus ist der Anblick prächtig; wir hatten uns stundenlang bei der Einfahrt daran geweidet. In höherem Grade noch als Kalkutta stellt sich von der Seeseite Madras als eine Stadt der Paläste dar; die großartigen Neubauten längs dem Kai sind zum Teil von monumentaler Schönheit, deren Stil, so will mich auch hier bedünken, sich doch nicht recht in die tropische Landschaft einfügt. Er ist so schwer, so wuchtig in seinen Formen; er macht den Eindruck, als ob er aus weiter, nordischer Ferne hierher versetzt, sich auf dem heißen Boden nicht heimisch fühle, ähnlich den Bewohnern, die gerade in Madras nur so lange auszuhalten pflegen, als der Regierungsdienst sie festhält oder bis sie im Handel genug erworben, um daheim sorgenlos leben zu können. Der Unterschied im Wohnen zwischen diesen europäischen Zugvögeln und der an Zahl weit überlegenen seßhaften Bevölkerung der Eingebornen tritt augenfällig und in scharfer Scheidung zu Tage. Die Glanzzeit von Madras scheint der Vergangenheit anzugehören; auf der einen Seite ist die viel ältere Stadt von Kalkutta als dem Sitz der obersten Regierung überflügelt; auf der andern Seite bietet Bombay mit seinem vorzüglichen Hafen dem Handel einen viel günstigeren, dem Mutterland in Europa näher gelegenen Markt und Stapelplatz. Auch das ausgedehnte Eisenbahnnetz, das die Reichtümer des Innern bequem nach Kalkutta und Bombay zur Weiterbeförderung übermittelt, drängt mehr und mehr Madras mit seiner der Schiffahrt ungünstigen Seeseite in den Hintergrund. Eins fiel mir bei der Fahrt unter der kundigen Führung meines Begleiters auf: wie sehr alle die verschiedenen evangelischen

Kirchenverbände hier in Madras für eine eifrige Missionsarbeit einen Standort sich ausgesucht. In einzelnen Straßen drängt sich Kapelle an Kapelle verschiedener Kirchengemeinschaften, dazu Schulen, öffentliche Hallen; in ihnen allen soll sich, zumal wenn die heißeste Zeit vorüber, eine rege Missionsarbeit entfalten. Ihr entspricht der dadurch stark hervorgerufene Widerspruch der Heiden; auch ihre geistigen Anwälte haben gerade hier mit besonderem Eifer den hingeworfenen Fehdehandschuh aufgehoben. Die Zeit war zu knapp bemessen, um von dem heißentbrannten Geisteskampf mehr als nur die Mitteilungen des Begleiters zu erfahren.

Leider war auch der kurze Aufenthalt ungelegen, von der großartigen „christlichen Hochschule" mehr als die Außenseite ihrer prachtvollen Bauwerke in Augenschein zu nehmen. Noch war die lange Ferienzeit während der Sommerhitze nicht vorüber. Der hochherzige und freigebige Gründer der Schule, D. Miller, der — irre ich nicht, mit seinem ebenso reichen Bruder, einem Geistlichen — alle diese monumentalen Anstaltsbauten, deren sich manche deutsche Hochschule nicht zu schämen hätte, aus eigenen Mitteln errichtet hat und seit Jahrzehnten für alle Unterschüsse der weit ausgedehnten Anlage aufkommt, befand sich noch in Schottland, wohin ihn wie einst seinen berühmten Landsmann Duff das Vertrauen seiner Kirche zum Moderator der Generalversammlung der schottischen Freikirche berufen hatte. Es ist doch etwas Köstliches und Vorbildliches in diesen schottischen Kirchenmännern, die reich ihre großen Mittel und sich selbst dazu völlig in den Dienst der Mission stellen und in selbstloser, heißer Arbeit ihr Leben aufbrauchen, um dem Missionsbefehl unsers Heilandes zu gehorsamen. Solch einem nicht selten vorkommenden Vorgang unter unsern evangelischen Glaubensgenossen Großbritanniens haben

wir Deutsche kaum noch ein Beispiel an die Seite zu rücken; zu der Größe eines christlichen Volkes ist aber unbedingt zu zählen, wenn seine evangelische Kirche auch solche Söhne und Töchter in steigender Zahl stellt. Auch dieses „Madras Christian College" macht den christlichen Religionsunterricht für alle Schüler verbindlich. Die dem Hindu ärgerliche Verfügung schreckt nicht von dem Besuche ab; nicht weniger als 7—800 Schüler besuchen die Anstalt, die in ihren wissenschaftlichen Leistungen auf gleicher Stufe mit der Regierungs-Hochschule in Madras steht, dieselbe nach der Meinung einzelner überragt. Der mir vorliegende letzte Bericht zeigt ein sehr günstiges Ergebnis bei den Prüfungen vor der Staatsbehörde. Die eine leise vernommene Klage bleibe nicht unerwähnt, daß der so verdiente Leiter der Anstalt, um den Verdacht von seiner Lieblingsschöpfung abzuweisen, als ob sie nur auf Christenfang ausgehe, es nicht gern sähe, wenn angesehene Hinduzöglinge, durch den empfangenen christlichen Religionsunterricht erweckt, noch während der Schulzeit die Taufe begehrten. Sollte die Klage sich bewahrheiten, dann würde die Scheu zeigen, daß Duff in seiner Anstalt denn doch beherzter war und vor einem Ärgernis nicht zurückschreckte, das den Besuch seiner Anstalt nicht lange schädigen konnte.

Die paar Stunden an Land wurden weiter ausgenutzt, um wenigstens einen flüchtigen Einblick in das Madras-Arbeitsfeld der Leipziger deutschen lutherischen Mission unter den Tamulen durch die liebenswürdige und kundige Führung ihres hochverdienten Superintendenten zu gewinnen. Als 1836 die evangelisch-lutherische Missionsgesellschaft zu Dresden (später Leipzig) eine Missionsschule ins Leben rief, nahm die Gesellschaft 1840 den längst schon abgerissenen und den deutschen Händen entfallenen Faden der alten, gesegneten Dänisch-Halleschen Mission unter den Tamulen im Trankebar-

Gebiet wieder auf. Sie kam viel zu spät, um das einst so wertvolle Erbe ihrer Landsleute anzutreten, das bei dem Heimgang unsrer deutschen Helden wie Schwartz, Fabricius und ihren Mitstreitern aus einer heidenchristlichen Schar von etwa 30000 Seelen bestand. Unter den Händen ihrer Nachfolger aus rationalistischer Schule war das Erbe rasch zusammengeschmolzen; gar wohl begreiflich. Dann blieben in dürftiger Zeit auch die Sendboten aus; der Rationalismus daheim meinte, daß die Mission als eine Bekehrungsanstalt doch eigentlich kein Recht des Fortbestandes habe. Das einst so hoffnungsvolle, nun hirtenlos gewordene Gut ging in den Besitz der Engländer über, die einen berechtigten Anspruch sich dadurch erworben, daß sie seit Jahrzehnten den größten Teil des Unterhaltes bestritten, anfänglich seitens der alten „Ausbreitungs-Gesellschaft", dann durch ihre an der Wende des Jahrhunderts gegründete, rasch aufblühende „kirchliche Missions-Gesellschaft". Die Leipziger hatten von frischem zu beginnen. Neuland im Tamulengebiet war noch genügend vorhanden, um unter den fleißigen Pflug genommen zu werden; da und dort stieß man auch auf im Stiche gelassene Überreste, an denen eine lange vernachlässigte Arbeit wieder aufgenommen werden konnte. Wir sind dem im Laufe der Jahrzehnte immer weiter sich ausdehnenden Missionsfeld im alten, deutschen Heimgebiete nicht nachgegangen, haben deshalb auch nicht in diesen indischen Reisebriefen davon zu berichten, noch viel weniger ein Recht und auch die Lust, ein Urteil über die Leipziger Missionsarbeit im Tamulenlande zu fällen. Nur ein paar Augenblicksbilder aus Madras!

Unweit dem Kai und der Landungsstelle liegt in einem der Eingebornen-Stadtteile, ganz reizend im Schatten tropischer Pflanzenwelt, die kleine, vor nicht langer Zeit

gebaute Rajapuramkapelle (Morgensternkirche). Ein Tamule hat den Platz dazu geschenkt und ihn mit einem sorgfältig von ihm unterhaltenen Garten umgeben. Die Kapelle ist von der Mission gebaut; die innere Einrichtung muß die Gemeinde sich selbst schaffen. Die Opferwilligkeit ist unter den meist armen Leuten eine rege, um so bald wie möglich ihr schmuckes Kirchlein auch mit Bänken zu versehen. Bis sie das aus eigenen Mitteln geleistet, müssen sie nach Landessitte auf Matten am Boden sitzen. Der eingeborne Prediger begrüßte den aus der Fremde gekommenen „Sahib" herzlich; der Gottesdienst war an dem Morgen — leider vergeblich — eine ganze Stunde hinausgerückt worden, um den erwarteten Gast daran teilnehmen und von ihm die zahlreich versammelte Gemeinde begrüßen zu lassen. Was von den Gemeindegliedern noch im Garten und in den anstoßenden Hütten der Christen sich zeigte, machte einen günstigen Eindruck. Kabis nennt seine lieben christlichen Tamulen mit ihren schönen, sanften Gesichtszügen und ihren tiefen, leuchtenden, so gutherzigen Augen „die Deutschen unter den indischen Volksstämmen". Die sinnige Anekdote eines Gemeindegliedes — ein einfacher, schlichter, frommer Bauer — sei mitgeteilt. Das Menschenherz sei vergleichbar der volkstümlichsten, täglichen Hausmannskost: Reis mit Curry. Nimmt der Koch die Speise vom Feuer weg und läßt sie nur kurze Zeit unbeachtet stehen, dann machen sich die weißen Ameisen, diese arge Landplage, darüber her und fressen sie auf; das sind unsre Lüste und Leidenschaften, die Sünden, die uns ins Verderben stürzen. Solange der Reis über dem Feuer steht, wagen sich die gefräßigen Tiere nicht heran. Unser Herr Christus hat dieses Feuer angezündet; dazu ist er in die Welt gekommen. Solange das in unserm Herzen brennt, sind wir vor den schlimmen Tieren geschützt und bewahrt. —

Beim Weggang überreichte mir der Eigentümer des Kirchgartens einen prächtigen, wohlduftenden Blumenstrauß; so bringt es die schöne Landessitte mit sich. Noch ein paar Tage bis nach Kalkutta erfreuten sich die Mitreisenden im Speisesaal an dem herrlichen Blumenflor und seinem köstlichen Dufte.

Von da nach dem entlegenen Stadtteil Vepery. Da hier fast nur Eingeborne wohnen, haben sich auch verschiedene Missionsanstalten angesiedelt. Aus alten Tagen steht noch die Kirche von Missionar Fabricius da; hier ist auch das ausgedehnte Leipziger Missionsgehöft mit dem Bungalow des Superintendenten mit der anstoßenden Wohnung seines Hülfspredigers, den ich zuletzt vor mehr als einem Vierteljahrhundert auf den Armen seiner Wärterin in Warschau gesehen. Hier oben mitten in der 1100 Seelen zählenden christlichen Tamulgemeinde steht ebenfalls in einem größeren, mit verschiedenen Anstaltsgebäuden besetzten Anwesen die lutherische Adaikalanadarkirche (der Herr ist Zuflucht). Trotz ihrer Größe und der zahlreichen Mitglieder ist die Gemeinde noch nicht imstande gewesen, sich eigenes Gestühl anzuschaffen; dicht zusammengedrängt hocken die Kirchgänger des Sonntags auf ihren Matten am Boden. Der streng eingehaltene Brauch, in solcher Weise auch die ärmste Gemeinde zu einer Beisteuer beim Kirchenbau heranzuziehen, ist nachahmenswert; er würde in erhöhtem Grade die Berliner anspornen, bei ihrer großen Kirchennot einerseits minder kostspielige Kirchen zu bauen und dann die Gemeindeglieder zu einer gesteigerten Opferwilligkeit für ihre Kirche anzuregen. Es würde auch dort wie hier in den tamulischen Gemeinden ein Wetteifer entstehen, durch eigene Kraft baldmöglichst aus der dürftigen Lage herauszukommen. Der Altar ist mit einem schönen Gemälde des Malers Jaeger in Dresden geschmückt; ein mir für eine Kirche noch lieberer

Wandschmuck ist eine Reihe von Bibelsprüchen in der Landessprache, die den Lesekundigen der Gemeinde vor und nach dem Gottesdienst das Wort Gottes nahebringen. Mit der Kirche verbunden ist ein Jünglingsverein, aus jungen Tamulen gebildet. Einer aus dem Kreise übte sich gerade im Posaunenblasen, ein anderer spielte auf dem Harmonium Choräle, ein dritter ordnete die reichhaltige, den Jünglingen in ihrer Muttersprache zugängliche Büchersammlung: ein wohlthuendes, anmutendes und auch anheimelndes Bild, das lockend zeigte, wie Pfropfreiser unsrer inneren Mission nun auch unter den Tamulen auf dem Boden der äußeren Mission eingepflanzt sind, Wurzel geschlagen haben und gewiß unter Gottes Segen reife Frucht tragen werden. Die eine Zwillingsschwester christlicher Lebensthätigkeit bietet so der andern als Mitarbeiterin hülfreiche Hand. So soll es eben sein in unsrer evangelischen Kirche! Noch ein anderes Pfropfreis der inneren Mission durfte ich dort in Vepery zu meiner großen Freude sehen. Dicht neben der Kirche und innerhalb ihrer Umfriedigung wohnt in eigenem Bungalow Schwester Emma, eine Diakonisse aus Neuendettelsau; bei meinem Besuche noch vereinsamt und allein in der schweren Arbeit, nun aber hoffentlich, daß das Mutterhaus in Bayern ihr noch ein paar Schwestern zur Seite gestellt. Das ist gewiß so recht im Geist und nach dem Herzen Löhes, seine Diakonissen unter ihren neu gewonnenen tamulischen Schwestern in einem stillen, gottseligen Wandel, wie es ihnen in der Gemeinde geziemet, als beredte Predigerinnen des Wortes Gottes thätig zu sehen.

Mein Aufenthalt war zu kurz, um aus eigenem Augenschein berichten zu können, wie sich gegenwärtig die Leipziger Mission auf ihrem Arbeitsfeld zu der heiklen Kastenfrage stellt. Sie hat bekanntlich von vornherein eine andre

Stellung zu der vielumstrittenen Frage eingenommen, als die andern evangelischen Missionen in Indien; sie wandelte in den Geleisen, in welchen ihre Vorgänger, die Dänisch-Halleschen Missionare, wenn auch nicht von Anfang an, ihre Straße gezogen. Im Laufe der Jahre hat sie an diesem ihrem Sondergepräge manchen Zug gemäßigt und auch nachgewiesen, daß man zum Teil aus Unkenntnis ihr Verhalten schroffer, einseitiger, unevangelischer dargestellt, als es sich in Wirklichkeit erweist. Ihre Missionsübung unterscheide sich gegenwärtig nicht mehr wesentlich von der der andern Gesellschaften. Mag sein; es war mir lieb, aus kundigem Munde an Ort und Stelle die Aussage bestätigt zu hören. Von andern peinlichen Fragen und Kämpfen werden die dortige lutherische Mission und ihre Sendboten augenblicklich beansprucht und behelligt; sie kommen aus dem eigenen Lager. Glaubensbrüder und Heißsporne des lutherischen Bekenntnisses von der Missouri-Synode, die sich für die unverfälschten und lauteren Vertreter der vielfach gespaltenen lutherischen Kirche halten und rücksichtslos dafür ausgeben, sind auch dort aufgetaucht und haben bedauerlicherweise Zwietracht ausgesät. Die Saat zu betrachten, lag völlig abseits meiner Missionspfade; viel näher die tief in alle Missionsarbeiten in Indien eindringende Kastenfrage.

Das indische Kastenwesen steht als ein heute noch ungelöstes Rätsel vor unsern darüber geradezu verblüfften Augen. Ich kenne keine zweite so allmächtige, das gesamte gesellschaftliche und häusliche Leben durchdringende, alle beherrschende menschliche Satzung, seit der Urväter Zeit in ungeschwächter Geltung, wie die Kaste in Indien. Sie ist aufs innigste mit dem Hinduismus verknüpft, verwachsen; beide fördern sich gegenseitig in ihrer Zwingherrschaft über die Volksseele. Es will mich jetzt bedünken, als ob diese sociale Zwingherrschaft noch stärker sei als die eng verschwisterte

religiöse. Mit seiner Götterlehre mag ein Hindu verfallen, völlig dem Unglauben ergeben sein, und dennoch fühlt er sich unvermögend, die Ketten der Kaste zu sprengen. Weil und solange die ihn festhalten, weiset er die christliche Predigt ab, bleibt er äußerlich ein Glied des Hinduismus, dem er innerlich bereits abgestorben ist. Von vielen Missionaren und auch von Kabis habe ich Herzergreifendes über die Vorgänge erzählen hören, die der Taufe eines Inders voranzugehen pflegen, wenn die Eltern, die ganze Familie händeringend, unter den bittersten Thränen flehend vor dem Täufling liegen und ihn beschwören, nicht einen Schritt zu thun, der ihn von der Kaste und damit von Volk und Familie für Zeit und Ewigkeit trennt. Die Kaste mit ihren eisernen Satzungen und unmenschlichen Trennungslinien steht in so grellem Gegensatz und Widerspruch mit der christlichen Wahrheit, daß vor Gott kein Ansehen der Person ist, wir durch Jesum Christum allesamt völlig ebenbürtige Brüder sind, Kinder des, den wir unsern einigen Vater im Himmel nennen dürfen mit der unerbittlichen Forderung, unsern Nächsten zu lieben wie uns selbst, daß ein Ausgleich, ein Vertrag denn doch unmöglich ist. Die Mission hat die Pflicht, auch jeden Versuch eines solchen abzuweisen. Den Bruch mit der Kaste hat jeder Täufling zu vollziehen; um Christi Jünger zu werden, muß er Vater und Mutter, das Liebste auf Erden, darangeben. Hunderte und Tausende von unsern Mitbrüdern aus dem frommen Volk der Inder, die das blutige Opfer gebracht, bezeugen es, daß ihr Herr Christus die Zusage hält und hundertfältig ihnen auch in diesem Leben erstattet, was sie um seinetwillen darangegeben. An dem ernsten, entscheidungsvollen Punkte muß jede evangelische Mission unerschütterlich und unerbittlich fest beharren; sie kann nicht anders. Gott wird ihr dennoch zum Siege helfen. Vielleicht nicht so

rasch, als ihr heißer Liebeseifer, dem Herrn unter dem hochbegabten, frommen indischen Volke Jünger zu werben, begehrt. Darauf kommt es nicht an. Der Herr hat keine Zeit für die Ausrichtung seines Auftrages angegeben, nur daß er zu jeder Zeit seine Dienstmannen in der Arbeit treu erfinde. Die Wucht der Kaste ins Wanken zu bringen, sind gerade in unsrer Gegenwart mächtige Hebel und nicht vergeblich in Bewegung gesetzt; wir dürfen uns der unerwarteten Mitarbeit freuen und müssen um so entschiedener jeden Versuch einer Aussöhnung oder Duldung der Kaste abweisen. Auch nicht ihr Schatten darf in eine christliche Missionsgemeinde fallen. Der Beachtung und auch Beherzigung ist wohl wert, daß alle tiefgehenden religiösen Reformen im indischen Volke mit der Zwingherrschaft der Kaste gebrochen. Der Buddhismus hat sie nicht anerkannt, ebensowenig der Dschainismus, und sie haben einst nach vielen Millionen ihre Anhänger gezählt. Als dann der Halbmond siegreich im Norden Indiens eindrang, hat er keinen Vertrag mit der Kaste geschlossen, um seinem Propheten mehr Gläubige aus dem Hinduvolk zu gewinnen. Er ist in gleicher schonungsloser Weise, wie es seine Art von je gewesen, gegen die heidnische Religion des Volkes und gegen seine Kaste vorgegangen und zählt heute noch seine Anhänger im Lande nach Millionen.





III.

Kalkutta.



Endlich naht die wochenlange Meerfahrt ihrem Ziel. Noch ist in der sternhellen Nacht kein Uferstrich sichtbar; aber der Dampfer mäßigt merkbar auf offener See noch den Lauf. Nun zeigt sich in weiter Ferne das Licht des Leuchtschiffs, hier ein treues Warnzeichen, das die Nähe der so sehr gefürchteten Huglimündung meldet. Kaum aus dem Wasser sich erhebend, taucht die Saugar-Insel auf; langsam kreuzen wir vor ihr in weitem Bogen. Unser vorsichtiger Schiffführer kennt gar wohl die drohenden Gefahren des verschlammten Mündungsgebietes mit seinen fast täglich sich ändernden und verschiebenden Sandbänken; er wagt nicht auf eigene Hand vorwärts zu dringen und wartet des kundigen Lootsen, der auch nur am hellen Tage die verantwortungsvolle Führung übernimmt. Die hiesigen Lootsen gelten als die tüchtigsten, erprobtesten des schweren Berufs weithin; ununterbrochen müssen sie sich auf dem Laufenden der wechselnden Wasserstraße halten, um das ihrer Leitung anvertraute Schiff ungefährdet von der Mündung die 130 Kilometer stromaufwärts bis Kalkutta zu

bringen. Auch seine größte Kunst und Vorsicht verschlägt nicht, wenn, wie so häufig um diese Jahreszeit, sich eine Windsbraut erhebt und über die stellenweise seichten Wasser dahinstürmt. Gerade andern Tages nach unsrer Fahrt war unheilvoll ein solcher Wirbelsturm über das Sumpfland und die Niederungen, die sich kaum über das Wasser erheben, weit den Strom hinauf und ins Land hinein gezogen. Der bei seiner Mündung so breite Hugli, daß seine beiden Ufer sich dem Auge entziehen, engt sich bei der Weiterfahrt und an einzelnen Stellen zusammen, daß die ganze üppige, tropische Fruchtbarkeit dieses größten Deltas der Erde in fast greifbare Nähe tritt. Die Regenzeit geht ihrem Ende zu; in berückender Pracht prangt alles in frischem, saftigem Grün. Wir fahren durch das Heimatland des Reises; die fette Schlammniederung reicht dem Landmann im Laufe des Jahres zwei bis vier Ernten der ihm unschätzbaren Körnerfrucht. Hoch ragt am Ufer die Baumwollstaude; das Zuckerrohr sonnt sich in der sengenden Glut, in der sein wertgehaltenes Mark reift. Zumeist unter Palmen und im dichten Schatten der Baniane, dieser hochgepriesenen Zierde indischer Baumwelt, stehen versteckt die Hütten der zahlreichen Ansiedler, leicht aus Bambusrohr zusammengefügt und mit Reisstroh gedeckt. Den Eingebornen schreckt nicht die tropische Sonnenglut, auch nicht die Fieberausdünstung der bis an seine Ansiedlung reichenden Dschungeln, so wenig wie deren reißende, wilde Tiere.

Stundenlang währt die Fahrt stromaufwärts. So fesselnd auch das fremdartige Landschaftsbild den Europäer anmuten und unterhalten mag, es bleibt doch Zeit, auch andern Gedanken nachzuhängen. Lebhaft trat vor die Erinnerung der Freund Duffs, James Long von der kirchlichen Missionsgesellschaft, der sein mannhaftes Eintreten für seine eingeborne Gemeinde mit ungerechter Haft hatte büßen

müssen und der nach jahrzehntelanger, gesegneter Arbeit unter dem heißen Himmelsstrich sich nach England zurückgezogen und von da aus wiederholt mich in Petersburg besucht hatte. Was den schlichten, originellen Mann immer wieder nach Petersburg zog, das war die ihm sich aufdrängende große Ähnlichkeit im Ursprung und Verlauf der Entwicklung zwischen der prachtvollen Kaiserstadt an der Newa und der Hauptstadt des indischen Kaiserreiches am Hugli. Die geistvolle Großfürstin Helene Paulowna interessierte sich lebhaft für den wackeren Missionar und seinen Vergleich dieser beiden jüngsten Weltstädte. Long ist uns den Nachweis trotz jahrelanger Vorarbeiten schuldig geblieben; der Tod hat ihn vor der Ausführung wie auch von dem andern wissenschaftlichen Plan eines Vergleiches des russischen und indischen Volksgeistes, wie er sich in Sinnsprüchen und Redeweisen ausdrückt, weggerafft. Den Nachweis stichhaltig durchzuführen, würde dem kundigen Mann doch schwer gefallen sein. Freilich ein paar Züge äußerer Ähnlichkeit sind nicht wegzustreiten. Die Gründungszeit der beiden Städte fällt nahe zusammen an die Schwelle des achtzehnten Jahrhunderts. Beide Städte danken ihren Ursprung äußerem Machtgebot, das sie gleichsam aus dem Boden gestampft, und zwar beide aus einem der Ansiedlung widerstrebenden, lebengefährdenden Boden; ebenfalls sie beide also, daß ältere Wohnstätten weiter abwärts in die Niederungen eines vielarmigen Mündungsgebietes verlegt wurden, hoch im Norden aus genialem, scharfblickendem politischem Entschluß, hier im Süden aus wohlerwogenen, kaufmännischen Beweggründen. Der erste Bau der Festung im sumpfigen Newadelta hat so viele aus dem Innern gewaltsam herbeigezogene Arbeiter rasch dahingerafft, daß man wohl sagen kann, die Mauern und Straßenzeilen erheben sich auf einem Rost ungezählter Menschenleiber. Noch zahllosere Opfer for-

derten die Fieberausdünstungen der auf dem angeschlämmten Boden des Gangesdelta sich erhebenden, schier undurchdringbaren Dschungeln, die bis an die rasch aufgeworfene alte Festung und an die elenden Hütten der jungen Ansiedlung reichten. Die über die furchtbaren Totenopfer erschreckten Bewohner setzten damals in bitterem Spott den überkommenen Namen von Kalighata, an die blutdürstige Gemahlin Seiwas erinnernd, um in den ihnen verständlicheren „Golgatha", Schädelstätte. Wird doch Kali, in Bengalen die Göttin der Seuchen, in dem scheußlichen Bilde dargestellt und von dem Hindu verehrt, wie sie in der einen Hand ein Schwert, in der andern ein abgehauenes Menschenhaupt, um den Hals eine Kette von Schädeln trägt. So steht das furchtbare Weib auf dem Leibe ihres Gatten und streckt die Zunge heraus. Die Wiege beider gleichaltrigen Städte schien auch ihr Sarg werden zu wollen. Aber die Schwestern haben die erste, unsagbar schwere Zeit überdauert und erwiesen sich als so lebenskräftig, daß sie beide nun nach Verlauf von fast zwanzig Jahrzehnten in jungfräulicher Schöne, in kaiserlicher Pracht dastehen. Sie sind von der gleichen Bevölkerungsmenge — fast eine Million — bewohnt, im Norden das glänzende Petersburg, die geniale Schöpfung eines Peter des Großen, die Hauptstadt des ausgedehntesten und dabei räumlich fest zusammengeschlossenen Reiches auf Erden, im Süden Kalkutta, die Gründung weitblickender, unternehmender britischer Kaufleute, gegenwärtig die Hauptstadt des indischen Reiches, an Umfang kleiner als Rußland, aber dem nordischen Riesen überlegen an der mehr wie doppelten Zahl der Einwohner, und dazu dieses Reich nur eine einzelne Perle, wenn auch die kostbarste, in der strahlenden Krone auf dem Haupte der Königin von Großbritannien.

Neben solchen Zügen der Ähnlichkeit, wieviele unähnliche drängen sich auf! Die Palme der Schönheit möchte ich nun doch der russischen Hauptstadt zuerkennen. Welch ein unvergleichlicher Strom die Newa in seiner prachtvollen granitenen Einfassung, der mitten durch die Stadt und längs einer unabsehbaren Straßenzeile von Palästen in raschem Laufe dahinflutet und auf seinem klaren Wasser — zumal während der „weißen Nächte“ des nordischen Sommers in zauberhafter Schöne — die goldenen Kuppeln der naheliegenden Kirchen wiederspiegelt. Gegen solch ein fast berückendes Städtebild kommt nun doch der Hugli nicht auf. Auch hier eine lange und stolze Reihe von Prachtbauten, mächtige Regierungsgebäude und Paläste von reichen Europäern, umgeben von weiten Plätzen und wohlgepflegten Parkanlagen; aber auch in Kalkutta bin ich ebensowenig wie in Madras und Bombay den Eindruck los geworden, daß diese mächtigen steinernen Paläste aus der Fremde dahin versetzt sind und sich nicht heimisch fühlen auf dem indischen Boden. Der hat diese Bauten nicht gezeitigt; sie sind nicht urwüchsig aus ihm hervorgegangen; sie fügen sich nicht recht in das Landschaftsbild des sonnigen Indiens. Ohne Einfluß freilich ist das Klima auf diese Pflanze aus dem fernen Norden nicht geblieben; sie hat sich ihm anpassen müssen, ähnlich wie die Bekleidung der dortigen Europäer. Nur ein abgehärteter, kerngesunder Reisender wird es ungefährdet wagen, dem Einfluß zu trotzen und ein paar Monate in seinen europäischen Kleidern auszudauern. Wer zum ersten Male die gewaltigen Bauten sieht und betritt, ist überrascht, wie sehr der nach außen riesenhafte Bau in seinen Wohnräumen zusammenschrumpft. Um einen verhältnismäßig kleinen Kern des eigentlichen Hauses legt sich unter dem weit vorspringenden Dach ein dicker, steinerner Mantel mit einem das ganze Haus als luftige Veranda

umgebenden Zwischenraum, der nach der Straße breite, hohe, fensterartige Licht- und Luftöffnungen hat. So ist zweckmäßig ein schattiger Umgang fast in freier Luft gewonnen und zugleich durch die beiden dicken steinernen Wände die sengende Sonnenglut von den Wohngelassen ferngehalten, deren Fenster meist nach dem kühlen Innenhof mit seinen Springbrunnen und seinen reichen gärtnerischen Schmuckanlagen gehen. Dicht an diesen europäischen Stadtteil mit seinen großartigen Bauten kommt das viel umfangreichere Wohngebiet der Eingebornen heran; oft trennt sie nur eine Straßenbreite. Der Abstand zwischen den Wohnungsverhältnissen ist ein so greller, wie er in unsern Großstädten kaum irgendwo angetroffen wird. Auch die elendesten, alten Ghettos, wo sie noch nicht verschwunden, stechen nicht so scharf und peinlich von den umgebenden Straßen ab. Vielleicht, daß fern im Westen der Vereinigten Staaten am Saume des Urwaldes einen Augenblick noch eine eben aufspringende Stadt ein ähnliches Straßenbild bieten mag. Dort habe ich es wiederholt gesehen, daß die elende, dem Zusammenbruch nahe Bretterhütte des Pfadfinders noch dicht neben dem hochragenden Steinbau des nun schon seßhaft gewordenen Unternehmers steht. Es ist aber in Kalkutta nicht eine vereinzelte, vergessene Lehmhütte, es sind ganze Straßen, weite Stadtteile, die sich an jene Paläste herandrängen und in denen Hunderttausende hausen, in ihrer ganzen Lebensweise so scharf von dem Europäer unterschieden wie ihre kläglichen, kümmerlichen Behausungen von denen der Gebieter des Landes. Die Schwesterstadt an der Newa bietet schon lange nicht mehr solche verblüffende und auch abstoßende Gegensätze weder in ihren Bewohnern noch auch in deren Wohngelassen. Der europäische Einfluß hat die Oberhand gewonnen. Lange Straßenzeilen mit ziemlich gleichmäßigen und übereinstimmenden,

festen Wohnhäusern durchziehen die ganze Stadt; die Hütten, wie der Russe sie sich mit kunstgeübter Hand aus selbstgefällten Baumstämmen zimmert, sind in raschem Verschwinden.

Allgemein erkannt und zugestanden ist der geniale Griff des großen Kaisers, daß er, sobald er nur ans offene Meer aus seinem Binnenland siegreich vorgedrungen, mit der Kraft eines Titanen kühn seine Hauptstadt unmittelbar an der Grenzmark des Reiches errichtete und damit am völkerverbindenden Meere die Brücke schlug, über welche er sein Reich in den Ring der Kulturvölker einführte. In wachsender Zahl treten Russen auf, die meinen, Petersburg habe die ihm von seinem größten Kaiser gewiesene Aufgabe glänzend erfüllt; über kurz oder lang müsse es seine hervorragende Stellung als des Reiches Hauptstadt an „Mütterchen Moskau" zurückgeben. Das wohne im Herzen Rußlands; hier mündeten aus und ein die eisernen Schienenwege, die durch das weite Reich bis an seine fernsten Grenzmarken reichen, hier sei der riesenhafte Stapelplatz für alles, was der fruchtbare Boden, die sich mächtig hebende Industrie auf den Weltmarkt bringe. Ganz anders Kalkutta. Seitdem 1707 die Stadt ihre Abhängigkeit von Madras, der älteren englischen Ansiedlung in Indien, gelöst und zu einer selbständigen Präsidentschaft, weiter zum Sitz des Vicekönigs und damit zur Hauptstadt des Reiches erhoben ward, ist ihre beherrschende Stellung in fortwährendem Steigen; ein Herunterkommen ist nicht abzusehen. Wenn auch wie Petersburg an einem Ende des Reiches und nicht in seinem Mittelpunkt, so ist Kalkutta einmal kein selbständiges Reich, nur eine Kolonie des meerbeherrschenden England, und dann liegt die Stadt in günstigster Lage, im Mündungsgebiete der beiden größten Stromsysteme. Ganges und Brahmaputra nehmen in ihr Bett die Zuflüsse

aus dem fruchtbaren Bengalen und dem Assamgebiete auf und tragen auf ihrem breiten Rücken die Reichtümer des ganzen Nordens nach der Handelsstadt, die für Seeschiffe der gesamten Welt zugänglich ist wie London an der Themse. Welch ein stolzer Anblick, mit dem Petersburg entfernt sich nicht messen kann, der Ufergang an der Stadtseite, der sich über sechzehn Kilometer weit ausdehnt und zweihundert größten Seeschiffen bequeme Anlagestätte bietet, ihre Ware aus aller Welt und für alle Welt zu löschen und zu laden. Ein emsiges, bienenhaftes Treiben trotz aller Sonnenglut hier an der fast immer besetzten, langgestreckten Landungsstelle mit ihren unabsehbaren Warenniederlagen den ganzen Weg entlang. Den Deutschen überraschen und erfreuen am Kai die Menge von Kisten mit der anheimelnden Bezeichnung made in Germany. In ganz Indien grüßt den Reisenden diese Schutzmarke unsrer auch hierzulande stark begehrten deutschen Arbeit; besonders häufig fiel sie mir in den Bazars und Handelsstraßen von Delhi, der alten Hauptstadt der Großmoguln, in die Augen.

Auch in Kalkutta wie anderswo waren es geschichtliche Erinnerungen, die meine ersten Schritte lenkten. Unweit von dem Gasthof — ebenfalls wie in Colombo Great Eastern Hotel — liegt die „alte Kirche". Auch sie wie die Mehrzahl der Steingebäude in Kalkutta hat durch das starke Erdbeben ein paar Monate vor meiner Ankunft bedeutenden Schaden gelitten; ich fand den Missionar Goldsmith von der kirchlichen Missionsgesellschaft, die seit einem Vierteljahrhundert Eigentümerin des ausgedehnten Missionsanwesens ist, mit dem Baumeister beschäftigt, Anweisung für die Wiederherstellung der zerrissenen Turmseite zu geben. Das Innere des ehrwürdigen Baues war unversehrt geblieben, der sonntägliche Gottesdienst brauchte nicht aus-

gesetzt zu werden. Hier wie fast überall in Indien ist der Brauch, die Wände mit marmornen Gedenktafeln hervorragender Gemeindeglieder, zumal von Pastoren, zu schmücken; der Besuch der Kirchen wird dadurch ein fesselnder Gang durch ihre Geschichte. Den Missionsfreunden wohlbekannte und auch wohllautende Namen werden in solcher Weise in dankbarem Gedächtnis bewahrt, ähnlich wie man in mancher deutschen Universitätsstadt an den Häusern die Namen berühmter Gelehrten anbringt, die einst da gewohnt. Die „alte Kirche" hat Namen besten Klanges zu nennen; hier an dem Pfeiler den des unvergeßlichen Henry Martin, dessen Lebenslauf vor langen Jahren auf den Studenten einen nachhaltigen Einfluß ausgeübt, dicht nebenan den des hervorragenden Wilson, noch so manches andern treuen Arbeiters, dem Evangelium in Bengalen Bahn zu brechen. Vor allem haftet das Auge an dem Bilde im Vorsaal und an der Gedenktafel von Kiernander, dem ersten evangelischen Missionar in Bengalen, dem Erbauer der Kirche. Von Geburt ein Schwede, gehörte Kiernander zu der glaubensfrohen Schar junger Männer, die wie Ziegenbalg, Plütschau und die andern Erstlinge unsrer evangelischen Mission in Halle von einem Francke und seinen Gesinnungsgenossen die fromme, lebenslang andauernde Begeisterung für die Heidenmission empfingen und ihre opferwillige Kraft in diesem Dienste als ein Dankopfer dem Herrn darbrachten. Hundertundvierzig Jahre sind nun gerade vergangen, seitdem Kiernander in Kalkutta landete, von seinem seit siebzehn Jahren innegehabten Missionsposten in Kudelur unweit von Pondichery durch die eine kurze Zeit siegreichen Franzosen verdrängt. Wie hat sich in den fast anderthalb Jahrhunderten das christliche Leben in Kalkutta so wesentlich und gottlob! so vorteilhaft verändert! Als Kiernander eintraf, waren die Europäer noch wie

gefeit und bewildert von der kurzen Schreckensherrschaft des Siraj-ud-Daulah, die der heldenhafte, kühne Clive das Jahr zuvor in der Schlacht von Plassey am Bhangirathi gebrochen. Noch frisch in aller Mund waren die entsetzlichen Greuel der „schwarzen Höhle“, in welcher während einer einzigen bengalischen Sommernacht von 146 eingesperrten, zusammengepferchten gefangenen Europäern 123 durch Siedehitze und Luftmangel umgekommen waren, eine himmelschreiende Unthat, der ein Jahrhundert später der Tiger in Menschengestalt, Nena Sahib, eine ähnliche, vielleicht noch schauderhaftere, in Kanpur an die Seite stellte.*) Eine christliche Kirche fand Kiernander bei seiner Ankunft nicht vor; was ihn noch schmerzlicher berührte, nicht einmal das Verlangen nach einer solchen bei den Kaufleuten und Beamten, selbst nicht nach der furchtbaren Züchtigung. Nur rasch reich werden war das Begehren, das fast ausschließlich die europäische Gesellschaft beseelte; daß man in der hastigen Erreichung des Verlangens nur nicht von einem christlich geweckten Gewissen belästigt und aufgehalten werde, ein eifriges Bemühen. Erstaunt fragten die Eingebornen, ob denn diese Fremdlinge an einen Gott glaubten. Es ist schwer zu entscheiden, was größer war, der überall bekundete Unglaube dieser Leute oder die offen zur Schau getragene Sittenlosigkeit ihres Lebenswandels; für beides sind erschreckende, unantastbare Belege zur Hand.

In diese arge, zwiefache Verwilderung trat Kiernander mit einer Liebe, die alles glaubt und hofft und sich nicht erbittern läßt, beherzt ein. Zu guter Stunde! Clive war ein offener, ernster Bekenner evangelischen

*) Meinen Besuch an der Sühnestätte in Kanpur und auch in Lakhnau gerade vierzig Jahre nach den furchtbaren Ereignissen habe ich in der Kreuzzeitung (1. Januar 1898) geschildert.

Glaubens; mit seinem auf allen Gebieten erprobten und bewährten Scharfblick erkannte er für den gesicherten Fortbestand der Herrschaft in Indien die Notwendigkeit, dem Evangelium in dem heidnischen Volke Bahn zu brechen. Er war der Held dazu, die jämmerliche, engherzige Krämerpolitik der ostindischen Compagnie für eine kurze Morgenstunde niederzuhalten; er war es auch, der den ihm befreundeten Kiernander veranlaßte, in Kalkutta seine unterbrochene Missionsarbeit aufzunehmen. Das war dem Missionar aus Franckes Schule bald gewiß geworden, daß er zunächst unter den heidnischen Namenchristen zu missionieren habe. Er richtete allem zuvor evangelischen Gottesdienst ein und sammelte die zerstreute, hirtenlose Herde um das von ihr gering geschätzte, vergessene Wort Gottes. Sobald er da etwas Fuß gefaßt, ging er einen Schritt weiter und reichte seine helfende Hand den zahlreich angesiedelten, in gleicher heidnischen Weise dahinlebenden Katholiken, zumeist portugiesische Kaufleute aus der Gegend von Goa. Ungehindert und von seinem mächtigen, wohlwollenden Freunde geschützt, gründete der eifrige Bahnbrecher eine christliche Schule auch für heidnische Kinder, um durch sie an das Herz des heidnischen Volkes zu gelangen; bald war dieselbe von mehr wie 200 Knaben besucht. Als ein Jahrzehnt solch rastloser, zielstrebiger Arbeit verstrichen war, baute Kiernander zumeist aus eigenen Mitteln — er war durch seine Frau wohlhabend geworden — die geräumige „alte Kirche", die er Beth-Tephilah, Bethaus, nannte, lange Zeit die einzige evangelische in Kalkutta. Sie hat manchen Wechsel im abgelaufenen Jahrhundert bestanden, auch den, daß sie einst beinahe unter den Hammer gekommen und dann wohl in ein Warenhaus umgewandelt worden wäre, als Kiernander in seinen alten Tagen durch sorglose Vertrauensseligkeit um Hab und Gut gekommen war. Jetzt

ist die Kirche in guten Händen, die ihren Besitz festzuhalten verstehen. Die gegenwärtige Besitzerin, die kirchliche Missions-Gesellschaft, hat das ganze Anwesen zu einem schönen kleinen Bienenkorb mannigfaltiger Missionsthätigkeit umgewandelt. In der Kirche selbst sammelt sich allsonntäglich eine christliche Gemeinde von Eurasiern, Nachkommen aus Mischehen — Europäer mit Asiaten, daher der Mischname —; sie zählt 6—800 Glieder, eine wegen ihrer religiösen Gleichgültigkeit, wie der Pastor mir klagte, schwierige Gemeinde. Es ist die unvermeidliche Folge, wenn bei der Wahl des Gatten seine religiöse Stellung als nebensächlich angesehen wird. Mögen auch die Kinder ausnahmslos christlich getauft werden, so geht doch meist und schwer vermeidlich wie eine andre Art ererbter Schwindsucht die religiöse Gleichgültigkeit der Eltern auf die Kinder über. Sie haftet an dem Hause und seinen Insassen.

Wie die „alte Kirche“ als ein schönes, ehrwürdiges Denkmal des ältesten evangelischen Missionars von Kalkutta heute noch unter uns steht, so erinnert auch ein zweiter köstlicher Bienenkorb reichgesegneter Missionsthätigkeit an Kiernander. Draußen vor der Stadt, am Ende des Maidan, den der Europäer dort preiset wie der Pariser sein Boulogner Gehölz, unweit von dem Fort William und nahe bei der in hindu-gotischem Stil aufgeführten, prachtvollen Kathedrale liegt der Vorort Bhowanipur. Hier hatte sich der Landsmann von Linné und wie er ein Freund der Pflanzenwelt in einem wohlangelegten, sorgsam unterhaltenen Park sein Landhaus errichtet. 1837 gelangte das schöne Anwesen in den Besitz der Londoner Missions-Gesellschaft, der zweiten in England, die ihre Jahrhundertfeier (1895) hat begehen dürfen, unter den Missions-Gesellschaften in Großbritannien von so weitherzigem evangelischem Geiste beseelt wie unter unsern deutschen Missionen

die Basler. Nur ungern stehe ich von einer Schilderung der mannigfaltigen und auch reichgesegneten Thätigkeit ab, welche diese Missionsgesellschaft hier seit Jahrzehnten entfaltet. Einer ihrer Sendboten, der drei Jahrzehnte in Bhowanipur gewirkt, hat vor kurzem ein fesselndes, anheimelndes Büchlein über das Leben und Treiben an dieser Missionsheimstätte veröffentlicht (Johnson, City, Rice-Swamp and Hill), das unsern deutschen Missionsfreunden zugänglich zu machen wohl lohnte. Ich eile zu dem bedeutsamsten, wichtigsten Missionsunternehmen in Kalkutta, das umgestaltend auf das gesamte indische Missionswesen eingewirkt hat und bis zur Stunde einen machtvollen Einfluß ausübt. In andrer Weise wie Kiernander und ihn denn doch in den Schatten stellend ragt als ein Bahnbrecher der heutigen Mission in Indien der vor zwei Jahrzehnten erst heimgegangene Alexander Duff hervor, der wackersten, größten Söhne einer von Schottland, dessen Name auf dem Hauptblatt glänzen wird, wenn dermaleinst das christlich gewordene Indien die auserwählten Rüstzeuge nennen und dankbar preisen wird, durch welche das herrliche Land aus den Fesseln des Heidentums befreit ward.

Der im ersten Drittel unsers Jahrhunderts von geisteskräftigen Männern wie Chalmers ausgehende Morgenhauch der Erfrischung religiösen Lebens hatte auch die schottische Studentenwelt berührt. Durch diesen seinen Lehrer persönlich mächtig angeregt, war der jugendliche Duff nach glänzend bestandener Prüfung bereit, wie vor ihm in England Henry Martin, in den Missionsdienst einzutreten, er als Erstling der mannhaften, wackern Schar, die seit jenen Frühlingstagen in ununterbrochener Reihenfolge die Kirche Schottlands fast über die ganze Welt ausgesandt. Vierundzwanzig Jahre alt, traf Duff 1830 in Kalkutta ein, noch zeitig genug, um von dem ehrwürdigen Patriarchen

Carey für seine Arbeit und auch wie er sie anfassen wollte, gesegnet zu werden. Er schien der erkorene Erbe seines Prophetenmantels zu sein. Mit ungewöhnlichem Scharfblick, in klarem, nüchternem Erwägen hatte der junge Schotte schon nach kurzem Verweilen die Notwendigkeit erkannt, den Minengang der Verchristlichung Indiens an der Schule anzulegen und zwar unerbittlich dadurch, daß die Schule offen sich als eine christliche zu bekennen, demnach den christlichen Religionsunterricht für alle Schüler verbindlich zu machen habe, mögen sie Hindus oder Mohammedaner sein, einer Kaste angehören oder nicht, durch die Teilnahme die Kaste brechen oder nicht, ferner dadurch, daß der Unterricht in der Sprache der zu bietenden Wissenschaft und Kultur, also in der englischen Sprache zu erteilen sei, zugleich als der Regierungssprache und nicht mehr wie bis dahin üblich in Sanskrit oder Persisch oder Arabisch, der Muttersprache der alten Religionsbücher, und endlich dadurch, daß der Anfang dieser umgestaltenden Schulung am Mittelpunkt der Regierung zu geschehen habe. Schon die erste Stunde in Mathematik, in Geschichte, in jedem höheren Unterrichtszweige — das hatten längst die Einsichtsvollen erkannt — löste die Nebelgebilde, die Fabeln und Märchen der heidnischen Religionsbücher auf; es entstand unvermeidlich in dem frommen Gemüte des Schülers eine Kluft, welche die bisherige Schule weder ausfüllen noch überbrücken konnte. Es lag nicht einmal in ihrer Absicht; sie ging an dem von ihr bloßgelegten Abgrund sorglos vorüber. Der Unterricht in den höheren Regierungsschulen war und ist bis zur Stunde ein religionsloser, sagen wir nachsichtig, muß es in gewisser Beziehung bei den eigentümlich verquickten Verhältnissen einer christlichen Regierung in einem heidnischen Lande sein. Der schwere, verhängnisvolle Schaden trat offenkundig zu Tage. Der Unterricht machte unvermeidlich die heidnischen

Schüler von ihrer heimischen Religion los, ohne dem religiösen Bedürfnis einen Ersatz zu bieten. Das gesamte menschliche Wissen kann diese Lücke nicht ausfüllen; das vermag nur eine Religion, die in der Wahrheit besteht.

Mit der eisernen Thatkraft eines Glaubens, der die Welt überwunden hat, griff furchtlos der junge Schotte ein und gründete in Kalkutta eine Missionsanstalt, in ihrem Lehrplan auf den verschiedenen Gebieten des Wissens der Hochschule ebenbürtig, in welcher er die von ihm verfochtenen Grundsätze trotz aller Abmahnungen verwirklichte. An zwei Männern fand der kühne Missionar für sein auf dem Gebiete der Schule geradezu revolutionäres Beginnen machtvolle Anwälte und Schutzherrn, einerseits an dem aufgeklärten Radscha Rammohun Roy, mehr ein Unitarier als Hindu, zu den damals an einigen Orten auftauchenden Indern zählend, die man als „beinahe Christen" bezeichnete, andrerseits an dem ausgezeichneten, sich des Evangeliums nicht schämenden General-Gouverneur Lord Bentink. Duff drang durch. Auch im Reiche Gottes ist das Glück dem Kühnen hold. Schon nach Jahresfrist war seine Anstalt vollbesetzt und zwar von der Blüte der indischen Jugend; fast anstandslos hatten sich die Hinduzöglinge und ihre Eltern den unerbittlichen, so völlig mit dem Herkommen brechenden Satzungen in betreff einer christlichen Schulung und Erziehung gefügt; die wissenschaftlichen Leistungen erwiesen sich bei den Staatsprüfungen als völlig ebenbürtig, teilweise als überlegen denen der höheren Regierungsschulen. Die letzteren gerieten unter ihren Einfluß; nicht zwar in dem, was Duff die Hauptaufgabe war, der indischen Jugend eine christliche Erziehung zu geben, wohl aber in Übernahme des von dem kühnen Bahnbrecher als unumgänglich erkannten Mittels, daß die Muttersprache der heidnischen Religion fahren gelassen und der Unterricht in der

englischen Sprache fortan erteilt würde. Die weitere Folge, welche der schottische Missionar mit seinem scharfen Seherauge vorausgeschaut und vorausgesagt, blieb nicht aus. Schon nach kurzem Bestand seiner Schule meldete sich eine Reihe gerade der tüchtigsten Zöglinge zur Taufe. Sie brachen damit die Kaste; für einen Brahmanen ein größeres Opfer, als was Abram in festem Gottesgehorsam einst brachte, als er aus seinem Vaterland, von seiner Freundschaft und aus seines Vaters Haus ging. Die Reihe hat sich in den abgelaufenen Jahrzehnten nicht mehr geschlossen. Viele der unmittelbar durch die Schule gewonnenen Täuflinge haben sich in hervorragendem Grade als Christen bewährt. Aus ihnen sind nicht wenige tüchtige Prediger des Evangeliums unter ihren Landsleuten hervorgegangen; sie haben heimische christliche Gemeinden um sich gesammelt und wacker an der Verchristlichung ihres Volkes gearbeitet.

Verhehlen will ich nicht, daß ich vor meiner indischen Reise ernste Bedenken gegen diese Missionsanstalten hegte. Nicht so sehr, daß der für das indische höhere Schulwesen revolutionäre Vorgang auf die Dauer sich nicht bewähren würde; sechs Jahrzehnte dieses sich immer weiter ausbreitenden Bestandes ließen eine solche Besorgnis nicht aufkommen. Wohl aber, daß durch solche ausgedehnte, so stark in den Vordergrund gerückte Schularbeit das Schwergewicht der Mission in verhängnisvoller Weise verschoben würde. Anderwärts könnte die Gefahr bestehen; wer Indien aus eigenem Augenschein etwas kennen gelernt, sagt sich bald, daß gerade in der starken Pflege der Schule die für dieses außerordentliche Land gebotene und auch erfolgreichste Missionsweise anerkannt werden muß. Der Vorgang zählt auch zu dem Wandeln in den Fußstapfen des größten Heidenapostels, den Indern ein Inder zu werden, um nur ja etliche aus dem Volke selig zu machen. In Indien sieht

sich der Missionar, wo ihm nicht sein Arbeitsfeld unter dravidischen Stämmen angewiesen ist, einem Gegner in zwiefacher Rüstung gegenüber, in dem starken Panzer des Heidentums und auch des Kastenwesens. Ein Panzer deckt den andern und verstärkt seine Widerstandskraft. Wer Gelegenheit gehabt, an Ort und Stelle die Waffe zu prüfen, wird denen beistimmen, welche das Kastenwesen für den widerstandsfähigeren Panzer halten. So sieht sich bald die Mission, um an den Gegner heranzukommen, auf eine mühsame, langwierige Minenanlage angewiesen. Als die vorzüglichste, auf die Dauer unwiderstehliche hat sich die Schule erwiesen, und zwar in der ebenso beherzt wie geschickt von Duff geplanten und auch durchgeführten Weise. Denn nur dann kann die Schule diese hohe Aufgabe erfüllen, nicht wenn sie unumstößlich durch ihren Unterricht die vor dem ersten Luftzug wissenschaftlicher Schulung in Nichts zerfließenden heidnischen Legenden und Göttermärchen dem Schüler raubt, sondern wenn sie gleichzeitig den einzigen religiösen Ersatz bietet, der, weil er die ewige Gotteswahrheit ist, unangetastet vor jedem Unterrichtsgegenstand besteht. In solchem streng eingehaltenen Verfahren beruht der wesentliche Unterschied der Missionsschule vor der religionslosen Regierungsschule; darin auch ihr unabweisbares Recht des Bestandes. Die Mission verliert ihr einziges Ziel dabei nicht aus dem Auge; sie weiß sich auf dem eingeschlagenen Wege im Nachjagen, wie der Apostel gethan, das Ziel zu erreichen, und zwar als von Christus ergriffen; sie weiß zugleich, daß auch im Reiche Gottes der gerade Weg nicht immer der kürzeste ist, aber je und je der sicher zum Ziele führende. Daß Duff mit seinem kühn und glaubensfreudig eingeschlagenen Umweg durch die Schule das Richtige getroffen, dessen ist ein fernerer sprechender Beleg, daß die andern Missionen in Indien nach seinem

erfolgreichen Vorgang mehr oder minder in die gleichen Bahnen eingelenkt sind, daß im Verfolg dieses Weges Duff den Anstoß gab, auch der bis dahin der Mission fast völlig unzugänglichen indischen Frauenwelt die öffentliche Schulpforte aufzuthun und damit der blühenden, heute schon in Indien unentbehrlichen Mission unter den Frauen durch weibliche, tüchtig geschulte Sendboten die Wege zu ebnen. Welche Bedeutung und auch Ausdehnung diese Arbeit bereits gewonnen, zeigt ein Blick in die Zenanamission. Kaum eine größere Missionsgesellschaft kann sich gegenwärtig der ebenbürtigen Doppelaufgabe entziehen, ebenso wie für die Söhne des Landes so auch für seine Töchter höhere christliche Schulen zu gründen und unter ihre Leitung zu nehmen. Nicht nur höhere Schulen. Schon Duff wurde dahin gedrängt und er wie die von seinem Vorgang beeinflußten Missionen ließen sich willig dazu drängen, die christliche Schule in immer weiterem Umkreis auch aufs Land zu verpflanzen, nur freilich mit dem selbstverständlichen Unterschied, daß in den Volksschulen die Landessprache dem Unterricht zu Grunde gelegt wird. In so vielen Fällen nun schon ist es geschehen, daß eine derartige Schule auf dem Lande zum warmen Herde wurde, an dem sich kleine, christliche Gemeinden sammelten. Auch die Regierung hat sich dem umgestaltenden, tief in das Volksleben dringenden Einfluß dieser christlichen Volks- und höheren Schulen nicht entziehen können. Sie glaubt nicht, in ihren Schulen die christliche Religion als Unterrichtsgegenstand aufnehmen zu dürfen; aber sie gewährt, und zwar mit freigebiger Hand, festgeordnete Geldunterstützungen an die Missionsschulen und behält sich dafür nur eine Prüfung der Lehrkräfte und auch der Leistungen der Schüler vor. In erfreulicher Weise wächst der nicht geringe Ausgabeposten von Jahr zu Jahr. Er geht bereits in die

Millionen: eine in der That dankenswerte Anerkennung der hohen Bedeutung dieser Missionsschulen für Indien.

Mitten im Eingebornen-Viertel von Kalkutta erhebt sich in einem ausgedehnten Missionsanwesen, umgeben von weiten Spielplätzen und Gartenanlagen, der Prachtbau von Duffs gewaltiger Gründung; weithin ist die güldene Giebelinschrift sichtbar: General Assembly's Institution of the Church of Scotland. Das Institut umfaßt zwei Abteilungen, auch räumlich in getrennten Häusern voneinander geschieden, das College und die Schule, ersteres mit 621 Studenten, die letztere mit 520 Schülern. Beachtenswert dabei ist, daß nur 13 Studenten und 24 Schüler Christen sind, ein erfreulicher Beweis, wieviele Hindus an der auch ihren Söhnen zukommenden christlichen Unterweisung keinen Anstoß nehmen. Die Studenten waren leider noch in den Ferien abwesend. Sie kommen vom fernsten Assam, von Ceylon, von Tschota Nagpur, angezogen durch die vorzüglichen Leistungen dieser christlichen Hochschule; die Zöglinge in der Schule sammeln sich aus Kalkutta und seiner näheren Umgebung. Auch in dem schönen Schulgebäude war man in voller Thätigkeit, die schweren Schäden des Erdbebens auszubessern. Der Unterricht hatte hier schon begonnen; es war mir überraschend und auch erfreulich, auf welche nicht leichte Fragen in den verschiedenen Klassen ich recht tüchtige Antworten erhielt. Das Ziel der Schule ist — etwa unsern Gymnasien entsprechend, wenn auch nicht im Lehrplan sich mit ihnen deckend —, den Zöglingen das Reifezeugnis für die Universität zu ermöglichen. Das College steht in enger Verbindung mit der Hochschule in Kalkutta. Es befähigt seine Studenten, die Kandidaten- und Magister-Prüfungen (B. A. und M. A.) an der Universität abzulegen; steht also auf gleicher Stufe mit dem College in Großbritannien und öffnet somit seinen gut-

bestandenen Zöglingen den Zugang auch zu den höheren Staatsanstellungen. Und was das wichtigste: unentwegt wird bis zur höchsten Stufe an einer christlichen Erziehung festgehalten, in höherem Grade als wir es selbst bei unsern deutschen Hochschulen gewöhnt sind. Der liebenswürdige Leiter (principal) des Collegs sagte mir, daß die Teilnahme am täglichen Morgen- und Abendgottesdienst freigegeben sei, mit der richtigen Begründung, daß es unevangelisch wäre, einen Heiden zu einem christlichen Gottesdienst zu nötigen; es sei aber beachtenswert, wieviele Hindujünglinge aus freien Stücken ständig diese Andachten besuchen. Dagegen der tägliche, bis in die obersten Klassen erteilte christliche Religionsunterricht sei für alle, auch die Heiden und Mohammedaner, verbindlich; es komme kein Widerstreben vor, vielmehr ein ernstes Streben, Gott zu suchen, nachdem den jungen Leuten über ihrem Studium ihre Götter in Nichts zerflossen sind. Fünf europäische Missionare und zwei Eingeborne erteilten den christlichen Religionsunterricht. Es war interessant, von dem Rektor zu hören, daß man allgemein äußere, Studenten aus den Missions-Colleges, auch wenn sie zunächst noch nicht den Mut haben, mit der Kaste zu brechen und Christen zu werden, zeigten doch später in ihrem Berufe mehr „Rückgrat" (back-bone) als Studenten aus den Regierungsschulen. Wohl auch aus diesem Grunde bedauerte 1883 die Regierungsbehörde für das Schulwesen (Government Education Commission), das Unvermögen der indischen Regierung, die auch ihr wünschenswert erscheinende religiöse Unterweisung ihren Zöglingen nicht bieten zu können; sie freue sich aber von Herzen, wenn sie durch vermehrte Missionsschulen mit christlichem Religionsunterricht zu einer von Jahr zu Jahr wachsenden Geldunterstützung veranlaßt werde. Solch ein öffentlich gesprochenes Wort ehrt beide Teile, die evangelische Missions-

schule und auch die indische Regierung; unvergessen muß es aber bleiben, daß der jugendliche schottische Missionar den nachhaltigen Anstoß zu dem außerordentlichen Wandel gegeben hat.

Ich kann noch nicht von Duff scheiden. Auf Schritt und Tritt begegnet auch heute noch der Missionsfreund in Kalkutta und mittelbar von da in dem weiten indischen Missionsgebiet den tiefeingeprägten, wohl unauslöschlichen Spuren dieses großartigen, gottgesegneten Bahnbrechers. Das Geheimnis seiner Kraft ruht auch bei ihm in der völligen, uneingeschränkten Dahingabe seiner ganzen, reichen Persönlichkeit an seinen Herrn und Heiland und den von ihm gewiesenen Beruf mit einem Glauben, dem Christus die Zusage verliehen, auch Berge zu versetzen. Sein Leben und sein Wirken draußen auf dem Missionsfeld, daheim in seiner Kirche, die er wie kaum eine andere in eine Missionskirche umgestaltete, füllt eins der fesselndsten Blätter in dem Buche unsrer evangelischen Missionsgeschichte aus; kaum ein anregenderes, packenderes Blatt habe ich gelesen. Unweit der großartigen Gründung in Kalkutta steht ein zweiter Prachtbau, auch ein College, auch eine Gründung von Duff, für die er 300000 Mark in seiner Heimat gesammelt, im Besitze der freien Kirche Schottlands. Ich fand den Bau durch das Erdbeben so stark beschädigt, daß er augenblicklich noch unbewohnbar war. Nicht die Risse und deutlich sichtbaren Fugen im Mauerwerk allein machten einen wehmütigen Eindruck; sie erinnerten an den andern Riß, der dröhnend und klaffend wie von einem Erdbeben vor nun mehr wie einem halben Jahrhundert (1843) durch die Kirche Schottlands ging und auf den auch dieser schöne Bau seinen Ursprung zurückführt. Es sei gestattet, hier etwas weiter auszuholen. Berichtet doch die tiefgehende Spaltung, die sich erst jetzt wieder zu schließen scheint, von

einer in ihrer Wirkung auf eine ganze Volkskirche großartigsten Erscheinung unsrer Gegenwart, deren Segensströme in reichem Maße auch dem Missionsacker auf dem sonndurchglühten Boden Indiens zu gute gekommen sind.

Von unsern evangelischen Reformationskirchen ist die schottische vielleicht die einzige, die bereits 1560 am Frühmorgen ihrer Gründung der Mission in ihrem Bekenntnis eine feste Heimstätte geboten. Sie hat in dem schweren, ihr anfänglich verordneten Kampf ums Dasein und auch während unendlich langer Zeit später nicht an den Ausbau dieser von den Vätern ihres Glaubens errichteten Burg gedacht. War doch das apostolische Bewußtsein einer Schuld den Heiden gegenüber auch der Kirche in Schottland so völlig entschwunden, daß selbst noch 1796, also drei Jahre nachdem Carey in Indien als Missionar eingetroffen, die schottische Generalsynode (General Assembly) die berüchtigte Erklärung abgab, die Kenntnis des Evangeliums unter heidnischen Völkern verbreiten zu wollen, erscheine ihr als eine höchst anmaßende und verkehrte Sache. Als ob diese Synode nur aus Direktoren der damaligen ostindischen Compagnie mit ihrer kläglichen Krämerpolitik zusammengesetzt gewesen wäre! Erst die gottgesandten Männer in unserm schönen Zeitalter der Mission, die sich auf den Glauben ihrer schottischen Reformationsväter mit geistgesalbter Kraft besannen und von denen ein lebenweckender Hauch frommer Erfrischung wie Pfingstrauschen durch ihre heimische Kirche zog, erst Männer wie der gemütvolle, glaubensstarke Chalmers und seine begeisterten Gesinnungsgenossen fachten das verglommene Missionsfeuer wieder an, das dann Jünglinge wie Duff zu frohem Wagemut erwärmte. Aber es blieb in den schwer zugänglichen Hochlanden eine geraume Zeit noch recht kalt; die Teilnahme und das Verständnis der Gemeinden daheim von dem, was

ihre Sendboten im fernen Indien mit reformatorischer Kraft wirkten, war gar gering. Duff bedurfte nach fünfjähriger rastloser Arbeit auf dem heißen bengalischen Boden, dazu von Sumpffieber, Wechselfieber und gefährlicher Dysenterie geschwächt, der Erholung in seiner schottischen Heimat; er gehörte zu den glücklichen Naturen, denen Wechsel der Arbeit die heilkräftigste Erholung ist. Ein Jahrfünft blieb er daheim, aber mit Leib und Seele auch da als treuer Sohn seiner Kirche in riesenhafter Arbeit nur Missionar, daß er seine Berge und Thäler bis zu den entlegensten Gemeinden durchzog und mit seiner glühenden, geradezu unwiderstehlichen Beredsamkeit in dem ganzen Land, in allen Gemeinden ein Missionsfeuer entzündete, wie ich ein so hell loderndes — etwa mit Ausnahme der Brüdergemeine — in keiner andern evangelischen Kirche angetroffen. Es war auch dies eine reformatorische That, ebenbürtig der von ihm auf dem indischen Missionsfeld vollbrachten. Die staunenerregende Wirkung seiner bahnbrechenden Vorarbeit daheim blieb nicht aus. Ein paar Jahre nach seiner Heimkehr nach Indien trat der gewaltige Bruch (disruption) in Schottland ein; der tüchtigste, lebenskräftigste Teil der schottischen Kirche löste sich los von der Staatskirche. Nicht um der Glaubenslehre willen; da blieben beide Teile fest auf dem von den Reformatoren gelegten Grunde; wohl aber um die Freiheit der Gemeinde in der Kirchenverfassung zu wahren. Was diese freie presbyterianische Kirche Schottlands unter Führung der reformatorischen Persönlichkeit Chalmers geopfert, gelitten und erstritten, um jedem Zwang der weltlichen Macht in Sachen des Gewissens zu entgehen, hat die Geschichte der evangelischen Kirche als eins ihrer bedeutsamsten Ereignisse in ihre Rollen eingetragen, als eins der herzerhebenden Zeichen und Zeugen, daß der Geist der Reformation, der

apostolischen Zeit unsern Tagen dennoch nicht entschwunden ist. So lockend es auch wäre, es ist hier nicht der Ort, an diesem Jungbrunnen unsrer heutigen evangelischen Kirche länger zu weilen.

Und die junge, so hoffnungsvoll erblühende schottische Mission draußen in Indien? Was sie bis dahin in kurzen fünfzehn Jahren geworden und auch ihre vierzehn Sendboten dankte sie der geisteskräftigen Anregung der Männer, die aus der Staatskirche ausgeschieden und ohne Zagen in ein zunächst dunkles Thal gewandert, ohne Beutel, ohne Mittel, allein nur im furchtlosen Vertrauen, daß das Haupt der Kirche bei ihr sei und ihnen den entsagungsvollen Weg weise. Einmütig traten diese Missionare in Indien zur freien Kirche. Sie mußten damit, wie ihre Brüder und Gesinnungsgenossen daheim, all ihren Besitz, Haus und Hof, Kirchen, Schulen und Anstalten, für die ihnen zumeist die Mittel persönlich gegeben waren, hinter sich lassen in der Staatskirche, die dieses reiche Erbe festhielt, ob sie gleich die Erblasser und Nutznießer verloren. Wird die heimische freie Kirche, die völlig mittellos zunächst für 200 Gemeinden und ihre Seelsorger zu sorgen, Kirchen und Schulen und Pfarrhäuser zu bauen hatte, nun auch noch gleichzeitig die schier unerschwingbaren Kosten der ihr zugefallenen Mission auf ihre bereits überlasteten Schultern nehmen? Die freie schottische Kirche hat gethan, was unsre evangelische Reformationskirche einst versäumt, hat es in einer ärgeren Notlage gethan, als in welcher die jugendliche evangelische Kirche bei ihrer Lossage von der römischen sich befunden und die von ihren pietätvollen Söhnen in unsern Tagen so gern als Entlastung für die Versäumnis ihrer Väter der Reformation angegeben wird. Solch eine Heldenthat des Glaubens bleibe je und je in der ganzen evangelischen Kirche und ihrer Missionsgeschichte unsern wackern Glaubens-

genossen in der freien Kirche Schottlands unvergessen: es ist ein so köstliches, dankenswertes Blatt in dem Buche unsrer evangelischen Kirche, daß auch nach Jahrzehnten noch ein frischer Hauch begeisternder Anregung von ihm ausgeht, ein Hochgefühl der Freude, der evangelischen Kirche anzugehören, die dennoch einen solchen lebenskräftigen Zweig auch in unserm neunzehnten Jahrhundert an ihrem Stamme trägt. Man glaubt sich über dem Lesen der ergreifenden Vorgänge auch in Indien in die Tage der Apostel versetzt. Von Amerika empfängt Duff, der wohl am schwersten durch den Verlust seiner Anstalten betroffene Sendbote, eine größere Gabe als Dank und Aufmunterung für das hochherzige Vorgehen der schottischen Missionare in Indien. Er will die Gabe mit seinen ebenfalls so hart betroffenen Glaubensgenossen in Madras teilen. Sie senden das Geld zurück: „Behaltet ungeteilt die euch gewordene Gabe; wir bitten nur um euer Gebet, Gott wird uns das tägliche Brot geben." Als Duff 1829 als der erste Sendbote Schottlands nach Indien auszog, da machte sich die heimische Gesamtkirche zunächst anheischig, für die ersten drei Jahre hunderttausend Mark aufzubringen. Nachdem er 1840, nach fünfjähriger rastloser Arbeit daheim, das Missionsinteresse seines Volkes zu beleben, auf seinen Posten nach Kalkutta zurückkehrte, brachte seine Kirche das zehnfache Opfer von 1829 auf (1840: 323000 Mark). Die von ihm gebotene Anregung wirkte noch nach; zwei Jahre später, kurz vor dem Bruch, betrug die Missionsgabe der Gesamtkirche 403000 Mark. Dann kam 1843 der verhängnisvolle Riß. Gleich in dem ersten Jahre brachte die mit häuslichen Sorgen schwer ringende freie Kirche — sie betrug weniger wie die evangelische Bevölkerung Berlins, meist arme Leute weithin in den rauhen, kargen Hochlanden zerstreut, aus allem Kirchenvermögen ausgestoßen und genötigt, für sämtliche

Kirchenbedürfnisse durch freiwillige Gaben aufzukommen — dennoch für die ihr zugefallene Mission in Indien 477 000 Mark auf, welche Summe nach einem Jahrfünft, da sich unterdessen auch ihr Missionsgebiet bedeutend erweitert hatte, die doppelte Höhe erreichte (1848: 984 000 Mark). Die staunenswerte Flugkraft der Opferwilligkeit in dieser kleinen evangelischen Kirche ist seitdem nicht erlahmt. In ihrem Jubiläumsjahr (1893) erzielte die freie schottische Kirche allein für das Gesamtgebiet ihrer Missionsarbeiten 2 495 000 Mark, auch diese außerordentliche Gabe ist nach dem mir vorliegenden letzten Bericht überflügelt, wonach die Kirche für ihre Missionen und innerhalb derselben 1896 2 522 000 Mark aufgebracht hat.*) Weil das Ergebnis gar zu beschämend ausfallen würde, scheut man sich nachzuforschen, was die zahlreicheren, an Steuerkraft bedeutend stärkeren Evangelischen in Berlin für äußere Mission aufgebracht haben, oder auch, eine wie hohe Summe sich ergeben würde, wenn die deutsche evangelische Kirche von dem gleichen Missionseifer beseelt und ebenso das Bewußtsein einer an die Juden und Heiden zu leistenden Schuld rege wäre wie bei unsern wackern Glaubensgenossen in Schottland!

Wir sind von unserm Besuche in Kalkutta etwas abgekommen. Wer kann auf Missionspfaden bei der Begegnung achtlos und schweigend an einer evangelischen Kirche vorübergehen, die in wahrhaft apostolischer Weise die äußere Mission als ein ebenso notwendiges Lebenszeichen gesunden Bestandes ihrem Kirchenwesen eingefügt hat wie die

*) In der angegebenen Summe sind auch ein paar Posten, die auf dem Missionsfeld selbst eingegangen sind, teils in Beiträgen von Europäern und eingebornen Gemeindegliedern, teils in Gestalt von Schulgeldern und staatlichen Unterstützungen an Missionsschulen im Gesamtbetrage von 832 000 M.

heimische Gemeinde und darum als eine zu leistende Pflicht fordert, dies ihr vom Herrn anvertraute Gut in der Ferne mit der gleich warmen, opferwilligen Fürsorge zu hegen und zu pflegen, wie ihr anderes Gut daheim? Solch eine verdoppelte Fürsorge — die Erfahrung lehrt es unwiderlegbar — gereicht nie dem eigenen Hausstand zum Schaden; im Gegenteil! Äußere und innere Mission — wenn nun einmal die gäng und gäbe gewordenen Namen auch hier angewandt werden dürfen — gelten einer solchen Kirche als ein ebenbürtiges Schwesternpaar; wie eine echte, rechte Mutter sorgt sie sich mit der gleichen opferfreudigen Liebe um sie beide. Zur Gottesmarke der christlichen Kirche, an die zu glauben wir seit der Apostel Tage bekennen, gehört unentreißbar, daß der Sohn Gottes sie als Trägerin der einzigen Weltreligion zu einer Missionskirche auserwählt hat, wie auch der Heidelberger Katechismus, den die Kirche von Schottland unter ihre Lehrbücher aufgenommen, bezeugt, daß Christus seine Gemeinde aus dem ganzen menschlichen Geschlechte bis ans Ende der Welt sammelt, schützt und erhält. Christus hat seinen Jüngern, seiner Kirche von Anbeginn an als Acker nicht Palästina angewiesen, auch nicht irgend ein auserwähltes Volk mit fest abgeschlossenen Grenzen, sondern die weite, weite Welt. Da haben wir unter allen Völkern der Erde ihm Jünger zu werben, da sichert er uns sein Nahesein zu „alle Tage bis an der Welt Ende“.

Kehren wir nach Kalkutta zurück. Die glühende, bengalische Sonne hat nicht abhalten dürfen, von früh bis spät all den mannigfaltigen, so ungemein fesselnden Arbeiten der Mission, wie sie sich gerade am Sitze der Regierung und inmitten eines heftig entbrannten Geisteskampfes entfaltet haben, nachzuspüren. Auch nur flüchtig die Besuche in den verschiedenen, in der Hauptstadt sich zusammen-

drängenden Missionen zu erwähnen und die gewonnenen, meist recht befriedigenden Eindrücke zu schildern, liegt doch diesen Zeilen fern; auch schon, weil Wiederholungen in denselben Geleisen unvermeidlich wären. Nur eine Mission noch in der indischen Hauptstadt sei besonders erwähnt. Ihre Anfänge in England haben weithin in der evangelischen Kirche berechtigtes Aufsehen erregt; nicht minder die Verlegung eines Arbeitsgebietes nach Indien und die bis jetzt geleistete Arbeit daselbst.

Die hochkirchliche Strömung innerhalb der Kirche Englands, die in raschem Laufe in der römischen Kirche zu münden sich anschickt, hat unter andern Nachahmungen aus der alten Kirche auch erhebliche und nicht vergebliche Versuche gemacht, das von unsern Vätern der Reformation abgethane Mönchswesen in der etwas modernisierten Gewandung von „Bruderschaften" wieder aufleben zu lassen. Die da eintreten, legen die drei Mönchsgelübde der Ehelosigkeit, Armut und des unbedingten Gehorsams unter ihre Obern ab, wenn auch nicht als lebenslänglich bindend, so doch für die Zeit der unter Umständen lebenslang dauernden Genossenschaft. Die Ordensregeln von Basilius, von Benedikt wurden mit etwas zeitgemäßen Farben aufgefrischt; als Vorbild gilt zumal der römische Abt Augustin, der gerade vor 1300 Jahren von Papst Gregor mit 40 Mönchen zu den Angelsachsen gesandt wurde, sie für Christum und die Kirche zu gewinnen. Diese modernen „Bruderschaften" wollen ihrer Kirche in hingebender Arbeit dienen und zwar auf dem Gebiete der äußeren und inneren Mission. In den verkommensten Gegenden der Großstädte entfalten sie ähnlich der Heilsarmee eine hingebende Thätigkeit, auch in den Hafenstädten sieht man sie eifrig unter den dem kirchlichen Leben entfremdeten Matrosen. In gleich regem Missionsinteresse

ziehen sie als eine fest zusammengeschlossene Bruderschaft zu den Heiden. Die drei Hochschulen des Landes, an denen diese Strömung ein breites Fahrwasser gewonnen, Oxford, Cambridge und Dublin, sind eifrig bei der Hand, die Mittel zum Unterhalt der Mission aufzubringen, soweit dieselben nicht von dem überwiesenen Vermögen der „ehelosen, armen“ Brüder bestritten werden können; sie liefern auch in der Mehrzahl die in ihren Stiften herangebildeten geistigen Kräfte für den Dienst in der Fremde. Eine solche Bruderschaft (Oxford Mission) arbeitet seit einer Reihe von Jahren in Kalkutta; gern folgte ich einer liebenswürdigen Einladung, Haus und Arbeit kennen zu lernen.

Draußen im entlegenen Stadtteil der Eingebornen hat die „Oxforder Mission“ ihr „Kloster“. Es ist nicht durch hohe Mauern von der „argen Welt“ geschieden; mitten in einem schön angelegten Garten, offen an der belebten Straße steht, aller Welt sichtbar und zum Eintritt lockend, der mächtige, prächtige Steinbau mit luftigen, breiten Gängen, mit einem hochgelegenen flachen Dache, von dem aus nach Sonnenuntergang ein vorzüglicher Rundblick über die weite Stadt und den Strom und die fruchtbaren Niederungen gewonnen wird. Sieben „Brüder“ herbergt die großartige Ansiedlung. Jeder hat seine eigene „Zelle“, einen weiten, kühlen Raum, mit dem indischen Fächer über dem Bette und Schreibtisch versehen, dazu eine kleine ausgewählte Handbücherei: eine für jeden Gelehrten verlockend schöne „Einsiedelei“ in der heißen, geräuschvollen Großstadt. Gemeinsam haben die Brüder die weite Halle, längs deren Wände eine nach Tausenden zählende vorzügliche Bücherei, alles Geschenke der Pflegemutter in Oxford, aufgestellt ist. Der Mittelraum der kühlen Halle dient als Speisezimmer. Wie Mönche gekleidet, eine weiße, bis zu den Knöcheln reichende Soutane, um die Hüften mit einem schwarzen

breiten Gürtel befestigt, erscheinen die Brüder bei Tisch, schlagen als Tischgebet das Kreuz, und wie liebenswürdige, gastfreie Mönche, die den Gentleman hinter der Kutte nicht verstecken, verstehen sie es, die reichbesetzte Tafel auch mit anregender Unterhaltung zu würzen. Auch darin gleichen sie manchem ausgewählten Kloster in Italien und auch in Rußland. Als einen weiteren gemeinsamen Raum zeigten sie mir die schöne, geschmackvolle Hauskapelle, nur für die sieben Brüder, in der sie sich allesamt täglich das Abendmahl, man ist versucht zu sagen, das Meßopfer reichen. Irre ich nicht, haben sie da auch die tägliche Anbetung des Kreuzes, wie in der von dem Vorsteher mir als Vorbild und mustergültig gepriesenen St. Cuthbertkirche in London.

Ihre Missionsarbeit ist in der Hauptsache eine litterarische, wissenschaftliche, als ob sie, wenn auch modernisiert, den alten Benediktinern nacheifern wollten. In ihrer großen Büchersammlung besitzen sie eine ausgiebige Rüstkammer, durch stark besuchte öffentliche Vorträge in dem Hörsaal des Hauses den Hinduismus auch in seinen heutigen Wiederbelebungsversuchen anzugreifen und die Wahrheit des Christentums seinen Angriffen gegenüber zu verteidigen. Die als Flugschriften veröffentlichten Vorträge werden unentgeltlich im Lande verbreitet, ebenso eine von ihnen herausgegebene Zeitschrift. Daß diese und die Mehrzahl der Flugschriften in englischer Sprache ausgegeben werden, zeigt ihr Bestreben, besonders unter den Studenten und Zöglingen der höheren Schulen Eingang zu finden und die wissenschaftlich gebildete, meist religionslose Jugend der Hauptstadt für das Christentum zu gewinnen. Dem dient eine weitere von ihnen jetzt aufgenommene Arbeit, die bereits mit sichtlichem Erfolg vor ihnen manche andere Missionsgesellschaft begonnen. Man mietet oder kauft (oder baut auch schon nach eigenen Plänen) Häuser zur billigen oder unentgelt-

lichen Unterbringung der zahlreich aus dem ganzen Lande hier zusammenströmenden, meist völlig mittellosen Studenten. Es ist erschütternd, von der materiellen Not dieser jungen Welt, „gebildetes Proletariat", zu hören, die nur übertroffen wird von der andern ärgeren Not, die in der heidnischen Sittenlosigkeit der Hauptstadt ihre Fangarme nach den jungen Leuten vom Lande ausstreckt und in der Hunderte in kurzer Zeit an Leib und Seele verkommen. An dem wichtigen Punkt hat seit einer Reihe von Jahren die Zwillingsschwester der äußeren Mission, die innere, vorzügliche Handreichung geboten und das Feld zur Aussaat des Wortes Gottes bestellt. Die günstige Vorarbeit in ihren verschiedenen Stufen zu beobachten, bot mir der Besuch der Studienhäuser einzelner Missionen und auch das der Oxforder Mission erwünschte Gelegenheit. Hier in dem engen Stübchen im Hinterhof, wo noch kurz zuvor die weltabgeschiedene Zenana sich befand, hausen ein paar eben vom Lande eingezogene Studenten. Sie erhalten nur den leeren Raum, in dem ihr unendlich dürftiger Hausrat unordentlich untereinander liegt. Da ist der Kochtopf, in welchem sich der junge, völlig anspruchlose, so freundliche Brahmane selber seine karge Mahlzeit aus Pflanzenkost zubereitet; würde ich den Topf berühren, so wäre er mit seinem armseligen Inhalt dem Besitzer verloren. Da hat er außerdem eine weggeworfene Petroleum-Blechbüchse, die gereinigt ihm als Trinkgefäß dient, dann noch eine Matte oder Decke von zu Hause, die er auf den kahlen Boden ausbreitet, ein Stein von der Landstraße als Kopfkissen, und die ganze Einrichtung ist aufgezählt bis auf den von Haus aus gewohnten, oft abschreckenden Schmutz und die nicht weggeräumten Abfälle seiner Kochkunst. Gleich nebenan sieht es schon etwas besser aus. Der Insasse des engen Raumes ohne Fenster, mit offener Thüre, wohnt bereits ein paar

Monate hier und hat von seinen älteren Hausgenossen etwas von dem Behagen eines geordneten Wohnraumes abgelernt. Statt der schmutzigen Matte hat er sich eine breite, niedrige, vierbeinige Lagerstätte angeschafft, die fast den ganzen Raum einnimmt und „Mädchen für alles“ ist, des Nachts Bett, tagsüber Sitz- und Liegraum, auf dem der glückliche Besitzer seinen Studien obliegt, selbst schreibt. Eine kümmerliche Borte hat er nun auch schon an der Wand angebracht; mit einem Anflug von Ordnungssinn bringt er Kochtopf, Trinkgefäß und auch ein paar Bücher unter, ein Pflock an der Wand trägt ein zweites Kleidungsstück. Und wieder nach einer Weile, will er wie die christlichen Kameraden nebenan wohnen. Er lernt ihnen noch mehr ab als nur ihr behaglicheres Heim; er merkt den andern Geist, der in den verschiedenen Räumen und bei denen waltet, die ihm die Zufluchtsstätte geöffnet, und wird diesem andern Geiste zugänglich. So manch einer schon, wenn er nach ein paar Jahren seine Studien vollendet hat und das freundlich geöffnete Heim der evangelischen Mission verläßt, zieht aus als Christ, seiner heidnischen Religion und der damit eng verknüpften Zwingherrschaft der Kaste innerlich und auch äußerlich entfremdet. Hat er vielleicht auch die Taufe während seines Aufenthaltes im Hause noch nicht empfangen, so steht doch dieses öffentliche Bekenntnis seines innerlich vollzogenen Bruches mit der Religion der Väter nicht mehr lange aus. Überrascht und erfreut war ich in einem der von mir besuchten Studienhäuser mit ein paar Insassen mich in der deutschen Muttersprache unterhalten zu können; es waren zwei junge Kolschristen, die von unsern Goßnermissionaren in der Hochschule zu Rantschi die nötige Schulung bekommen, um nun ihre Studien an der Landesuniversität zu vollenden. — Das sei noch erwähnt, daß die hochkirchliche Bruderschaft etwas seitab steht und nur lose

Fühlung mit den zahlreichen evangelischen Missionen der Hauptstadt hat. Nach den von ihnen zielbewußt verfolgten, entschieden unreformatorischen Ansichten, die ihnen die andern Reformationskirchen nur im Lichte eines Abfalls von der bei ihnen allein bewahrten einigen katholischen Kirche zeigen, wohl begreiflich. Ebenso begreiflich aber auch wieder, daß es sie nicht gelüstet, mit der ebenfalls in Kalkutta in ärgerlicher Weise angesiedelten Jesuitenmission in nähere Verbindung zu treten. Sie ist ihnen doch zu sehr Prätorianerschar des Papstes und darum auch in der Mission in erster Linie bemüht, die von den evangelischen Missionen gewonnenen Heidenchristen in die Botmäßigkeit des Papstes mit allen weltlichen Mitteln, die nur ein Krieg zulassen und entschuldigen mag, zu verlocken.

Seit Jahrzehnten halten die verschiedenen evangelischen Missionen wie in Indien, so ganz besonders in Kalkutta freundlich und brüderlich zusammen. Sie wollen nicht vergessen oder aufgeben, was ihre Kirchen in Lehre oder Verfassung voneinander scheiden mag; aber sie wissen sich als Nachbarsleute von dem gleichen Herrn an die gleiche Arbeit gewiesen und reichen sich deshalb wie treue Kameraden über die niedrigen Gartenzäune brüderlich die Hand, in innigerer Weise, als man es daheim im Vaterland gewohnt sein mag. Sie haben ihre monatlichen gemeinsamen Beratungen; die verbreitetste christliche Wochenschrift (Indian Witness), ein vorzüglich geführtes Blatt, ist zwar im Besitz und unter Schriftleitung der Methodisten, dient jedoch als ein weit und auch weitherzig geöffneter Sprechsaal allen wahrhaft evangelischen Richtungen innerhalb der in Indien vertretenen Reformationskirchen. Freilich, solch schönes, brüderliches Zusammenhalten ist ein dringendes Bedürfnis, gerade hier am Sitze der Regierung, zugleich an dem dadurch

geschaffenen Mittelpunkt geistigen Lebens, wo offen und ungehindert ein tiefgreifender, zum Teil erbitterter Geisteskampf um die höchsten Lebensgüter entbrannt ist und seit Jahren vor aller Welt ausgefochten wird: ein ungemein fesselndes Schauspiel, das den Missionsfreund zu längerem Verweilen gerade in Kalkutta festhält. Es ist der Ringkampf zwischen dem mächtig und unaufhaltsam in alle Volksschichten vordringenden Christentum, das an dem uralten Bau mit dem Siegesbewußtsein eines Glaubens, der die Welt überwunden hat, rüttelt, auf der andern Seite mit dem dahinsinkenden Heidentum, das in den breiten Schichten des Volkes zwar noch unberührt ist, von dem aber mit warmer Vaterlandsliebe beseelte, eifrige und berufene Anwälte überzeugt sind, daß es in der von den Vätern überkommenen Gestalt nicht mehr unter völlig anders gewordenen Verhältnissen fortbestehen könne, unbedingt eine geistige Erneuerung bedürfe. Sie trauen ihrer vaterländischen Religion die Lebenskraft zu, den gründlichen, unvermeidlichen Wandlungsprozeß bestehen und überdauern zu können; sie trauen sich auch die ärztliche Geschicklichkeit zu, die verhängnisvolle Krisis in die rechte Bahn einer Wiedergenesung zu lenken. Eine Reihe bereits verfehlter und gescheiterter Versuche hat die zwiefach vertrauensseligen Heilkünstler nicht irre gemacht; es treten immer wieder neue mit frischem Wagemut auf den Plan.

Nicht seit heute oder gestern erst. Noch mit einer gewissen kindlichen Harmlosigkeit kann im Anfang des Jahrhunderts der aufgeklärte, von der Überlegenheit europäischer Kultur überzeugte Brahmane Jay Narayan eine Erziehungsanstalt gründen, mit sehr bedeutenden Mitteln für alle Zeit ausstatten und diese reiche Stiftung der kirchlichen Missionsgesellschaft zu uneingeschränktem Besitz übergeben, und dabei bleibt er unangefochten in seinem Innern, auch

unangefochten an seinem Wohnsitz, in der heiligen Hochburg des Hinduismus, ein treues Glied der heidnischen Religion seiner Väter. Schon nach einem Jahrzehnt wäre das nicht mehr möglich gewesen. Der edle, fromme Radscha Rammohun Roy hatte bereits so tief in den Kelch europäischer Kultur als einer Frucht der fremden, christlichen Religion geblickt, um mit der Götterlehre seiner heimischen Religion und in weiterem noch beherzterem Fortschreiten mit der eisernen Satzung der Kaste zu brechen. Er hielt lebenslang an der Überzeugung fest, daß eine Brücke zwischen dem unaufhaltsam auch nach Indien vordringenden Christentum und der uralten Religion seines Volkes herstellbar und dadurch ein friedlicher Ausgleich ermöglicht sei. In der auch ihm unhaltbaren und darum preisgegebenen Götterlehre mit ihren „altvettelischen Fabeln“ sah er nur eine von den Brahmanen geflissentlich gezüchtete Entartung der ursprünglichen Lehre; die ältesten Religionsurkunden seines Volkes berichteten ihm nur von einem Gott. Andrerseits hatte er seine Kenntnis des Christentums sich vorzugsweise von den Unitariern reichen lassen; sie boten ihm das Gleiche, was er auch aus den Weden geschöpft, den einen Gott. Die Pfeiler seiner Brücke erwiesen sich gar bald auf beiden Uferseiten als auf Flugsand gebaut. Daß die unitarische Anschauung von dem Sohne Gottes nicht auf dem Fels des Evangeliums steht, ist unnötig, hier auszuführen. Auch der Brückenpfeiler am indischen Ufer zeigte bald so starke, bedenkliche Risse, daß er abgetragen werden mußte. Sorgfältige Untersuchungen ergaben, daß Rammohun Roys Lieblingsgedanke irrig sei; die brahmanische Götterlehre habe bereits in den Weden eine feste Heimstätte. Sie wurden deshalb als Sitz einer göttlichen Offenbarung preisgegeben. Auf den freigewordenen Stuhl stieg beherzt und mit den Jahren in immer größerer

Zuversicht Keschab Tschandra Sen, unleugbar eine geniale Persönlichkeit, auch mit dem Zeug zu einem religiösen Reformator seines Volkes, wenn nur eben einem heidnischen Volke anders als durch die christliche Wahrheit eine Reformation an Haupt und Gliedern geboten werden könnte.

Bereits 1828 hatte Rammohun Roy eine Gesellschaft (Samadsch) gestiftet, deren Glieder mit Preisgabe der Götter nur an Brahma als den einen Gott glaubten. Gerade dreißig Jahre später trat Tschandra Sen, ein zwanzigjähriger junger Mann, in diese „Kirche" ein, wie die Mitglieder im geflissentlichen Bestreben einer engeren Anpassung an christliche Einrichtungen ihre Samadsche manchmal bezeichnen. Seiner hinreißenden Beredsamkeit, die auch Europäer mit fortriß, seiner feurigen religiösen Überzeugung, die er sich durch schwere innere Kämpfe erworben, gelang es bald, der etwas hinsiechenden Gesellschaft neues Leben einzuhauchen, ihr das Gepräge seines führenden Geistes aufzudrücken, nicht freilich ohne eine Spaltung zwischen den „Alten" und „Jungen" in ihr hervorzurufen. Bei starker Selbstschätzung und Überhebung gelangte Tschandra Sen, da für ihn und die Seinen die Weden und ihre Lehren nicht mehr göttlich gebotene Richtschnur waren, zu dem unvermeidlichen, in gewisser Beziehung folgerichtigen Wahn, sich selber als von der Gottheit inspiriert zu halten und weiterhin seine auch wechselnden Meinungen für göttliche Offenbarung auszugeben. Vor Christus stand er, zumal anfänglich, in einer andachtsvollen Bewunderung als dem größten religiösen Genius, der unter den Menschen aufgekommen. Aber es war nicht der Christus der Evangelien, dem er seinen glühenden Heroen-Kult darbrachte. Auch er war für die Kenntnis des Herrn nur bei den Unitariern in die Schule gegangen; ihren Christus,

aller göttlichen Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes voll Gnade und Wahrheit entkleidet, drückte er begeistert an sein Herz; ihm wollte er als Freund des Bräutigams sein heißgeliebtes Indien als Braut zuführen. Als Tschandra Sen (1869) nach Europa reiste, waren die Unitarier und ihre Gesinnungsgenossen unter den Protestantenvereinlern und Reformern entzückt, schier berauscht von dem Reformator aus Indien, in dem sie erstaunt Fleisch von ihrem Fleisch erkannten. Mit der bewundernswerten Anpassungsfähigkeit, die dem ebenso zähen wie sanften indischen Volke eignet, verstand es meisterhaft Tschandra Sen, auch darin ein echter Sohn seines Volkes, Worte und Lehren Christi herüberzunehmen, ihnen bei gleichem äußeren Gepräge dennoch einen andern, ihm und den Seinen genehmen Wert unterzuschieben und so die verschlechterte Münze bei den Gliedern seiner Samadsch und durch sie unter seinem Volk in Umlauf zu setzen. Dem Inder konnte nicht versagt werden, wessen sich so manche seiner Lehrmeister und Bewunderer in ihren Kreisen selber schuldig gemacht. Freilich eine solche falsche Münze greift sich auch in Indien wie bei uns bald ab; der fehlende Goldgehalt evangelischer Wahrheit wird auch einem blöden Auge sichtbar. Die eingeführte Jesusgestalt entpuppte sich je länger je mehr als ein würdiges, vorbildliches Mitglied der Brahmo-Samadsch, so völlig als ein rechter, echter Inder, daß selbst eine offene Lossage von dem Jesus der Evangelien, von dem Jesus des Westens erfolgte. Zehn Jahre nach Keschabs Heimkehr aus Europa, ein Jahr nachdem er — freilich auch zum Ärgernis vieler seiner Anhänger — seine vierzehnjährige Tochter dem noch nicht sechzehnjährigen Maharadscha von Kuch-Behar, einem stolzen Brahminen der höchsten Klasse und dem Götzendienst ergeben, zur Frau gegeben, bekannte der verwöhnte Liebling der Unitarier frischweg: ich bin kein

Christ. Er beanspruchte in derselben verwegenen Rede, besseren Bescheid von Jesus Christus zu wissen als sämtliche christliche Völker in Europa und Amerika. Der Christus des Westens gleiche der sinkenden Sonne; der wahre Christus sei der asiatische Christus, der Christus der Brahmo-Samadsch. „Christus kehrt nun heim vom Westen nach Osten; er kommt, ein Asiate seiner Herkunft nach, ein Hindu in seinem Glauben, unser Landsmann und Bruder, und als solcher fordert er unsrer Herzen Zuneigung.“ „Dieser Christus, ich sage es mit Nachdruck, ist schon in euch gegenwärtig. Wenn ihr den Geist der Wahrheit, kindlicher Ergebung und Selbstaufopferung habt: das ist Christus.“

Es ist kein Vergnügen, diese abgegriffene Münze und den weiteren kläglichen Verfall des indischen Reformators länger zu betrachten. Als 1884 der Reformer, der sich für weise hielt und zum Narren geworden, starb, traten neue Spaltungen ein; einen in die Tiefe und Weite gehenden Einfluß auf Indien hat die Brahmo-Samadsch nicht gewonnen. Die Anhängerschaft hat sich in den abgelaufenen dreizehn Jahren kaum vermehrt; die mir angegebene Zahl der Samadsche ist heute fast die gleiche wie bei dem Tode des Reformators, etwa 170—180 strenger und laxer Haltung. Einzelne sind so winzig kleine Gemeindlein, daß sie dem letzten Aufflackern einer verlöschenden Kerze gleichen. Andere sind völlig erloschen, aber auch die benachbarte Samadsch hat es nicht bemerkt; die Entseelte wird noch als lebend eine Weile in der Liste fortgeführt. Die schwindsüchtigen Häuflein haben nur geringe Fühlung untereinander und auch keine vollständige, umfassende. Trotzdem geht die Brahmo-Samadsch zumal in Kalkutta nicht einem baldigen Aussterben entgegen; den Eindruck habe ich hier an ihrem Heimsitz gewonnen. Der Inder ist fromm veranlagt. Auch

wo er durch höhere Schulung mit der alten Götterlehre, im weiteren Verlauf auch mit der Kaste gebrochen, hält er es auf die Dauer bei dem nackten Unglauben nicht aus. Er sucht Anhalt an eine religiöse Gemeinschaft; die Brahmo-Samadsch kommt dem Verlangen entgegen. Sie ist heimischen Ursprungs; sie bietet den weiteren Vorzug, ihr Mitglied mit der christlichen Kultur, die er auf der Schule kennen gelernt, in Verbindung zu erhalten und von ihren religiösen Vorstellungen und Wahrheiten gerade nur so viel ihm zuzumuten, als er mit seinem oft mäßigen Begriffsvermögen fassen kann. Daß ihm dieser hinduisierte Jesus statt Brot einen schön geformten Stein bietet, wird er erst empfindlich gewahr, wenn sich auch bei ihm Hunger nach dem lebendigen Gott einstellt. In dem Trubel, in der Hast ohne Rast unsrer Tage auch in Indien und an seinen regeren Verkehrsplätzen kann, zumal von flachen, halbgebildeten Leuten, dieser Hunger lange ferngehalten werden. So werden sich in Kalkutta immer Leute finden, bereit zum Anschluß an eine religiöse Samadsch, die so geringe Ansprüche an den Glauben ihrer Glieder erhebt.

In der „Oberen-Ringstraße" (Upper Circular Road), wo mehrere evangelische Missionen ihre Kapellen und Anstalten haben, wurde mir die „Lily Cottage" gezeigt, die 1877 Keschab sich als Heimsitz erworben; in ihrer Nähe sind die Wohnungen von Geistlichen der Brahmo-Samadsch, ihre Betsäle, Buchhandlung, Druckerei und was sie sonst ins Leben gerufen haben mag. Die Anpassung an christliche Gebräuche drängt sich in überraschender, fast herausfordernder Weise auf; es soll schon manchem Christen begegnet sein, daß er geglaubt, ein christliches Bethaus zu betreten, wenn er sich am Sonntag Morgen durch das Glockengeläute in eine Kapelle der Brahmo-Samadsch hat locken lassen. Da ist nichts im Innern, was an Götzendienst

erinnert; auch ein Puritaner könnte an manchem Versammlungssaal mit seinen leeren Wänden und mit der schlichten Plattform keinen Anstoß nehmen. Es wird gesungen wie bei uns, es wird auch gebetet. Der sich anreihenden Rede in der Landessprache konnte ich nicht beiwohnen. Man sagte mir, daß bei begabteren Rednern, auch wenn sie nicht die hinreißende, zündende Beredsamkeit eines Keschab besäßen, vereinzelt auch Christen anzutreffen seien, solche freilich zumeist, die auch bei einem beredten Reform-Rabbiner erbaulichen Genuß und Befriedigung finden. In den Vereinigten Staaten ist es bekanntlich bei Gelegenheit und infolge des Religions-Parlamentes in Chicago wiederholt vorgekommen, daß unitarische Geistliche am Sonntag ihre Kanzel an Sprecher der Brahmo-Samadsch abgetreten haben. — Darauf beschränkt sich nicht die Nachahmung und Anpassung an christliche Anstalten und Missionsarbeiten seitens dieser Reformgemeinden. Anstoßend an den Betsaal ist ein Buchladen, in welchem zahlreiche Werke, Flugschriften und Traktate des Brahmo-Samadsch zum Teil in marktschreierischer Weise zum Verkaufe ausgelegt sind; besondere „fliegende Händler" tragen die geistige Ware auf die Straße, ins Land hinein und werden zu Werbern für die Samadsch. Die Glieder beteiligen sich an humanitären Bewegungen. Sie sind eifrig und nicht erfolglos gegen die frühen Heiraten aufgetreten, ebenso wider die unter dem Volke einreißende Trunkenheit; sie haben Knaben- und Mädchenschulen in der Zeit ihrer Blüte errichtet, ganz billige Zeitungen und Zeitschriften ins Leben gerufen und unter das Volk gebracht. Und trotz alledem siecht gegenwärtig die Brahmo-Samadsch dahin. Ich habe den Eindruck gewonnen, als ob die Bewegung innerlich sich ausgelebt habe; schon unter Keschab selbst. Das religiöse Erbe ist aufgezehrt; es fehlt an geistigen und geistlichen

Führern. Dazu kommt, daß in dem gewaltigen Gärungsprozeß, der die indische Volksseele in viel höherem Grade erfaßt, als man es meist in Europa vermutet, neue Elemente sich einmischen und emporarbeiten, durch welche die überlebten, älteren Stömungen auf die Seite gedrängt werden. Es sind dieser Elemente mehr, als daß sie hier aufgezählt werden könnten; nur auf eins unter ihnen möchte ich noch hinweisen.

Nach wie vor bildet in diesem ungemein fesselnden Gärungsprozeß das Christentum den anregenden Sauerteig. Jedes neue, aus der Tiefe der Volksseele emporsteigende Element lehnt sich gegen die unwiderstehliche Einmischung der aus der Fremde kommenden Religion auf und kann — es ist ein tragisches Verhängnis — dem nicht wehren, daß es in dem Kampfe mit dem Stärkeren, der über Indien gekommen, zu einer zersetzenden Kraft der heimischen Volksreligion werde, die den Gärungsprozeß verstärkt und auch beschleunigt. Keschab versuchte es, den Verfall aufzuhalten dadurch, daß er den wesentlichsten Bestand der Volksreligion als Ballast über Bord warf und die Pforten seines Vaterlandes weit zur Aufnahme seines Christus öffnete. Der da einzog, war nicht der heilige Christ der Evangelien, nicht einmal das Bild von ihm, wie es die Unitarier gezeichnet. Wozu sich seine Lehrmeister im Christentum berechtigt glaubten, dies Recht nahm der indische Reformer auch für sich in Anspruch. Unter seinen geschickten Fingern entstand ein asiatischer, ein hinduisierter Jesus. Dies Gebilde von Menschenhand, das fort und fort sein Künstler umgestaltete, erwies sich als unvermögend, den religiösen Zersetzungsprozeß in seinem Volke aufzuhalten. Es entsprach auch nicht dem immer höher aufwallenden vaterländischen Bewußtsein einer großen Zahl gerade unter den Gebildetsten des Landes, die auf einen in unsern Tagen der „Nationalitäten-

frage" Mode gewordenen Lehrsatz auch für ihre Heimat pochten: Indien den Indern. Mit romantischem Eifer betonen die Führer dieser Bewegung, daß unlösbar mit der indischen Volksseele auch seine Religion der Weden verknüpft sei. Sie lehnen sich auf, die in Fleisch und Blut des indischen Gemütes seit urältesten Tagen eingegangene Religionslehre der Weden preiszugeben und dafür die geläuterte Religion der Fremdlinge, die nun gerade Herren des Landes, einzutauschen, auch nicht einmal in der von der Brahmo-Samadsch mundgerecht gemachten Zubereitung eines hinduisierten Jesus. Jede irgend welche Preisgabe der Religion der Väter gilt ihnen als ein frevelhafter Raub an der Volksseele. Das vermögen nun auch sie nicht, diese indischen Romantiker und Weltweisen, sich und ihr Volk wider die europäische Kultur und Wissenschaft abzuschließen, ihr Land mit einer chinesischen Mauer zu umgeben, oder wie Japan vor Jahrhunderten gethan, daß es sein meerumgürtetes Land vor jedem Verkehr mit der Außenwelt völlig ferngehalten. Aber der andere Versuch war zu machen, die ebenbürtige Gleichberechtigung der indischen Religion mit jeder andern, auch mit dem Christentum, nachzuweisen und mit den Waffen eines in moderner Religionsphilosophie geschulten Geistes zu verfechten.

Die Fechtweise ist fesselnd. Bei ihrer Betrachtung kam mir unwillkürlich der Gedanke, als ob der Hegelsche Satz von der Vernunft alles Seienden kühn und geschickt auf das religiöse Gebiet übertragen sei. Die Waffenführer dieses „Neu-Hinduismus" gehören den gebildetsten Kreisen zumal der indischen Hochschulen an; unstreitig als ihr hervorragendster Kämpe ist auf der Walstätte der noch jugendliche (geb. 1863) Swami Vivekananda, der an der Hochschule in Kalkutta seine Studien gemacht, aufgetreten, von seinen Landsleuten und Gesinnungsgenossen seit Jahren

schon als der gefeiert, in welchem Geist und Religion eines gebildeten Hindu unsrer Tage ihren überzeugtesten und auch beredtetsten Anwalt besitze. Die dem Religions-Parlament in Chicago beigewohnt, entsinnen sich wohl noch des prächtigen Kopfes dieses schönen, jugendlichen Inders: um das Haupt den mächtigen weißen Turban, der die breite Denkerstirn einrahmte und beschattete, mit den großen, scharfblickenden, offenen Augen, der starken, wohlgeformten Nase, dem festgeschlossenen Munde, in dessen Winkeln ein starker, männlicher Wille sich ausprägte. Als Brüder und Schwestern begrüßte er die von Vertretern aller Religionen gebildete Versammlung, die in ihrer Zusammensetzung eine Verkörperung und Inslebentreten seiner religiösen Weltanschauung zu sein schien. Seine bei diesem Anlaß gehaltene Rede zeichnete fesselnd die Anschauungen dieses „Neu-Hinduismus". Keine einzelne Religion darf nach dieser Lehre den anmaßlichen und irrigen Anspruch erheben, Weltreligion zu sein oder den Beruf dafür zu haben, auch das Christentum nicht. Die einzig mögliche Weltreligion ist die, welche alle Religionen der Welt einheitlich zusammenfaßt von der untersten Stufe des Fetischismus bis zur erhabenen Höhe der Weden Indiens. Das ist die Lehre der in den Weden niedergelegten göttlichen Offenbarung; aus ihr strömt die einzigartige Duldsamkeit des Hinduismus, der an seinem mütterlichen Busen mit gleicher Liebe hegt und pflegt die eigenen Kinder und auch die Buddhisten, die Parsen, die Mohammedaner, die Christen. Der Brahma der Hindus ist auch der Ahura Mazda der Parsen, der Buddha der Buddhisten, der Jehovah der Juden, der himmlische Vater der Christen. Widersprüche in den religiösen Wahrheiten sind nach der kaum faßbaren Vorstellung dieses modernen indischen Reformers keine vorhanden, auch keine sich ausschließenden Gegensätze, nur äußere Unterschiede, die

auf einem höheren Standpunkt als ausgeglichen erscheinen. Der eine hat das Wasser in einen Becher gefaßt, der andere in ein Glas, in eine Tasse, in einen Krug; aber sie sind alle Wasserträger. Wie dann aber — und Swami bleibt die Antwort schuldig —, wenn der in seinem Glase Wasser, der in seinem Kruge Milch, der in seinem Becher Wein geschöpft hat, sind sie dann auch noch alle Wasserträger? Der Reformer ist rasch bei der Hand, die sich ihm nun doch aufdrängenden Widersprüche aus dem Wege zu räumen. Er amputiert frisch darauf los und schneidet und sägt ab, was seiner Ausgleichung der religiösen Gegensätze im Wege steht, nicht nur Arm und Bein, sondern auch Herz und Haupt. So erklärt er einmal unverfroren, die einzige Sünde ist die, den Menschen für sündig und eines Erlösers bedürftig zu halten. Gott ist nicht allein ewig, ebenso die Materie, die er vorgefunden, wie sie Gott. In solcher Kunst eines Dr. Eisenbart ist es dann nicht allzuschwer, eine Versöhnung der Widersprüche und Gegensätze herzustellen; man schlägt sie einfach tot. Unter seiner Hand erfüllt sich das Wort des Tacitus: man schafft eine Einöde und nennt sie Friede. In jeder Religion sieht Swami das Zutagetreten der Gottheit aus einem irdischen Gebilde; die Seele all dieser auserwählten Gebilde ist ein und derselbe Gott.*) So zieht auch derselbe Brahma

---

*) So sagte Swami in einer englischen Rede: to the Hindu the whole world of religions is only a traveling, a coming up of different men and women through various conditions and circumstances of the same goal. Every religion is only an evolving a God out of the material man and the same God is the inspirer of all of them. Why, then, are there so many contradictions? They are only apparent, says the Hindu. The contradictions come from the same truth adapting itself to the different circumstances of different natures.

durch alle Götter der Weden. Ist es Swami nach seiner Meinung gelungen, die stärksten Gegensätze zwischen den verschiedenen Religionen zu einem ewigen Frieden aufzulösen, so ist es geringe Arbeit auch den streitenden und widereinander hadernden Göttern der Weden zuzurufen: die Waffen nieder, oder vielmehr zu zeigen, daß sie im Grunde genommen und recht verstanden gar keine Waffen widereinander gezückt.

Dieser „Neu-Hinduismus“ hat es zur Bildung einer Samadsch nicht gebracht; es liegt nicht einmal in seiner Absicht. Die dieser Religionsphilosophie huldigen, bleiben ungestört von außen und von innen der Religion ihrer Väter getreu, in welcher sie, wenn auch in einer ganz andern Wertschätzung, das untilgbare Wahrzeichen eines echten Inders erkennen. Eine Lossage und Absonderung erscheint den Leuten wie eine Verleugnung und Verlassen des eigenen Volkes. Sie haben mich an manchen Panslawisten in seinem Verhalten zur Kirche seines Volkes erinnert, so an jenen einst im Türkenkriege hochgestellten, mir wohlbekannten Fürsten, dem ein völlig ungläubiges Glied seiner Kirche lieber war als ein gläubiger, evangelischer Christ. Auch schon wegen des äußerlichen Bleibens in der religiösen Volksgemeinschaft ist eine Zählung der Anhänger unmöglich. Es will mich bedünken, als ob ihrer gegenwärtig schon mehr wären als im Brahmo-Samadsch; die Überlegenheit würde noch stärker hervortreten, wäre es möglich, die beiderseitigen Glieder auf ihre geistige Bedeutung und ihren Einfluß auf die höheren Kreise zu wägen. Der Anschauung des indischen Religions-Weltweisen huldigt ein großer Teil der Hochschullehrer in Kalkutta, Madras, Bombay; ihr fällt zu die von Tag zu Tag wachsende Schar der auf den Hochschulen gebildeten Eingebornen, in deren Gemütern das Nationalitätsbewußtsein

immer schärfer umrissen sich regt, die jungen Männer, die mit heißem Begehr Indien für die Inder, eine größere politische Selbständigkeit, wenn auch unter britischem Regiment, erstreben. Dem Streben kommt machtvoll der „Neu-Hinduismus“ entgegen. Die vaterländische Religion, die durch die Kaste eine tief in das sociale und politische Leben eingreifende Macht darstellt, eine bei weitem bedeutsamere als der von ihnen beobachtete Einfluß des Christentums auf das sociale Leben so vieler Christen in Indien, diese vaterländische Religion zeigt ihnen der „Neu-Hinduismus“ nicht als minderwertig, vielmehr als völlig ebenbürtig der Religion der Fremdlinge im Lande. Wie sehr die neue Lehre religiös auf einen Nihilismus lossteuert, dem die Wahrheit unter den Fingern zerfließt, weil er in allem Wahrheit sieht, merkt ein Teil dieser jugendlichen politischen Heißsporne nicht; die es merken, von denen bereitet nicht allen die Wahrnehmung Ärgernis oder Anstoß. Die religionslosen Regierungsschulen bieten — gewiß von ihren christlichen Leitern nicht beabsichtigt — unvermeidlich für den Unglauben der heranwachsenden Jugend einen fruchtbaren Nährboden. In hohem Grade beachtenswert und fesselnd war mir die Äußerung bewußtlosen Naturtriebes der Volksseele Swami gegenüber; sie wittert, daß in diesem Reformer ihr ein gefährlicher Gegner entstanden ist. Nicht lange vor meinem Besuche wurde Swami in der Nähe von Kalkutta aus einem Hindutempel hinausgewiesen: er habe durch die einem Hindu unerlaubte Seereise nach Europa die Kaste gebrochen. Auch diese in unserm Zeitalter selbst für Indien überlebte Satzung hat wohl Swami auf eigene Faust an seiner heimischen Religion „amputiert“, die Tempelgenossen aber haben die Ablösung nicht gutgeheißen.

Kürzlich hatte Barrows seine apologetischen Vorträge über das Christentum auch in Kalkutta gehalten; die Wellenringe der von ihm angeregten Bewegung konnte ich noch bemerken.*) Auf Swami Vivekananda und die auserlesene Schar in seinem Gefolge, die in dem Religionsparlament von Chicago eine Gutheißung und Verwirklichung ihrer religions-philosophischen Anschauung mit Recht oder Unrecht erkannten, muß es einen befremdlichen Eindruck gemacht haben, den auch von ihnen hochgefeierten Vorsitzer des Parlamentes nun in ihrem Vaterlande zu sehen, wie er das ganze Land mit Vorträgen erfüllt, in welchen das Christentum als die alleinige Weltreligion dargestellt und nachgewiesen wird, daß es diese bevorzugte Stellung gerade den wesentlichen Lebensteilen danke, die Swami als nebensächlich und entbehrlich von seinem Organismus losgelöst hat, um seine ersehnte Ausgleichung der religiösen Gegensätze zu bewerkstelligen. Es war bei meinem Besuche Indiens zu kurze Zeit verstrichen, um erkennen zu können, ob des begabten presbyterianischen Geistlichen aus Amerika Vorträge einen nachhaltigen Eindruck gerade auf diese moderne religiöse Bewegung des Hinduismus ausgeübt habe. Interessant war mir in einer Zeitschrift dieser Richtung, die in Madras erscheint (Indian Social Reformer), eine warme Befürwortung der Vorträge zu lesen. Die Zeitung forderte ihre Anhänger zum Besuche derselben auf. „Die Befürchtung, zu den vorgetragenen Ansichten bekehrt zu werden, ist Feigheit (cowardice). Niemand, der Angst hat, seine vorgefaßten Meinungen daranzugeben, hat ein Recht, sich fromm und wahrheitsuchend zu nennen. Sein eigentlicher Platz ist im Pflanzenreich, wo entwurzelt zu werden,

---

*) In der deutsch-evangelischen Kirchenzeitung (1898, S. 2) habe ich auf dieselben des näheren hingewiesen.

Vernichtung ist. Das Verächtlichste von allen menschlichen Dingen ist, dem Pflanzenreich zugezählt zu werden."

Solch mannhafte Rede erfreut und muß einen Missionar in Indien erfrischen. Wo sie Anklang findet, öffnet sie ihm den Zutritt zu Kreisen, die ihm so leicht verschlossen sind. Dem Sendboten dessen, der die Wahrheit ist, kann nichts erwünschter sein als Heilsbegierige, die nach der Wahrheit verlangen.





IV.

Dardschiling.



Wie ist es wunderbar schön hier oben in dem hochgelegenen Luftkurort des Himalaya! Auch die Fahrt herauf aus der bengalischen Ebene in die prächtige, zunächst fremdartig anmutende und dann doch bald anheimelnde Gebirgswelt des fernen Indiens eine ununterbrochene Reihenfolge fesselnder Landschaftsbilder!

Es war eine Wohlthat, aus dem Siedekessel von Kalkutta herauszukommen in die Erfrischung und Abkühlung der Hochgebirgsnatur. Zunächst entführt uns das Dampfroß aus den in der heißen Zeit ungesunden Niederungen im Mündungsgebiet des Hugli nordwärts etwa 170 Kilometer an die Ufer des Ganges. Die gewaltige Strömung und auch Überschwemmung ändert alljährlich den Rand des Bettes, so daß die auf ständigen Abbruch und Umlegung berechnete, armselige Haltestelle nicht unmittelbar bis an die Anlage der Dampffähre gerückt werden kann, für den Reisenden ein Übelstand, der zur verdrießlichen Unbequemlichkeit wird, wenn gerade ein tropischer Regenschauer niedergeht. Uns traf das Mißgeschick in dunkler, nächtlicher

Stunde. Wohl dem, der die gute Laune dabei nicht einbüßt und dem Moltkeschen Trostspruch vertraut: daß selbst ein Tropenregen niemals unter die Haut dringt. Der Kuli, dem das Gepäckstück des Reisenden, eine moderne Deckentasche, verwunderlich vorkam, fürchtete nichts für sein einziges Kleidungsstück, die chokoladenbraune Haut, wohl aber für seinen dichten Haarwuchs; er hielt wohl die längliche Tasche für einen freundlich von dem Reisenden ihm geliehenen Regenschirm, der ihm den Kopf schützte, dafür aber selber gründlich durchnäßt wurde. Der Russe hat für solche Augenblicke das Allheilmittel eines fröhlichen Nitschewo, welches schier zauberhafte Wort sich bekanntlich unser Bismarck in einen Fingerring einschneiden ließ und seine Zugkraft gar oft als Kanzler erprobt hat. Unter einem Zeltdach auf Deck, das nur notdürftig den Platzregen abhielt, wurde ein zwar tüchtig verspätetes, aber vorzüglich zubereitetes Mittagsmahl bei elektrischer Beleuchtung eingenommen. Am linken Gangesufer, das von der scharfen Wendung des reißenden Stromes weniger zu leiden hat, konnten wir überdacht den Eisenbahnzug erreichen, der uns während der Nacht 270 Kilometer weiter nordwärts bis an den Fuß des Himalaya brachte. Die linde, laue Nacht hatte die durchnäßten Kleider und Wäschestücke etwas getrocknet; im warmen Sonnenschein des heraufkommenden Tages war rasch vergessen, was dahinten lag.

Für solches Gedenken blieb auch keine Zeit. Alles, wohin das Auge drang, war neu, überraschend, ungemein fesselnd. Zunächst die Liliputbahn, die uns in Siliguri aufnahm und in starkem Pusten ihre Willigkeit zeigte, uns im Laufe des Tages 7500 Fuß hinauf in die Berge zu bringen. Die Bahn ist ein Meisterstück wie der Baukunst, so auch englischer Thatkraft, die vor keinem Hindernis zurückschreckt. Die Spurweite der Geleise ist nur zwei Fuß.

Wegen der stellenweise fast ununterbrochenen, sehr scharfen Krümmungen des Weges, der sich wie ein Saumpfad eng an die Windungen der Berge anschmiegt, sind die Wägelchen klein, 5—6 Fuß lang und breit, mit etwas loser Koppelung untereinander verbunden. Der Verkehr ist, zumal bei täglich nur einem Personenzug, ein lebhafter; deshalb hat der kleine, eigens und kunstvoll für diese Bahn gebaute Dampfwagen zehn bis zwölf solcher zwerghaften Gestelle zu ziehen. Nur ein geschlossener und ein offener Wagen erster Klasse werden in den Zug eingestellt; letzterer nichts weiter als eine Plattform, auf welcher sechs etwas enge, mit einer Decke überzogene Holzsessel, je drei auf jeder Seite, niet- und nagelfest angebracht sind. Wem es wie mir bei dem Sturmlauf auf diesen bevorzugten Aussichtswagen gelingt, einen Ecksessel zu erobern, muß in betreff der Haltbarkeit des harten Sitzens vertrauensselig sein, auch schwindelfrei, denn der über das schmale Geleise reichende Sitz ragt an einzelnen Stellen selbst über die Berglehne hinaus; er muß auch gegen jedes leise Einschlummern gefeit sein, damit er nicht aus dem ganz offenen Sessel „wie ein Träumender" den Berg hinabkollere. Vorn auf den Puffern des Dampfwagens hocken zwei Landeskinder; ihrer Wäsche — es ist die natürliche Hautbekleidung — merkt man den Rauch und Ruß der stark arbeitenden Maschine nicht an; der eine besprengt aus einem Wasserschlauch die sonndurchglühten Geleise, sein dunkelhäutiger Kamerad hat zu achten, daß kein Geröll auf den Schienen liegt.

So geht es aufwärts. Zunächst noch etwa 7 Kilometer in der Ebene bis dicht an den Fuß der in tropischer Pracht heranrückenden, urplötzlich ohne Übergänge aus der Ebene aufspringenden Vorberge des höchsten, gewaltigsten Gebirgszuges der Erde. Dann dringt der kleine, fauchende Dampfwagen unaufhaltsam in einen langen, wegen seiner Aus-

dünstungen berüchtigten Dschungel. Während des Bahnbaues mußten selbst die eingebornen Arbeiter an jedem Abend aus dem Dickicht ins Freie hinausgebracht werden, weil auch nur eine einzige Nacht tödliches Fieber ihnen eingetragen haben würde. Es ist etwas Gewaltiges, Prächtiges um einen solchen tropischen Urwald. Die mächtigen Riesenstämme dicht belaubt oder, durch Alter dieses Schmuckes beraubt, morsch und verwittert. An den Stämmen klettern die verschiedenartigsten Schlingpflanzen in üppigem Grün, in frischer Blütenpracht bis hoch hinauf in die Wipfel, senken sich dann von den Ästen und Zweigen mit ausgereckten Armen hinab zur mütterlichen Erde, aus deren fruchtbarem Schoß sie hervorgebrochen, wurzeln, sobald sie den Grund erreichen, wieder ein, um in neuen zahllosen Schößlingen sich zur Sonne emporzurecken und zu strecken, deren Strahlen nicht bis auf den dichten Waldboden reichen. Undurchdringbar wird durch dies hundertfältige Geäste und Geschlinge der Tropenwald; nicht traulich wie bei uns daheim, unheimlich vielmehr wie ein lockender Zauberer, und nicht alle können der gefährlichen Lockung widerstehen. So mancher verwegene Jäger nicht, der weiß, welche Jagdbeute seiner in dem Dickicht wartet. Da hausen noch Elefant, Tiger, Rhinoceros und so manches andere vom Weidmann heißbegehrtes Wild. Sie scheinen über die in ihr bis dahin unbestrittenes Waldgebiet eindringende Eisenbahn etwas unwirsch geworden zu sein. Mehr wie einmal schon — so berichtet ein mitreisender gesprächiger Jesuit — hätten sich riesige Dickhäuter dem heranbrausenden Zug mitten in den Weg gestellt, und die Liliputmaschine habe das klügere Teil erwählt, wenn auch siegreich, so doch recht rasch „sich rückwärts zu konzentrieren“, bis das „Gctier“ gelangweilt sich in sein freies Waldgebiet zurückbegeben. Ein andermal sei ein prächtiger Königstiger als stutzig

gewordener Zuschauer an das Geleise herangekommen, und nun habe der Mann an der Maschine in rasender Eile vorwärts das Heil des Zuges gesucht.

Ungefährdet wie er in den Dschungel gekommen, gelangte nach fast einer Stunde unser Zug wieder heraus, und nun ging es in der offenen Landschaft mächtig und prächtig in die Höhe. Während der siebenstündigen Fahrt muß der stark gebaute, zwerghafte „Bursche" seinen Zug stündlich tausend Fuß in die Höhe und sechzehn Kilometer vorwärts ziehen, immer an der Außenseite der Bergeszüge, oft auf weiten Abständen und Umwegen von einem Bergrücken zum anstoßenden nächsten. Der der Berglehne kunstvoll abgerungene Pfad ist nicht selten so schmal, daß ich es kaum wagen möchte, in einem Gefährt die Strecke längs dem Abgrund zurückzulegen. Dann wieder zieht der Dampfwagen wegen der starken Steigung eben noch den Zug in eine Art Sackgasse, um ihn von da unmittelbar eine Strecke vor sich herzuschieben und nach einer Weile wieder an die Spitze des Zuges zu gelangen; die Geleise liegen dicht nebeneinander wie aufsteigende Sprossen einer Leiter. An andern Stellen macht das Geleise eine weitgezogene Schleife, daß sich in großem Bogen der Zug um ein Wächterhaus herumzieht, nur um ein paar Fuß zu steigen und in andrer Richtung weiter zu dampfen. Da dieser kunstvolle Bau keinen Berg oder Hügel durchschneidet, haben wir fortwährend das fesselndste Landschaftsbild. Auf der größeren, ersten Hälfte senkt sich mehr und mehr die unabsehbar weite bengalische Ebene in die Tiefe hinab, durchzogen von dem Gangesstrom und seinen zahlreichen Zuflüssen, die bei dem grell auf sie fallenden Sonnenlicht wie strahlende Silberbänder erscheinen. Dann verschwindet bei einer Wendung des Berges die weite Ebene drunten in der Tiefe, und wir treten ein in den vollen Reiz einer Hochgebirgslandschaft,

in der malerisch Berg an Berg sich reiht, durch Schluchten und tief einschneidende Thäler voneinander geschieden, in ununterbrochener Reihenfolge ein ständiger Wechsel reizendster Landschaftsbilder. Selbst noch in einer Höhe, die weit Rigi-Kaltbad mit seinem niedrigen, kümmerlichen Strauchwerk überragt, hier im Himalaya die wunderbare Pracht tropischer Pflanzenwelt. Bis zu 6000 Fuß giebt uns die hochragende Palme das Geleite, ihr zugesellt in üppigem Bestande, was sie vom Baumschlag drunten im heißen Tiefland kameradschaftlich um sich gesammelt hat. Auch hier die Wälder nicht wie vielfach bei uns aus einer Sippe, sei es der Eiche, der Buche, des Nadelholzes, sondern wie unter den Tropen meist eine kunterbunt untereinander gemischte Gesellschaft verschiedener Baumarten und dazwischen gedrängt eine Fülle mannigfaltigen, hochragenden Strauchwerkes in vielfarbiger Blütenpracht, deren süßer Duft weithin dringt. Die hochgelegenen Bergkuppen haben ihren Waldbestand meist für die immer weiter sich ausbreitenden Theeaupflanzungen hergeben müssen, die man hier noch in einer Höhe von 7000 und mehr Fuß stundenweit antrifft. Sie gewähren einen eigentümlichen Anblick. Das Auge war eben noch an das bunte, ungeordnete Durcheinander der Wälder gewöhnt, deren Wipfel und Krone wie ein dichtes, wogendes Meer anzusehen ist, und nun wie mit einem Male ist man in eine bergige Landschaft versetzt, längs deren kahlen Kuppen bis tief hinunter ins Thal die kerzengerade gezogenen Linien der Theesträucher gehen, nicht unähnlich frisch angelegten Weinbergen, aber die Sträucher üppiger, dichter mit ihren kostbaren Blättern belaubt. Inmitten einer solchen weit ausgedehnten Anpflanzung, meist in schöner Parkanlage, das weitläufig angelegte Wohnhaus des wohlhabenden, in seiner Einsamkeit gastfreien Theepflanzers. Unweit von dem Herrenhaus, das trotz seiner

Weltverborgenheit und Menschenferne mit aller Behaglichkeit modernen Lebens ausgestattet zu sein pflegt, stehen die einfachen Trocken-, Sortier- und Lagerräume für die reiche Ernte des in kurzer Zeit zu Ansehen gelangten Dardschilingthees, in einiger Entfernung dann noch die bescheidenen Gelasse für eine zahlreiche Arbeiterschar.

Die siebenstündige, fesselnde Fahrt ist trotz der anfänglich starken Hitze und der in der Höhe recht merkbaren Abkühlung ohne jede Ermüdung zurückgelegt, zu rasch fast für all die Eindrücke, die sich ununterbrochen in reizvollem Wechsel aufdrängen. In Kurseong, einem rechten Vorposten mehrerer evangelischer Missionsgesellschaften, woselbst freilich auch die Jesuiten einen weithin sichtbaren Prachtbau zur Heranbildung eines eingebornen Nachwuchses für den Orden aufgeführt, erreicht die Bahn ihren Höhepunkt von knapp 7500 Fuß; von da senkt sie sich wieder in weiten Windungen an den Bergwänden her beinahe tausend Fuß thalwärts und erreicht in dem reizend gelegenen Dardschiling ihren Endpunkt. Es möchte wohl nicht leicht auf der Erde ein schönerer Luftkurort gefunden werden. Anfänglich (es sind mehr wie sechzig Jahre her) hatten die Engländer hier, damals noch auf fremdem Gebiet, Grund und Boden zu einer Heilstätte für ihre unten in der bengalischen Hitze erholungsbedürftig gewordenen Soldaten gepachtet. Wie das so zu gehen pflegt, die erwünschte Gelegenheit blieb nicht aus, daß der unabhängige Radscha des Landes ein paar Engländer, die sich über die neutrale Grenze in das den Fremden verschlossene Sikkimgebiet gewagt, gefangen nahm; Grund genug für den mächtigen Nachbar, den Radscha mit Krieg zu überziehen, nach dem vorauszusehenden siegreichen Ergebnis die Bezahlung des Pachtschillings einzustellen und einen Teil des Sikkimgebietes dem englischen Besitz einzuverleiben. Es war ein wertvoller Erwerb, der

anderthalb Jahrzehnte später (1864) durch Wegnahme eines nicht unbeträchtlichen Streifens des Bhutiagebietes vergrößert wurde. Die Engländer hatten nicht nur für ihre in der Siedehitze der bengalischen Ebene dahinsiechenden Landsleute eine vorzügliche Sommerfrische erhalten, zugleich auch in der Landbevölkerung an den kräftigen Sikhs wohl den besten Teil ihrer indischen Truppen, an Ausdauer, soldatischer Tüchtigkeit den erschlafften Bengalen überlegen und bereits zur Zeit des blutigen Militäraufstandes 1857 treu bewährt.

Seit Jahrzehnten nun schon ist Dardschiling in fortwährend steigender Gunst beliebteste Sommerfrische der Europäer in Kalkutta und in immer weiteren Kreisen geworden, die jetzt schon die Mittel-Provinzen Indiens erreichen. Man kann es begreifen. Auch im Hochsommer steigt die Hitze hier oben selten über 22 Grad R, in der kühlen Zeit kann der Wärmemesser bis nahe an den Gefrierpunkt, wenn auch nur für ein paar Tage oder Stunden, sinken. Die heilsame Wirkung springt bei dem Anblick der zahlreichen Kinder — man könnte den Ort als Kinderstube Kalkuttas bezeichnen — ins Auge. Drunten in der heißen Ebene die kleinen, armen Menschenknospen so bleich und schlaff und blutleer; kaum sind sie aber ein paar Monate hier oben in der stärkenden Luft, da tummelt sich eine lebhafte, fröhliche Kinderschar mit ausgelassener Lebenslust auf allen Wegen und Stegen herum, pausbackig, rotwangig, daß man in eine ganz andere Kinderwelt geraten zu sein glaubt. Der auffällige Umschlag hat viel dazu beigetragen, daß sich hier eine ständige Einwohnerschar angesiedelt hat, die bereits nach Tausenden zählt; die vielen Gasthöfe (unter ihnen bereits auch der eines Berliners), Hospize, Pensionen berechtigen zur Annahme, daß während der Sommerzeit Dardschiling die drei- und vierfache Zahl von Bewohnern herbergt. Die Straßen und Häuser liegen

malerisch längs dem Bergabhang, die obersten 4—500 Fuß höher als die im unteren Teil der Ansiedlung. Die Berglehne ist anzusehen, als ob aus den nahegelegenen Alpen eine Riesentochter herabgestiegen wäre, die Schürze voll buntfarbigen, niedlichen Spielzeuges, das sie in übermütiger Kinderlust ausgeschüttet, und nun stehen die Häuschen neckisch und ungeordnet da und dort und die Menschen haben freudig Besitz von dem Spielzeug der Riesentochter genommen. Ab und zu längs dem Berg und dicht an ihn geschmiegt eine Häuserzeile staffelförmig über der anderen, dazwischen die reizenden Landhäuser in ihren Parks und sorgfältig unterhaltenen Gartenanlagen. Hier und da auf einem breiteren Vorsprung ein öffentliches Gebäude, eine Wohlthätigkeitsanstalt, eine Kirche. Mittelpunkt der ganzen Ansiedlung ist der Marktplatz, für den Fremden zugleich, der gern Volksstudien macht, ein fesselnder Anziehungspunkt zu häufigem Besuch. Was sich da ständig, zumal aber am Sonntag, herumtreibt, ist eine buntscheckige Völkermenge, die aus der Umgegend und weither zum Kaufen und Verkaufen zusammenströmt. Die Landleute kommen aus Nepal, aus Tibet, aus dem unabhängigen Sikkimgebiete. Auch die nächste Nachbarschaft, Männer und Frauen aus dem Stamme der Bhutias und Lepchas, weisen unverkennbar auf gleiche Ursprünge hin. Fast durchweg mongolische Züge: kleine, scharfgeschlitzte Augen, breite Backenknochen, breite, eingedrückte Nasen. Ganz erstaunlich, was auch arme Bhutiaweiber an Schmuck mit auf den Markt bringen. Wie bei manchem General die Brust nicht ausreicht für seine Orden, so genügen kaum die sichtbaren Körperteile zur prunkhaften Auslage des ganzen, von den Vorfahren ererbten und ständig vermehrten Besitzes: der Nasenflügel trägt sein goldenes Schildchen; die armen Ohren müssen eine ganze Last von Ringen und bis auf die Schultern herabhängendem

Geschmeide tragen; um den Hals lange Ketten aus Achat- oder Bernsteinkugeln, darunter auch, als ob die Hausfrau eine neben dem Manne herziehende Sparbüchse wäre, eine Kette, an der Rupie an Rupie hängt, oft deren so viele, daß sie den Bedarf der Familie für ein, zwei Jahre decken können. Und dazu dann noch all die Spangen, welche die Ober- und Unterarme bedecken, alle die Ringe auf jedem Finger, und weil dieselben für den aufgestapelten Besitz nicht ausreichen, auch noch die Fußzehen damit beladen, selbst die Knöchel mit schweren Ringen wie Ketten.

In einer Beziehung habe ich es bei diesem Ausflug ungünstig getroffen. Gleich andern Tages nach der Ankunft setzte ein Nebel ein, der langsam aus den Schluchten und Thälern aufstieg, sich zu dichten, undurchdringlichen Wolkengebilden zusammenballte, jede Fernsicht raubte und stundenlang oft unter nassen Niederschlägen nicht auf zwei, drei Schritte den Weg sehen ließ. Der arge Nebel wollte und wollte nicht weichen; es ward einem zu Mute, als ob man aus dem Himalaya weg nach London und zwar an einem nebligen Novembertag entrückt wäre. Wenn ich als trotzdem unermüdlicher Spaziergänger mit dem Stock den Weg tastete und dabei einer Straßenlaterne nahe kam, sah ich unwillkürlich nach, ob nicht ein spleenhafter Engländer daran baumele, der im Wahn gewesen, in seinem Londoner Nebel zu stecken. Der böse Geselle war zum Necken und Foppen nur allzuoft aufgelegt. Eben noch eine dichte, undurchdringliche Wand und im nächsten Augenblick klafft dieselbe an einer Stelle auf und wie von einem elektrischen Scheinwerfer grell beschienen liegt in lachender, sonniger Schöne ein Ausschnitt des wunderbaren Landschaftsbildes vor dem geradezu verblüfften Auge. So weit der offene Ausschnitt reichte, konnte man die ganze Pracht der üppigen Pflanzenwelt bewundern, die Blätter und Blüten noch mit frischen

Regentropfen, die wie Juwelen im Sonnenschein glitzerten. Da ragten die Riesenstämme hoch über das üppige Buschwerk, wie drunten im Dschungel mit Schlingpflanzen umrankt; da standen die reizenden, schlanken Farnbäume und ihre langstieligen Blätter legten sich an dem hohen, dünnen Stamm aus wie Palmblätter. Gar mancher in Japan liebgewonnene Baum grüßte einen hier wieder; ab und zu auch eine heimische Kastanie, eine immergrüne Eiche auch jetzt noch im Spätherbst. Längs der Landstraße am Waldessaum wildwachsend und in den Gärten Orchideen, Rhododendren, Rosen, Geranien, Alpenveilchen, eine Fülle von zierlichen Gold- und Silberfarnen und von dem zarten, lieblichen Mädchenhaar (Maidenhair). Wie schaute und lugte man in solch lockendem Augenblick aus, ob die Nebelspalte sich nicht so weit öffne, um endlich, endlich den gepriesensten Fernblick nach den Riesen des Himalaya zu haben. Aber vergeblich! Da steigen auch schon wieder aus den Schluchten und Thälern, soweit dem Auge ein Fernblick gegönnt war, neue, gewaltige Wolkenmassen mitleidlos auf und lagern sich breit und massig über den eben noch sonnbeschienenen Ausschnitt. Die Häuser und Gärten, der Wald mit seinen Bäumen und Farben und Blumen tauchen wie in einer Versenkung unter, der Wanderer ist wieder mutterseelenallein in seiner dichten, undurchdringlichen Tarnkappe. Gut noch, wenn er seinen Humor nicht einbüßt und jenem Betteljungen gleicht, der am Abend mit strahlendem Gesichte dem Vater berichtete: Vater, mein Bruder Fritz hat den ganzen Tag über gar nichts bekommen; ich aber, ich hätte beinahe was bekommen.

Nicht nur beinahe etwas. Von Tag zu Tag hatte ich meine Abreise hinausgeschoben; ich wollte nicht in Rom gewesen sein, ohne den Papst gesehen zu haben. Da am letzten Tage — ich war gerade auf dem Rückwege von einer

stundenlangen, eintönigen Wanderung im Nebel und hatte eben einen tüchtigen Regenschauer abbekommen — da mit einem Male, als ob Zauberhände mit im Spiele wären, reißen die Regenwolken auseinander, die Nebelschichte sinkt tief hinunter ins Thal, über mir in einem Augenblick der tiefblaue Himmel, rings umher ganz Dardschiling in strahlendem, farbenprächtigem Sonnenschein und vor dem trunkenen Auge — ich glaube zu träumen — die einzigartige Pracht und Herrlichkeit der Alpenwelt des Himalaya in stiller Größe so ruhevoll, voll unnahbarer Majestät und hehrer Schönheit wie eine Erscheinung aus einer andern Welt. Die ganze Bergkuppe von Dardschiling ist vorgelagert wie ein vorzüglicher Aussichtspunkt, das Wunder der ferngelegenen Schneeberge in Muße zu betrachten; ich suchte eilenden Schrittes einen besonders ausgezeichneten Standort dicht neben dem Park des Vizekönigs zu erreichen, von dem wie von einer herausgebauten Kanzel das unvergleichliche Panorama vor mir lag. In der Luftlinie mag die Entfernung 50—60 Klm. betragen. Die klare Durchsichtigkeit südlicher Atmosphäre, zumal nach einem Regenschauer, rückt die Ferne dem Auge bedeutend näher. Durch weite und tiefe Thaleinschnitte und Schluchten voneinander getrennt, ist eine Reihe von Bergeszügen vorgebaut, wie Riesenstufen übereinander emporsteigend, auch die nächstgelegenen schon um ein paar Tausend Fuß meinen immerhin recht hohen Standort überragend. Sie alle im Vordergrund bis hinauf zum scharfumrissenen Kamm waldbestanden; auch die dahinter sich auftürmenden Berge in einer Höhe des Montblanc noch schnee- und gletscherfrei, zum Teil nackte, groteske Felswände. Und darüber in weiter Ferne, aber licht und klar vom blauen Himmelszelt und der dunklen Wand zu ihren Füßen sich abhebend, die schneeweißen Riesenhäupter des mächtigsten Gebirgszuges dieser Erde. Hier im Himalaya beginnt die Grenze ewigen Schnees bei

17 000′, bedeutend höher demnach wie die höchsten Alpenspitzen der Schweiz. Noch 10—12 000′ ragt dann das Schneefeld über die ihm in Indien gezogene Marke hinaus. Die höchste Spitze des Himalaya, ja der Erde, der Gaurisankar (8840 Meter), ist von Dardschiling aus nicht sichtbar; wohl aber die ihm am nächsten kommende, der Kantschindschinga (8580 Meter, der Montblanc dagegen nur 4811 Meter). Nicht als eine eintönige blendendweiße Schneefläche zeigen sich die langhingestreckten Riesenberge. In großartiger Linienführung ragen ihre Zacken und Spitzen himmelhoch und heben sich in scharfumrissener Zeichnung von dem klaren, blauen Himmel ab und zwar, daß man trotz der großen Entfernung mit scharfem Auge den Abstand noch bemerken kann. Bei der unübertrefflichen Reinheit und Durchsichtigkeit der Luft lassen sich die Linien der einzelnen, zusammengedrängten Bergeshäupter tief hinab thalwärts in unterschiedlicher Farbenabtönung verfolgen; hier zeigt sich ein unabsehbar großes Schneefeld, bis zur Höhe behaglich an den langsam sich abdachenden Bergrücken gelehnt, dort wieder ragt starr, dunkel ein nackter, jäh aus der Schneefläche aufsteigender, wie ein Riese sich ausreckender Felsgrat empor, keine Schneeflocke scheint an der steilen Wand zu haften, kein Raum für einen Gletscher an ihr vorhanden zu sein.

Geradezu überwältigend ist das Gesamtbild. Es drängt sich mit Allgewalt auf; willig giebt man sich dem wunderbaren Eindruck hin und hat nicht Lust lange an den Einzelheiten zu haften. Als ob sie der Erde entrückt wäre, ragt diese Gebirgswelt hoch empor gen Himmel in einsamer, schweigender Größe. Kein kühnster Menschenfuß hat bis heute die Spitze erklommen, noch wird es wohl jemals gelingen. Kein Adler ist über die Bergeshäupter dahingezogen, und auch dieser König der Lüfte wird für alle Zeit von dem vergeblichen Versuche abstehen müssen. Selbst die Wolken

langen nicht so hoch. In ungetrübter Schöne, seitdem die Erde steht, ragen die Bergeshäupter in den leuchtenden Sonnenschein hinein; kein Wolkenschleier darf ihnen die lichte Pracht verhüllen. Wohl ruht und gründet sich der Fuß auch dieser Riesenberge auf unsre mütterliche Erde; aber was sich dem Blicke darbietet, erscheint der Welt entrückt in einsamer unnahbarer Hoheit frei, von allem Geschaffenen allein der Krone der Schöpfung nicht unterthan, in feierlichem Schweigen und dennoch ein beredtester Zeuge der Allmacht Gottes. Der Psalmsänger dolmetschet die wunderbare, gewaltige Rede, wenn er singt: Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Feste verkündiget seiner Hände Werk. Herr, wie sind Deine Werke so groß! Du lässest mich fröhlich singen von Deinen Werken und ich rühme die Geschäfte Deiner Hände (Ps. 92).

Holde Gunst verschönte, was die kurze Stunde mit so überreicher Hand bot. Die wie durch einen Zauber im Nu tief in die Schluchten hineingezwängten Nebel huben nach einer Weile wieder an sich zu regen und zu bewegen. Langsam zunächst wie eine schwellende Meeresflut mit weichen Schaumwellen stiegen sie höher und höher, daß hinter ihnen die Vorberge dem Blick entzogen wurden und machten dann für den Zuschauer Halt an der Schneegrenze der ferngelegenen Riesenberge. Ich stand noch im vollen Sonnenschein der lichtverklärten Landschaft; über mir der blaue Himmel, gegenüber die Gletscher und Schneefirnen des Himalaya, leuchtend und klar vom Firmamente geschieden. Die gewaltigen Berge schienen wie eine überirdische Erscheinung auf den Nebelwolken zu schweben. Unwillkürlich, daß der traumhaft schöne Anblick die Erinnerung an Raffaels Sixtinische Madonna wach rief, die dem Gesetz der Schwere enthoben, leicht und sicher auf dem Wolkengebilde zu ihren Füßen steht.

In den Anblick — ich weiß nicht wie lange — ver-

sunken, reihte sich wie traumumfangen Bild an Bild. Das einzigartige, unvergeßliche Schauspiel ward zum Gleichnis dem, der auch in den Bergen dort auf Missionspfaden zumeist wanderte. Nun redete die weit ausgebreitete Nebelschichte von der dichten Decke, die noch über dem heidnischen Indien in der Tiefe sich scheinbar undurchdringlich lagert und wie in Dämmerung des Todes einhüllt, wer in den Niederungen hauset. Aber auch in diesem reichgesegneten Land ragen bereits über die Nebelschichten gleich einer Lichtoffenbarung vom Himmel hoch die Bergeshäupter des Christentums empor, aufleuchtend im vollen Sonnenstrahl der göttlichen Wahrheit. Wir aber wissen, daß dieser Wahrheit die Gotteskraft innewohnt, auch dort im Lande die Nebel zu zerstreuen und allem Volke den freien Aufblick zu den Bergen zu öffnen, von denen allein Indien Hülfe kommt. Das macht die christlichen Sendboten in diesem Lande voll Sonnenschein hoffnungsfreudig, siegesgewiß. — Auch die wackere Heldenschar, die in Darbschiling und seiner Umgebung auf weit vorgeschobenem Vorposten unsrer evangelischen Mission steht und treu und fest Wacht hält. Unsre Glaubensgenossen haben die Zeltpflöcke ihrer Arbeit hier dicht an der Schwelle von drei den Europäern noch verschlossenen Ländern in den Boden getrieben und sind seit Jahren unermüdlich daran, die Vorarbeiten für ihr Eindringen auch in diese unzugänglichen Heidenländer zu machen. Denn Christus und demnach auch seine Sendboten erkennen keine Grenzmarke unter den Völkern an, vor der die Predigt des Kreuzes Halt machen müßte. Die ganze Erde ist des Herrn. Tibet, Nepal, das Bhutangebiet, die Nachbarn des englischen Besitzes oben in den Alpenlandschaften des Himalaya, wehren bis zur Stunde zäh und auch, wie mein Gefährte auf der Heimreise von Indien, Savage Landor, an seinem zerschundenen Körper mir zeigte, grausam jedes Eindringen eines Fremden in ihr

unabhängiges Gebiet ab. Solch brutales Verfahren kann in unsrer Zeit nicht lange mehr währen. Eine Reihe evangelischer Missionsgesellschaften hat dort im Himalaya und zumal um Dardschiling herum Posten gefaßt, um alsbald, wenn die Thür sich öffnet, in die verschlossenen Gebiete vorzudringen. Sie warten nicht müßig die Zeit ab. Mitten in ihrer Umgebung finden sie Söhne und Töchter der drei Länder, teils auf dem Durchzug, teils in dem gastfreundlichen Gebiete fest angesiedelt. Sie haben von ihnen die Sprache erlernt und das Wort Gottes übersetzt, sie predigen ihnen auf den Straßen, in den Häusern und unterweisen ihre Kinder in der Schule. Die Unterwiesenen werden dann, herangewachsen, selber Prediger unter ihren Volksgenossen und das gedolmetschte Gotteswort dringt heute schon über die noch verschlossene Schwelle und richtet oft wunderbar seine stille Predigt aus. Wertvolle Berichte die Hülle und Fülle über den gesegneten Erfolg dieser Vorarbeiten sind den Missionsfreunden wohlbekannt; sie reizen immer von neuem an, in dem zielstrebigen Thun nicht zu ermüden und geduldig auf die Stunde zu warten, wo der Herr ihr Anklopfen erhört und die verschlossenen Thüren sich öffnen.

Unter diesen unverdrossenen Pfadfindern auch deutsche Landsleute zu wissen, ist eine helle Freude. Durch eine kostbare Gewöhnung von mehr wie anderthalb Jahrhunderten nimmt man es schier als selbstverständlich an, auf solch einem unzugänglichen Vorposten Sendboten unsrer wackeren Brüdergemeinde anzutreffen, in der Missionsgeschichte ein so wichtiges Glied wie die „Unruhe“ in der Uhr. Sie stehen auf der Lauer und versuchen es, von den hochgelegenen Alpenlandschaften im Westen des Himalaya nach Tibet vorzudringen. Dorthin haben mich bei dieser Ausfahrt meine Missionspfade nicht geführt; ich konnte den wackeren, kühnen Bahnbrechern leider die Hand nicht schütteln und ihnen ein

herzliches „Glückauf“ sagen. Im Osten des Himalaya mit dem Standort Dardschiling stehen im Vordertreffen der zahlreichen evangelischen Missionsgesellschaften, die hier Fuß gefaßt, die Männer und auch Frauen der Kirche von Schottland. Das ist ein schönes, wert gehaltenes Erbe der Presbyterianer seit langen Jahrzehnten, die Mission wie einen zu ihrem Leben notwendigen Bestandteil in starker Hand festzuhalten. Sie gilt nicht unter ihnen als ein freiwilliges Liebeswerk einzelner, dem die Kirche nur etwa im günstigen Falle recht wohlwollend gegenüberzustehen hat; sie gehört zum eisernen Bestand dieser Kirche selbst, ihre Frucht, von der sie mit „Furcht und Zittern“ weiß, daß der Herr den Baum abhauen wird, wenn er diese Frucht nicht findet. Unter allen presbyterianischen Kirchen steht die Kirche Schottlands an diesem Lebenspunkt in der ersten Reihe. Es dürfte in unsrem Jahrhundert blühender evangelischer Mission wohl kaum ein andrer Volksstamm gefunden werden, der im Verhältnis zu seiner Größe eine so bedeutende Zahl der tüchtigsten, hervorragendsten Missionare gestellt hat wie die wackeren Schotten, deren Söhne der Ruhm der britischen Armee sind und gleichermaßen auch Stolz und Freude der Streitschar des Herrn im Riesenkampf, ihm Jünger aus allen Völkern auf dem weiten Erdenrund zu werben. Seit der Loslösung der „freien schottischen Kirche“ (Free church of Scotland) von der „Kirche von Schottland“ (Church of Scotland) hat letztere gegenwärtig einen Bestand, welcher der evangelischen Bevölkerung von Berlin und Charlottenburg gleichkommt (etwa 1 600 000 Seelen; 1895 finde ich in Berlin allein 35 533 evangelische Taufen verzeichnet, in der „Kirche Schottlands“ 1896: 40 473, wobei in Anschlag zu bringen ist, daß in letzterer keine Kinder der Taufe entzogen werden). Diese demnach verhältnismäßig kleine Kirche, dazu noch unter einer nicht reichen Bevölkerung, wie es die Landleute in

den rauhen, vielfach unfruchtbaren schottischen Hochlanden sind, hat nach ihrem letzten umfangreichen Jahresbericht (er zählt 1490 enggedruckte Seiten und gewährt einen ungemein fesselnden Einblick in das opferwillige Schaffen und Leben einer evangelischen Kirche) nicht weniger wie acht und eine halbe Million Mark an freiwilligen Gaben für ihre kirchlichen und gemeindlichen Bedürfnisse aufgebracht, davon knapp eine Million Mark für die von ihr geleitete äußere Mission. Diese Mission der kleinen Kirche besitzt einen Stab von 112 Missionaren auf ihren verschiedenen Arbeitsgebieten.

Einen Hauptposten ihrer ausgedehnten Missionsarbeit hat die „Kirche Schottlands" in Darbschiling besetzt. Schon bei der Einfahrt ins Bergstädtchen fällt alsbald die schöngelegene schmucke Missionskirche in die Augen, 1894 als ein Denkmal 25jähriger Arbeit an dieser Stätte errichtet. Etwa 300 Christen zählt die hoffnungsvoll aufblühende Gemeinde, an die sich in der näheren Umgebung bergauf bergab noch 13 Predigtstationen und 38 Dorfschulen anreihen, insgesamt mit etwa 900 aus den Heiden gewonnenen Gemeindegliedern. An die Kirche stößt, wohl mit in schönster Lage des reizenden Ortes, das umfangreiche Missionsanwesen in sorgfältig unterhaltenem Garten. Hier herbergen die drei Schottinnen, denen die Zenana-Mission am Orte anvertraut ist und die zugleich auf dem Gehöfte ein Pensionat mit Schule zumeist für Heidenkinder und die Mädchen der jungen, heidenchristlichen Gemeinde ins Leben gerufen. Dicht nebenan wohnen die beiden Missionarsfamilien. Die eine war auf Urlaub in der Heimat; die ganze bedeutende Arbeit lastete auf dem seit langen Jahren nun schon unermüdlichen Berufsgenossen. Ich traf Pastor Turnbul bei seiner reichhaltigen Büchersammlung, ein hochgebildeter Theologe, dem auch unsre deutsche Theologie nicht fremd geblieben. Er hat große Teile der heiligen Schrift ins Nepalesische übersetzt,

ist auch bereits für seine eingebornen Prediger und Evangelisten mit Auslegungen von Schriftteilen in ihrer Muttersprache beschäftigt, wobei er zu meiner Freude reichlich die Auslegungen von Godet benutzt.

Während Darbschiling für die schottische Mission ein wichtiger Luginsland ist, das Grenzgebiet von Nepal im Nordwesten im Auge zu behalten und sich für den Einzug in dieses Gebiet rechtzeitig zu rüsten, hat die wackere Mission einen weiteren Posten ostwärts nach dem ebenfalls noch verschlossenen Bhutangebiet vorgeschoben, nach dem wunderbar schön mitten in weltabgeschiedener Hochgebirgslandschaft gelegenen Kalimpong, dem nicht wenige Reisende den Vorzug selbst vor dem etwa 35—40 Klm. entlegenen Darbschiling zuerkennen. Dorthin war vor 22 Jahren der furchtlose Pfadfinder der schottischen Mission, Macfarlane, von Darbschiling aus mit Arzneimitteln geeilt, als er Kunde erhielt, daß im Teesta-Gebiet, woselbst die Mission erst drei Gemeindeglieder besaß, die Cholera heftig ausgebrochen sei. Er erkannte die Wichtigkeit des Ortes für die ganze umgebende Bevölkerung, Leute aus dem Lepchastamm, zumeist dem tibetanischen Buddhismus ergeben; er faßte Fuß und als ein rechter Schotte wich er nicht mehr von dem Posten, zumal nicht, als sein wackrer Mitarbeiter schon nach wenigen Monaten in ein frühes Grab sank. „Wir haben von dem Lande Besitz durch ein Grab genommen": so lautete die glaubenskühne Meldung nach Edinburg, nicht unähnlich dem ergreifenden Worte unsres Landsmannes, D. Krapf, mit dem er der kirchlichen Missionsgesellschaft in England den frühzeitigen Tod seines Mitarbeiters in Ostafrika (1843) mitteilte: „Unser Gott heißt uns zuerst einen Friedhof bauen, ehe wir an den Bau einer Kirche oder eines Wohnhauses für uns schreiten können." Reichen Segen hat der Herr auf die in solch todesmutiger Weise erfolgte Besitznahme eines heidnischen Landes gelegt.

Auf einer kleinen Bergkuppe steht weithin im Teestathal sichtbar die hochragende, prächtige Kirche, die in ihrem Namen den ersten kühnen Bahnbrecher fortleben läßt. Um die Kirche das Missionsgehöfte und eine heidenchristliche Gemeinde, die an Zahl die Muttergemeinde in Dardschiling überflügelt hat. Sie zählt insgesamt, auf 12 Predigtstationen verteilt 1384 Christen, mit 32 Dorfschulen, in denen etwa tausend Kinder unterrichtet werden. Fast die doppelte Anzahl von Sonntagsschulen finden wir hier (26, dagegen 14 im Dardschilinggebiet).

Es fällt schwer, nicht weiter von all den köstlichen Arbeiten zu reden, welche die Schotten hier auf ihrem wichtigen Missionsposten in ihre starke Hand genommen. Der Bericht würde denn doch zu lang werden, wenn wir diesen Sendboten zu ihren Bazargottesdiensten folgen, sie in ihre mancherlei Knaben- und Mädchenschulen begleiten, von ihren Katecheten uns von dem Leben und Treiben in den jungen, christlichen Gemeinden oder wie sie selbst zu ihrem Berufe unter ihren Landsleuten herangebildet wurden, erzählen lassen wollten. Wie viel wir auch noch zu sagen hätten, es liefe alles auf die tiefempfundene Erfahrung der unermüdlichen Arbeiter hier im Himalaya wie im ganzen Lande hinaus: ja gewiß, die Arbeit ist nicht vergeblich in dem Herrn.

Eins aber sei noch erwähnt. Unsre Glaubensgenossen in England sind nicht arm an Christen, die, mit irdischen Gütern gesegnet, sich selbst mit den Ihrigen und all ihren Reichtümern völlig in den Dienst der Mission stellen. Den Missionsfreunden sind Männer wie Groves, Start und so viele andere keine unbekannte Namen. Sie rüsten auf ihre Kosten Scharen von Sendboten aus, unter ihnen auch gar manchen bewährt erfundenen Deutschen, und bestreiten mit freigebiger Hand, was Anlage und Unterhalt ihrer verschiedenen Stationen beanspruchen. Ich verhehle mir nicht

die mancherlei Bedenklichkeiten, die solche Privatunternehmungen unvermeidlich im Gefolge haben; aber trotzdem, selbst wenn der Fortbestand auf unsicheren Füßen steht, wer mag den Segen leugnen, der auch aus solch zeitweiliger Arbeit strömt? Und es ist doch prächtig und ein Gewinn für eine heimische Kirche, solch opferwillige Männer in ihrer Mitte zu haben. Zumal Start ist auch uns deutschen Missionsfreunden ein wohlklingender Name. Hat er doch vor mehr wie einem halben Jahrhundert von unsrem Goßner eine ganze Schar junger Männer geworben und sie längs dem Ganges angesiedelt in Stationen, die heute noch bestehen. Start hatte sich zuletzt nach Dardschiling zurückgezogen; ich habe während meines Aufenthaltes noch Männer gesprochen, die in ihrer Jugend mit dem lieben, frommen Mann in regem Verkehr standen. Er ist nun lange schon heimgegangen. Die Freude aber ward mir völlig unerwartet, einen Gesinnungsgenossen von ihm, der die heiße Zeit in seinem schöngelegenen Landhause hier oben in der erfrischenden Bergluft zu verbringen pflegt, kennen zu lernen. Was er mir auf seiner schattigen Veranda mit dem Blick nach den Riesenbergen des Himalaya erzählt, mag hier eine Stelle finden.

Fünfundzwanzig Jahre war Monro im indischen Civildienst, lange Zeit auf dem hohen Posten an der Spitze der Polizei der Provinz Bengalen. Als er sich nach England zurückzog, ließ man den hochbegabten Beamten nicht die wohlverdiente Ruhe genießen; man bat ihn, den aufreibenden Posten an der Spitze der Polizei Londons zu übernehmen. Sieben Jahre leitete Monro zur vollen Zufriedenheit das schwere Polizeiwesen der Hauptstadt; dann aber legte er den glänzenden Posten nieder, als er die Regierung einen Schritt thun sah, den er als Christ nicht gut heißen konnte. Seine Kinder waren herangewachsen. Der älteste Sohn hatte die

ärztlichen Prüfungen mit Auszeichnung bestanden und bat den Vater um die freudig gegebene Erlaubnis, seine Kunst in Indien im freien Dienst der Mission verwerten zu dürfen. Die älteste Tochter, ebenso wie das ganze Haus von dem brennenden Eifer beseelt, ihr Leben dem Herrn zu einem lebendigen Dankopfer darzustellen, hatte auch wie der geliebte Bruder und mit dem gleichen Wunsch die Heilkunde studiert, bereit mit ihm nach Indien zu gehen und mit ihrer Kunst in den Zenanas zu missionieren. Sie hatte eine eifrige Studiengenossin, wie sie selbst eine entschiedene Jüngerin des Herrn und von dem gleichen Lebenswunsch der Freundin beseelt. Der Bruder warb um ihre Hand und erhielt sie mit der Zusage, sich von ihm in die Missionsarbeit in Indien führen zu lassen. Der beste Freund und Studiengenosse des Bruders, mit ihm gleicher christlicher Gesinnung und gleichen Wunsches, sie als Arzt in Indien zu bethätigen, führte die Schwester als Weib heim. Als die Eltern in solcher Weise vier ihrer Liebsten bereit sahen, im Missionsdienst nach Indien zu ziehen, entschlossen sie sich, nun selber in ihre zweite Heimat noch einmal zurückzukehren und zwar auch sie beide mit der Absicht, ihren rüstigen Lebensabend in Missionsarbeit zu verbringen. Sie wollten anfänglich allesamt im Zusammenhang mit der kirchlichen Missionsgesellschaft arbeiten; da sich dem Schwierigkeiten entgegenstellten, so gingen sie selbständig vor und ließen sich in Ranaghat nieder, etwa 50 Klm. von Kalkutta auf dem Wege nach Dardschiling an der Eisenbahn gelegen. Monro ist ein reicher Herr, dazu genießt er als indischer Civilbeamter eine Pension von 20 000 Mark. Sein ganzes Vermögen und Einkommen bringt er als fröhlicher Geber seiner ärztlichen Mission unter den Eingebornen zum Opfer.

„Bin ich nicht ein glücklicher Mann und Familienvater?“ fuhr der an einem Beine gelähmte, sonst aber jugendfrische

Greis fort. „Nun bin ich an der Spitze einer kleinen Missionsansiedelung; meine Familie zählt zehn Glieder und sie alle in dem gleichen köstlichen Dienst: wir Eltern, die beiden ältesten Kinder mit ihren Gatten, eine Tochter, die mit zwei Freundinnen sich ganz der Zenanamission zu widmen entschlossen hat, und mein Benjamin da ist eben von Cambridge gekommen, wo er Theologie studierte, und wird in der nächsten Zeit von dem Bischof in Kalkutta die Weihe empfangen, um dann als Missionar in unser Arbeitsfeld einzutreten." Der liebe Patriarch wurde immer wärmer und redseliger, von seinem freudvollen Berufe zu plaudern und für die besondere Missionsweise das volle Bürgerrecht zu beanspruchen. „Das genügt mir nicht, daß man in der Wertschätzung der zumal in Indien und in ihren Zenanas erzielten Erfolge uns nur eben duldet, sich unsre Mitarbeit großmütig gefallen läßt. Unsre ärztliche Mission steht ebenbürtig neben der Predigtmission da, ja sie wandelt noch völliger in den von dem Heiland betretenen und seinen Jüngern gewiesenen Bahnen. Lesen wir doch, daß Jesus mit seinen Jüngern umherging im ganzen galiläischen Land; er lehrte in ihren Schulen, er predigte das Evangelium vom Reiche und heilte allerlei Seuchen und Krankheit im Volke. Diese dreifache Schnur (teaching, preaching, healing) halten wir mit starker Hand in unsrer Missionsarbeit fest und wir wissen, der Herr ist mit uns und segnet uns, und das macht uns allesamt so fröhlich."

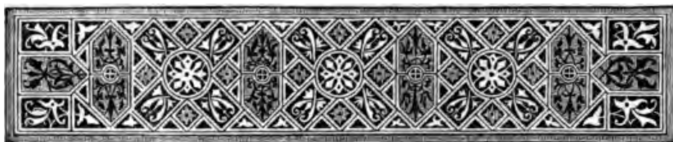
In der That, der gottgesegnete Familienvater und Missionar hat Grund zur Fröhlichkeit. Drunten in der bengalischen Ebene hat er in Ranaghat, wo weit und breit nur heidnische Bevölkerung ihn umgiebt, sein umfangreiches Missionsanwesen. Unweit von seinen Wohnhäusern für sich und seine zahlreiche Missionsfamilie ist die Gartenanlage mit ein paar Krankenhäusern für Männer und Frauen und

mit der praktisch angelegten großen Halle, wohin von weither (bereits aus 600 Dörfern) die Kranken zur ärztlichen Untersuchung und zum Empfang unentgeltlicher Heilmittel zusammenströmen. Schon im zweiten Jahr war ihre Zahl auf über 60 000 gestiegen, durchschnittlich täglich 250; in der That eine gewaltige Ziffer! Am 1. Januar 1894 begann die Arbeit, zunächst damit, daß Frl. Monro beherzt hinaus auf die nahgelegenen Dörfer mit ein paar eingebornen christlichen Bibelfrauen zog und den heidnischen Frauen das Evangelium predigte. Als im Juli die Regenzeit anhub, war die Krankenhalle fertig gestellt und nun begann die Arbeit des ärztlichen Stabes. Die Dorfleute hatten bereits ein Herz und Vertrauen gewonnen zu der selbstverleugnenden Liebesthätigkeit der Familie und kamen in Massen. Zuerst am Morgen sammeln sich auf der weiten, schattigen Frauen-Veranda die Frauen mit ihren Kindern; ihnen legt der frühere Polizeichef das Wort Gottes in ihrer Muttersprache aus. Nach dieser Erbauungsstunde werden sie in den Krankensaal gelassen, wo sie die Gotteskraft des vernommenen Wortes nun an der Liebe und dem Erbarmen erfahren, die ihnen erwiesen wird. Solch ein Thun fällt wie ein fruchtbringendes Samenkorn in die Herzen, die durch die Erzählung von dem Heiland empfänglich geworden. Während der Untersuchung der Frauen sammeln sich die kranken Männer von nah und fern und auch ihnen verkündigt der Vater das Wort Gottes, bis die ärztliche Behandlung der Frauen vollendet ist, worauf ihnen dann die gleiche Wohlthat erwiesen wird. Schwere Fälle, zumal solcher, die aus der Ferne gekommen und in dem Städtchen keine Herberge finden können, werden in den beiden kleinen Krankenhäusern oft tage- und wochenlang behandelt; selbstverständlich auch sie unentgeltlich. Damit auch die dritte Schnur, das Lehren des Wortes Gottes, zu seinem Rechte

komme, ist nun auch eine Schule auf dem Missionsanwesen eröffnet worden.

Die stark beanspruchten Kräfte der prächtigen Missionsfamilie reichen bei aller hingebenden Liebe nicht mehr aus, die von Tag zu Tag sich mehrende Arbeit zu bewältigen. 26 Arbeiter und Arbeiterinnen sind ununterbrochen am Werke; außer 6 heidnischen Dienern am Hospital und außer der Familie die übrigen 10 Gehülfen eingeborne Christen als Katechisten, Bibelfrauen, Lehrer, in der Apotheke thätig oder den Ärzten zur Hand. Dem Vater an der Spitze genügen die täglichen beiden Erbauungsstunden in der Empfangshalle nicht; er hält noch da und dort Vorträge über Christentum und Hinduismus, die dann, im Drucke vervielfältigt weite Verbreitung finden. Und der Erfolg? Das ist die geringste Sorge der wackeren Familie; er ist nicht der Ansporn, sie fort und fort zu rastloser, opferwilligster Thätigkeit zu treiben. „Uns drängt — wie der Vater mir leuchtenden Auges sagte — die Liebe Christi; in ihrer Kraft können wir es nicht lassen zu arbeiten ob mit, ob ohne Erfolg.“ Und doch ist ein solcher schon weithin um Ranaghat sichtbar, nicht so sehr noch an der Zahl der Täuflinge, als in dem, wie die durch die eiserne Klammer der Kaste noch Gehaltenen sich von dem Götzendienst innerlich und auch im Hause lossagen, auch mit Zustimmung der Männer immer mehr Zenanas sich öffnen und die Bibelfrauen ungehindert das Wort Gottes verbreiten. Das christliche Weib hat den Sauerteig genommen und ist mitten in der Arbeit, ihn unter die drei Scheffel Mehl zu mengen; es wird über solchem Thun nicht müde, in Stillesein und Hoffen, daß das Mehl gar durchsäuert werde.





V.

Rantschi.

Endlich nun doch am Ziele lang gehegten Wunsches, hier am Hauptsitz unsrer deutschen Kolsmission! Seitdem ich vor mehr als einem Vierteljahrhundert begonnen, mich eingehender mit dem Leben Goßners*) zu beschäftigen, seitdem auf diesen Studiengängen ich der von ihm gegründeten Mission unter den Kols nähergetreten, ward auch der Wunsch rege, an Ort und Stelle selbst eine Arbeit und ihre sichtbaren Erfolge kennen zu lernen, die das Staunen und die freudige Bewunderung aller Missionsfreunde erweckte und bis zur Stunde fesselt. Es war nicht nur ein kühnes, glaubensmutiges Zugreifen jener vier Sendboten Goßners vor nun mehr als einem halben Jahrhundert, die noch unschlüssig, wohin in ihrem brennenden Missionseifer zu ziehen, sich von den von allen bis dahin übersehenen, verachteten Straßenkehrern in Kalkutta aus dem Volke der Kols mächtig

*) Soeben ist in 3. Auflage erschienen: Johannes Goßner. Ein Lebensbild aus der Kirche des 19. Jahrhunderts von Hermann Dalton. Berlin 1898. 534 Seiten. Preis 3 M. Auf S. 453 sind die Anfänge der Kolsmission erzählt.

angezogen fühlten, gerade diesen Parias in ihrer Heimat das Evangelium zu verkünden; unverkennbar hat von Anfang an über dem Missionsgebiet der Finger Gottes gewaltet, der den Sendboten Goßners das Land zeigte, um deswillen sie Vaterland, Freundschaft und ihrer Väter Haus verlassen.

Die beherzten vier Pfadfinder hatten es nicht so leicht und bequem das ihnen gewiesene Arbeitsfeld zu erreichen als ihre heutigen Nachfolger. Die paar Habseligkeiten wurden in Kalkutta auf einen Ochsenwagen verladen, und so ging die mühselige Reise landeinwärts. Die Wanderer hatten noch nicht das Ziel erreicht, da mußten sie halbwegs Rast machen und Schirm und Schutz wider die monatelang währende bengalische Sonnenhitze und dann wider die tropischen Regen suchen. Freilich nicht ungenutzt ließen sie die lange Wartezeit verstreichen; sie lernten die Anfangsgründe der Volkssprache und machten sich etwas mit Land und Leuten, ihrem Leben und Treiben bekannt. Erst im November traf der Zug in Rantschi ein, der bereits Anfang des Jahres von Kalkutta aufgebrochen war. Heutzutage dagegen! Des Morgens in der Frühe verließ ich im bequemen, vorzüglich gegen die Sonnenglut geschützten Eisenbahnwagen Kalkutta und war bereits am Nachmittag in Purulia, einem wohlgehüteten Vorposten der Goßnermission an der Schwelle des eigentlichen Kolsgebietes. Von hier freilich galt es für eine Wegstrecke von hundert Kilometer sich dem landesüblichen Pusch-Pusch anzuvertrauen, dem eigentümlichen Fuhrwerk, das die größte Ähnlichkeit mit den engen Schlafkarren unsrer Hirten im Felde während der Sommerzeit hat. Fünf bis sieben chokoladebraune Landeskinder ziehen und schieben den roh gearbeiteten, zweirädrigen Wagen, in welchem der einsame Reisende auf einer Matratze liegt, sorgfältig bemüht, die hölzernen Schiebefenster auf beiden Längsseiten und die Thür, durch welche er in den

Kasten zu kriechen hat, so zu stellen, daß nur ja kein Sonnenstrahl den Kopf oder Nacken berühre. Die Sorge vertreibt auch tagsüber jeden Schlaf, um nicht bei einer Wendung des Weges dem gefährlichen Strahl sich auszusetzen. Wie früher die Postpferde werden die muntern, „zweibeinigen Rosse" schweißgebadet nach zweistündigem Laufe und Zurücklegung von zehn Kilometer von frischen Zugkräften, die an der Landstraße warten, abgelöst. Bequem ist ein solcher Kasten nicht, auch fehlt es nicht an Abenteuern, zumal wenn die Fahrt zufällig an einem großen Götzenfest statthat, bei dem reichliche Spenden an Reisbranntwein der gefeierten Kali — oder war es die Durga? — zu Ehren vertilgt werden. Da kann es geschehen, daß die Zugkräfte an der angewiesenen Haltestelle nicht da sind und sich, wenn sie nach stundenlangem Suchen gefunden, als „halb Roß und halb Kater" erweisen; ungemütlich für den Reisenden ohne Diener und Dolmetscher, wenn dann aus der ausbedungenen zwanzigstündigen Fahrt 32 und mehr Stunden werden. Nun, was liegt daran? Bekanntlich lassen glücklich bestandene Abenteuer im fremden Lande eine angenehme Erinnerung zurück und die verlängerte Fahrt gewährt genaueren Einblick in die Landschaft.

Die fesselnde Landschaft lohnt in hohem Grade einen genaueren Einblick. Die Provinz Tschota Nagpur erhebt sich im Osten aus der bengalischen Ebene zu einer breiten Tafellandschaft; der Aufstieg von Purulia bis Rantschi beträgt 2500'. Es ist keine reine Hochebene. So weit das Auge reicht, breitet sich eine wellenförmige Fläche aus, durch welche stellenweise Ausläufer des Windhyagebirges in malerischen Höhenzügen hinziehen. Vorposten der Höhenzüge sind, ähnlich wie beim Arawali-Gebirge in der schönen Landschaft der Radschputana, mitten aus der Fläche zusammenhanglos aufsteigende, vielfach aus nacktem Gestein bestehende

Hügel bis zu 600—800′ Höhe, wie riesenhafte Blasen anzusehen, welche aus dem dunklen, unheimlichen Schoß der Erde in unvordenklichen Zeiten aufgequollen und alsbald am Tageslicht zu bizarren Umrissen versteinerten. Kommt man an diesen Felsthoren vorüber höher ins Gebirge hinein, da war mir, als ob ich daheim durch den Thüringerwald oder die Harzberge zöge. Nicht allzulange freilich hält die täuschende Ähnlichkeit vor. Die bis zur Höhe waldbestandnen Bergeszüge, jetzt im Spätherbst im frischesten, jungen Laubschmuck, boten den vollen Reiz einer Tropenlandschaft. Bis dicht an die gut unterhaltene Landstraße reichen die grünenden, wogenden Reisfelder in jenen Tagen kurz vor dem Schnitt, dicht daneben ein Rapsfeld in voller, gelber Blüte; aber dann auch wieder Kaffeepflanzungen, kleinere Theeanlagen, von riesenhaften Kakteen wie mit einer Mauer eingefaßt. Längs der Landstraße und weiter an den Bergen hinaufsteigend die volle Pracht indischen Baumschlages. Was ist das doch für ein gewaltiger, herrlicher Baum, so eine vereinzelt dastehende Banjane! Mit ihren Luftwurzeln streben die weit ausladenden Zweige wieder hinab zur mütterlichen Erde; von ihr empfangen sie Halt und Nahrung, daß sie festgewurzelt wie Säulen emporsteigen uud den Zweig stützen, der dann in gerader Linie weiter strebt und das mächtige, hochragende Laubdach trägt, ein undurchdringbarer Schirm wider die Sonnenstrahlen für Hunderte und auch wie ein volkstümliches Heiligtum dem Eingebornen, darin unsrer Linde im Dorf nicht unähnlich, von den Dichtern seit Jahrtausenden gefeiert und von Legenden und Geschichten des Volkes umzogen. Wer auch nur einen flüchtigen Blick in die Weden geworfen, der kennt die mannigfaltigen Gleichnisse und Sinnbilder, die der Baum Asvattha darreicht.*) Neben der

*) So schildert Krischna in der Bhagavad-Gita das höchste Wesen:

gepriesenen Banjane (ficus indica) der gesellige andere Feigenbaum (ficus religiosa), dem Buddhisten so wert wie jene dem Brahmanen. Auch sein reiches Blattwerk war in den Tagen nach der eben beendigten Regenzeit noch nicht staubbeladen, und während die alten Blätter dunkelgrün erschienen, schoß dazwischen in schöner, hellgrüner Färbung das junge, frische Laub. Und dann die Mangobäume, vereinzelte Palmen, und wer mag alle das aufzählen, was da in den Wäldern, längs der Landstraße fremdartig wohl und doch so fesselnd grüßt? Wo der Weg an einem stehenden Gewässer vorüberkam, konnte man sicher sein die schmutzige Oberfläche mit dem breitblättrigen Lotus zugedeckt zu sehen; aus dem grünen Blattwerk stieg am niedrigen Stengel schneeweiß oder in gesättigtem Blau und Rot die hochgepriesene, makellose Blüte empor. Über all der Farbenpracht der durchsichtig klare, blaue Himmel Indiens wie eine zauberhaft schöne Zeltdecke ausgespannt und Schwärme kleiner, langgeschwänzter, grüner Papageien durchfurchten wie unsre Schwalben pfeilgeschwind die wohlige und auch wohlduftende Luft. Ganz köstlich!

In uralten Tagen war die Tafellandschaft undurchdringbarer Wald und Dschungel. Gar manches gefürchtete Raubtier und auch giftiges Schlangenzeug, das noch in dem Namen Nagpur anklingt, schreckte jeden Eindringling ab. Und doch war der Urwald nicht menschenleer. Vor unvordenklichen Zeiten, noch ehe das geheimnisvolle Völkergeschiebe anhob, das arische Stämme westwärts nach Kleinasien, Griechenland, Italien und noch weiter drängte, im Südosten nach Indien lockte, da waren durch die Päße des Himalaya, vielleicht aus der Gegend des heutigen Tibet,

---

es ist gleich dem Baum Asvattha, dessen Wurzel in die Höhe steigt, dessen Zweige nach unten gehen, dessen Blätter Tschandhas (Verse der Wedas) sind. Wer diesen heiligen Asvattha kennt, ist der Wedakundige.



Horden mit mongolischen Zügen in das sonnige, fruchtbare Indien herabgestiegen, und hatten sich furchtlos in den Urwäldern des Tafellandes festgesetzt. Von Ackerbau und Viehzucht verstanden sie nichts. Den Gebrauch des Eisens kannten sie; mit ihm haben sie um ihre rohe Blockhütte den Wald etwas gerodet. Auch zum gemeinsamen Schutze wider das Raubtier rückten sie ihre armseligen, rohgefugten Hütten zusammen; es entstanden Walddörfer, völlig abgeschlossen voneinander und auch von der übrigen Welt. So lebten sie dahin, diese Kols, weltvergessen, ohne Geschichte, ohne Verkehr, die einzelne, einsame Ansiedelung ihre Welt, frei, unabhängig wie ein Urvolk. Näherten sich im Laufe der Zeit ein paar Ansiedelungen, so konnte wohl ein loser Verband entstehen, ähnlich den uralten Clans in den schottischen Hochlanden. Etwas später — aber alle näheren Zeitangaben versagen — war aus dem Nordwesten des heutigen indischen Reiches, man meint aus den gleichen Engpässen heraus, aus denen gegenwärtig die Afridis in englisches Gebiet eingebrochen, ein andres Volk südwärts hinabgestiegen, kein Zweig aus dem arischen Stamm. Dies dravidische Volk war auf seiner Wanderung auch in die Gegend des heutigen Tschota-Nagpur gekommen. Ein Teil hatte sich daselbst festgesetzt, zunächst noch ohne jede Berührung, wohl auch ohne Kunde von den verborgenen Waldleuten. Sie waren anders geartet wie diese, wie in ihren Ursprüngen, so auch in der äußeren Erscheinung, in Sprache und Lebensweise. Stiller, sinniger wie die lebhaften, auch lustigen Kols, erwiesen sie sich als ein ackerbautreibendes Völkchen, dadurch seßhafter, mit der Neigung ihren Sitz wohnlicher, sogar mit einem leisen Anflug von Kunst zu gestalten. Sie bauten den fruchtbaren Boden an. Es konnte nicht fehlen, daß sie mit ihrem immer weiter in den Wald sich ausdehnenden Ackerland Fühlung mit den älteren Be-

wohnern bekamen, keine feindselige. Die beiden Stämme lebten schiedlich, friedlich nebeneinander, im Laufe der Jahrhunderte, wir können sagen der Jahrtausende, daß sie wie ein Volk angesehen wurden.

Bis zur Stunde sind die verschiedenen Ursprünge und damit zusammenhängenden Unterschiede trotz mancherlei Ausgleichungen erkennbar. Sie treten im Äußeren wie im Wesen und in der Sprache zu Tage. Das Urao der einen weisen die Forscher der sog. dravidischen Sprachgruppe zu, der beispielsweise auch das Tamulische angehört, während das Mundari des andern Teiles wie die Sprache der benachbarten Santals, der sog. kolarischen Sprach-Gruppe zugezählt wird. Auch in der Gemeindeordnung wie in dem religiösen Leben sind Unterschiede zu merken. Die heidnischen Kols sind dem Dämonenkult ergeben. Von ihrer alten, längst entschwundnen Waldeinsamkeit ist ihnen die religiöse Vorstellung geblieben, in den Bäumen, den Steinen böse Geister seßhaft anzunehmen, die durch Opfer und Spenden besänftigt und wohlwollend gestimmt werden müssen, will man Ruhe vor ihren argen Tücken haben; die Draviden dagegen verehren die fruchtbringende Erde, als deren Symbol ihnen die Schlange und roh zugehauene, im Felde aufgerichtete Steinplatten dienen, in deren Verehrung etwas an den ekelhaften Lingakult der Hindus anklingt, an denen sie bei ihrem Zuge südwärts vorbeigekommen sein mögen. Das aber haben beide, langsam miteinander sich verschmelzenden Urstämme auf dem gleichen Gebiete gemeinsam, daß die siegreich über ganz Indien sich ergießenden arischen Stämme bei ihrer Völkerwanderung an dem hochgelegenen, damals waldbedeckten, wie durch eine Gottesmauer unzugänglichen Tafelland, ohne sie zu behelligen oder zu vergewaltigen, vorübergezogen. Es sind Inseln geblieben, welche die Völkersintflut in Indien nicht überflutet hat, erratische

Blöcke gewissermaßen mitten in der anders gestalteten Völkerkarte. Durch diese ihre Lage blieben die Kols von dem eisernen Joch der Kaste befreit; freilich aber auch im Laufe der Zeit, weil kastenlos, von den siegreichen Gebietern des ganzen Landes als Parias gewertet und verachtet, wie Aussätzige und Unreine gemieden, als außerhalb des menschlichen Verkehrs stehend und rechtlos allen Bedrückungen preisgegeben, sobald die stolze Hand der herrschenden Kaste sich nach dem begehrenswerten Besitz des angebauten Landes ausstreckte. Die Kols haben die arge Heimsuchung zum Teil selbst verschuldet, als sie unbesonnen ihr Regiment zum Schutz und Trutz einem Radscha aus dem Hinduvolk anvertrauten. Der kam gern und förderte die Einwanderung von seinen Landsleuten, die sich nun mitten unter den Kols als bevorzugte Kaste festzusetzen verstanden und die unwissenden, kastenlosen Landleute in einer Weise bedrängten, daß der Augenblick vorauszusehen war, an dem dieselben, in allem von den Vätern überkommenen Besitz schmachvoll betrogen, nur noch die rechtlosen, landlosen Sklaven und Hörige ihrer Vergewaltiger sein würden. Die ostindische Compagnie hatte sich nicht um diese Vergewaltigungen bekümmert; den von der übermütigen, herrschenden Kaste als Parias geachteten und schmählich vergewaltigten Kols Schutz und Recht angedeihen zu lassen, lag ihrer Krämerpolitik fern.

In dem kläglichen Zustand fanden unsre deutschen Missionare die Kols vor, als sie wie von unwiderstehlicher Hand gezogen vor mehr wie einem halben Jahrhundert in das Land kamen, allen Mühseligen und Beladenen den zu verkünden, der auch sie zu erquicken verheißen. Sie waren in der That mühselig und beladen; kaum ein andres Jesuswort hat auf die Elenden einen so tiefen, nachhaltigen Eindruck gemacht wie dieser holdselige Laderuf mit seiner Gotteskraft der Erfüllung. Die Kols waren ein schmachvoll

unterdrücktes, dadurch tief entmutigtes und rasch seinem völligen Untergang entgegeneilendes Volk. In ihrem Dämonenkult konnten die armen Leute keine Tröstung finden; im Gegenteil, er vermehrte nur ihre Angst und Not. Baum und Stein und alles, was sie umgab, barg gespensterhaft ähnliche Bedrücker und böse Geister, wie sie ihnen leibhaft an denen entgegentraten, die den altüberkommenen Landbesitz immer frecher ihren Händen entwanden. So ergab sich der Vergewaltigte, durch sein widriges Geschick stumpfsinnig geworden, immer mehr dem stark ausgeprägten Hang, im Trunke, in lärmender Lustbarkeit mit nichtigem Flitter und Tand zeitweiliges Vergessen der verzweiflungsvollen Lage zu gewinnen.

Auch nach einer andern Seite hatten die deutschen Sendboten, vielleicht ahnungslos über die Tragweite ihres beherzten Vorgehens, einen vorzüglichen, Erfolg verheißenden Griff gethan, als sie eine erbarmende Hand gerade diesem verachteten, bis dahin von der Mission übersehenen Stamme entgegenstreckten. Welcher Missionar die indischen Verhältnisse kennt, der weiß auch und hat es bald, ihm selbst oft zur Entmutigung, erfahren, welch eine scheinbar unübersteigliche Mauer das Kastenwesen der erfolgreichen Predigt des Evangeliums gegenüber aufrichtet. Diese Umwallung ragt höher, ist stärker als die andre, hinter welche sich die Hindureligion verschanzt. Es ist schier unmöglich, dem Fernstehenden die Allgewalt der Kaste zu zeigen, ihn davon zu überzeugen, wie sie bis in die kleinsten, häuslichen Verhältnisse sich geltend macht, das gesamte Familien- und Volksleben durchdringt. Kein Tyrann hat je eine solche Macht ausgeübt, keinem Gewaltherrn haben sich auch nur in ähnlichem Maße die Nacken von hoch und niedrig so widerstandslos und beharrlich gebeugt. Solange es nicht gelingt in diese stahlgepanzerte Mauer eine Bresche zu legen,

wird das Evangelium keinen siegreichen Einzug in das Herz des Volkes halten. Viele Hände sind in unsren alles umwälzenden Tagen geschäftig, auch da einen Minengang anzulegen; die Mission hat den mannigfaltigen Mitarbeitern von Herzen dankbar zu sein. Die eisernen Schienenstränge, die in immer größerer Zahl das Land bedecken, gehen rücksichtslos auch durch die Kastenunterschiede des Volkes; wohin unsre Schule, unsre europäische Kultur allbeherrschend vordringt, wird unfehlbar der Kaste das Wasser abgegraben. Aber es hat gute Weile noch, bis diese Mitarbeit, die Kaste aufs Trockene zu setzen, ihre Aufgabe gelöst. Die Mission ist nicht gewillt, so lange die Hände in den Schoß zu legen. Sie darf es nicht; sie war auch zuerst am Platz. Aussicht auf umfassenden und baldigen Erfolg — das zeigt die noch kurze Geschichte der evangelischen Mission in Indien — hat die Predigt unter den vereinzelten Volksstämmen, welche das Kastenwesen und seine Gewaltherrschaft nicht kennen. Mögen sie, weil kastenlos, von der erdrückenden Mehrzahl des Volkes — sie stehen einer festgeschlossenen Menge von mehr als zweihundert Millionen Seelen gegenüber — wie Parias angesehen werden; gerade diese folgenschwere Mißachtung und auch Vergewaltigung macht sie geneigter ihr Herz dem zu öffnen, vor dem kein Ansehen noch Unterschied der Person gilt, der aus Erbarmen zu uns seine göttliche Herrlichkeit niedergelegt und in Knechtsgestalt unter uns als unser aller Bruder erschienen ist, Gefangene zu lösen, zerstoßene Herzen zu heilen, Armen, Elenden die frohe Botschaft, das angenehme Jahr des Herrn zu predigen. Einen wertvollen Beleg dafür bietet der staunenerregende Erfolg unsrer Goßnermission im Lande der Kols.

Nicht unmittelbar trat der Erfolg zu Tage. Fünf Jahre schon hatten die glaubensmutigen Pfadfinder unter vielen Entbehrungen und Heimsuchungen die Hand an den

Pflug gelegt, die Hälfte von ihnen war darüber in ein frühes Grab gestiegen — noch heute legt der stille Friedhof auf dem Missionsgehöfte hinter dem Pastorate Zeugnis ab, daß die ersten steinernen Räume, welche diese unsre wackeren Landsleute im fremden, heißen Lande gebaut, die Grabeskammern ihrer Kameraden gewesen — und noch war kein einziger Halm als Ernteertrag eingebracht. Sie wurden schon zaghaft und wollten den harten, unfruchtbaren Boden verlassen; aber ihr „Vater", der große Beter in Berlin, der wie Jakob einst mit seinem Herrn um die Seele dieses Volkes rang, ließ kein Verzagen aufkommen. „Ob sich die Kols bekehren oder nicht, das ist gleich. Wollen sie das Wort nicht annehmen zum Segen, so mögen sie es sich zum Gericht hören. Ihr aber betet und arbeitet fort; wir hier wollen auch beten." Dann endlich gingen ein paar vereinzelte Tropfen nieder auf das trockne, unter dem Dämonenkult ausgedörrte Land. Es währte nicht lang und aus den Tropfen ward ein Regen, bald schon ein tropischer Regenschauer. Als der furchtbare Aufstand 1857 auch das Kolsgebiet überflutete, ließen sich schon 700 Kolschristen in ihrem Glauben nicht irre machen. Noch beim Ausbruch des Aufstandes, der in seinem bluttriefenden Fortgang die englische Herrschaft in Indien in Frage stellte, wagte ein Mitglied des Direktorenhofes der Compagnie in jämmerlicher Verblendung den Ausruf: „Gott sei Dank, nun wird man doch endlich die verdammten Heiligen (die Missionare) aus dem Lande jagen." Nach Jahresfrist schon hat die Bewährung der Kolschristen zur Zeit des Aufstandes den Engländern das Zeugnis abgenötigt: „Daß doch bald die Zeit da wäre, wo kein Heide mehr im Lande zu finden sei."

Auf der einen Seite fortan überraschende Erfolge, daß die Zeit nicht fern schien, wann das ganze Volk sein Herz dem Herrn gegeben und sich seine Wege wohlgefallen lassen

würde. Schon nach zehn Tausenden konnten unsre deutschen Sendboten ihre Kolschristen zählen; es gebrach auf allen Stationen an Arbeitern, die reifen Garben einzubringen. Auf der andern Seite schmerzliche Mißhelligkeiten zwischen den in heißer Arbeit draußen rastlos Wirkenden und dem Vorstande daheim, dessen Mitglieder der eigentümlichen Verhältnisse in der Ferne unkundig waren. Der zur Schlichtung der gespannten Lage von Berlin nach Indien gesandt wurde — die Überzeugung hat sich mir an Ort und Stelle und in eingehendem Zwiegespräch mit Männern daselbst, welche die trübe Zeit mit erlebt, wiederholt aufgedrängt —, erwies sich bei redlichem Willen dennoch als ungeschickt; sein Verfahren förderte die Mißhelligkeit bis zur Spaltung und Lossage von Berlin. Wir haben keinen Anlaß, und freuen uns des, ausführlich die trübe Sache zu schildern. Ein Teil der Goßnermissionare blieb treu, die anderen schieden aus in der Annahme, daß ihre Gemeindeglieder ihnen folgen würden. Darin haben sie sich bitter getäuscht. Auch eine andre Enttäuschung blieb ihnen nicht erspart. Zunächst waren sie die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft um Übernahme der Kolsmission angegangen. In ehrenhafter Gesinnung lehnte diese bedeutendste evangelische Missionsgesellschaft das glänzende Angebot ab; sie wollte mit aufsässigen Männern, auch wenn sie mit vollen Händen kämen, nichts zu schaffen haben. Von solch echt christlichen Gewissensbedenken ließ sich die hochkirchliche „Ausbreitungsgesellschaft“ (S. P. G.) nicht beeinflussen; hätte auch sie es gethan, gewiß die Unzufriedenen würden zur Besinnung gekommen und der kleine häusliche Zwist nicht weiter auf den Markt gedrungen sein. Der Bischof von Kalkutta eilte selbst herbei, um mit offnen Armen die Abtrünnigen aufzunehmen und ihnen den Übertritt, welcher nach den strengen Satzungen der englischen Kirche von einem evangelischen Prediger mehr fordert als

von einem übertretenden römischen Priester, nämlich daß er sich noch einmal ordinieren lasse, möglichst zu erleichtern. Auch er freilich bekam eine wohlverdiente Enttäuschung zu kosten. Es kamen nur vier Führer mit einem verschwindend kleinen Gefolge. Was die Gegenwart nicht bot, konnten vielleicht kommende Tage gewähren; man glaubte annehmen zu dürfen, daß der Hochdruck eines Anschlusses an die Kirche ihrer Kaiserin von Indien nicht ganz erfolglos auf die Kolschristen und auf die anhaltende Strömung des Volkes zum Christentum hin wirken würde. Eine mir vorliegende sorgfältig geführte Überschau zeigt denn auch zunächst eine merkliche Zunahme. Innerhalb fünfzehn Jahren hat sich die ursprünglich übernommene Ziffer verdoppelt. Freilich ist nicht klar ersichtlich, ob nicht in der ursprünglichen Ziffer und ihrer Folge die europäischen Beamten der Stadt und auch Soldaten der nahgelegenen Militärstation Duranda eingerechnet sind. Rantschi wurde zum Sitz eines Bischofs für die Provinz Tschota Nagpur erhoben. Auf dem großen Missionsgehöfte, das unmittelbar an das deutsche Anwesen stößt, erhob sich alsbald mit nicht geringem Kostenaufwand eine schöne, geräumige Kathedrale; an den für einen englischen Bischof geziemenden Landsitz reihen sich in wohlunterhaltenen Gartenanlagen, mit denen der Park der nicht weit davon angesiedelten Jesuiten wetteifert, die Häuser der englischen Geistlichen, die von Rantschi aus die Mission leiten und beaufsichtigen. Es ist aber ein auffälliger Stillstand in dem Missionserfolg eingetreten. 1885 verzeichnet die von der englischen Mission herausgegebene Liste 13 292 getaufte Mitglieder, ein Jahrzehnt später (1894) 13 366 und diese kaum bemerkbare Steigerung trotzdem das betr. Jahr einen Zuwachs von 227 Heidentaufen und 683 Kindertaufen von Kolschristen enthält. Zwei Jahre später (1896) hatte die Gesamtziffer sich nur um 356 Personen vermehrt; darin befindet sich — wie aus dem an

Ort und Stelle erhaltenen Rechenschaftsbericht zu ersehen — ein Zuwachs des einen Jahres von 164 Heiden- und 641 Kindertaufen. Das läßt sogar auf eine Ab-, keine Zunahme schließen. Nicht unerwähnt bleibe, daß die ursprüngliche Spannung infolge des schmerzlichen Einbruches in fremdes, evangelisches Missionsgebiet nachgelassen, fast im Verschwinden begriffen ist. Ich habe drüben wie hüben verkehrt und auch bei den englischen Glaubensgenossen der Mission eine freundliche Aufnahme gefunden. Sorgfältig wird vermieden, den Finger auf die einst geschlagene Wunde zu legen, man mag nicht einmal der Narbe gedenken. Bei der goldnen Jubelfeier der Goßner-Mission 1895 an dem eben enthüllten Denkstein vor dem Missionshaus war auch der Bischof von Kalkutta mit seinen Missionaren zugegen und der Leiter der Provinz hatte nur anerkennende Worte für die halbhundertjährige, verdienstvolle Arbeit der deutschen Missionare um das Volk.

Viel schmerzlicher als das peinliche Verhalten der englischen Schwesterkirche und der dadurch veranlaßte Abbruch in dem Erwerb der Goßnermissionare — der ursprüngliche Verlust ist bereits wieder eingebracht, sogar überholt —, viel beklagenswerter ist die Wirkung, welche dieser Vorgang auf die römische Kirche, auf die Jesuiten ausgeübt. Sie hielten nun ihren geräuschvollen Einzug in das Gebiet eingestandnermaßen, weil in demselben Altar wider Altar errichtet, dadurch das arme Volk bis zum Verderben verwirrt sei und sie sich verpflichtet fühlten, den Verwirrten, Verirrten die Wahrheit der römischen Kirche zu zeigen. Seit einem Vierteljahrhundert hausen nun die Jesuiten unter den Kols, zumeist unter den Kolschristen, und zwar ganz in der alten Weise, die Indien schon vor ein paar Jahrhunderten an mehr wie einer Stelle sattsam zu kosten bekommen hat.

Diese Prätorianerschar des Papstes ändert ihr Verhalten nicht; sie kann und darf es nicht. „Sie sollen sein und bleiben, wie sie sind, oder aufhören zu sein (sint ut sunt aut non sint).“ Da wir uns bemüht haben, auf dieser Missionsreise ihren Maulwurfgängen nachzuspüren, dieselben aber nirgend anderswo augenblicklich den Boden so aufgewühlt haben wie in dem von ihnen heimgesuchten Tschota Nagpur, so sei es gestattet, etwas eingehender von den Ergebnissen zu berichten. Quellenmäßige Belege beizubringen, daran scheiterten alle Versuche. Es ist die wohlbekannte Fechtkunst, über ihre Thätigkeit nichts Genaueres verlauten zu lassen. Nirgends konnte ich öffentlich abgelegte Rechenschaftsberichte auftreiben; keine römische Missionszeitschrift bringt eingehende, verlässige Kunde. Ab und zu verlautet etwas von ans Fabelhafte grenzenden Erfolgen; ich habe selbst an Ort und Stelle von Jesuiten Ziffern ihrer Bekehrungen unter den Kols zu hören bekommen, die in ein paar Jahren alle Erfolge der deutschen und englischen Missionare nach jahrzehntelanger gewissenhafter Arbeit weit hinter sich lassen. Der gründlichste Missionskenner auch der römischen Mission, Professor Warneck, hat den Wert solcher Angaben treffend nach römischen Quellen selbst beleuchtet. Blenden können sie nur noch den Unkundigen, nicht einmal den Jesuiten selbst; denn er weiß um die Mache und versteht sich auch allwärts vortrefflich auf dieselbe.

Gerade in der letzten Zeit hat der überall erstarkende Jesuitenorden, wie er die Herrschaft in der römischen Kirche, ihr dennoch allendlich zum schweren Verhängnis, an sich gerissen, nun auch in Indien sich aufgerafft, die im vorigen Jahrhundert seinen Händen entfallenen Zügel der Herrschaft über die Katholiken und die römische Mission im Lande wieder zu ergreifen. Ich habe bittere Klagen von dortigen

Katholiken über diese anhebenden Vergewaltigungen vernommen. Würden diese Kläger in der eignen Kirche doch nur sich ermannen und in aller Welt Vorgänge bekannt machen, wie die Jesuiten beispielsweise bemüht sind, den Bischofsstuhl in Agra mit einem willfährigen Geschöpf ihrer Hand zu besetzen. Schon zur Zeit des Großmoguls Akbar und durch ihn (1556—1605), dessen Duldsamkeit so weit ging, einer Christin seines Harems ihren Glauben und Gottesdienst zu belassen, befand sich in seiner glänzenden Hauptstadt eine römische Gemeinde, die sich bis zur Stunde erhalten, hauptsächlich durch Zuzug aus Goa entstanden und auch in den abgelaufenen Jahrhunderten verstärkt. Auch in der Nähe der Stadt bildeten sich römische Ansiedelungen, sie alle unter dem Krummstab eines Bischofs, den der Erzbischof von Goa als „padroado“ zu berufen hatte. Von Anfang an betrachtete sich dieser Bischof nicht als Missionsbischof, nur als Hirte der vorgefundnen Herde und lebte als solcher mit seinen Priestern schlicht und recht in friedlichem Verhalten mit den zahlreichen evangelischen Missionen und auch mit den Hindus und Mohammedanern der Provinz. Das kann aber Jesuiten nie recht sein. Welche Hebel sind da in letzter Zeit nicht alle in Bewegung gesetzt worden, mit dem Herkommen zu brechen und den Bischofstab in Jesuitenhände zu legen! Das weiß man in Agra, ebenso genau auch in Rom, wo mehr wie einem kirchlichen Würdenträger der allbeherrschende Einfluß der Jesuiten lästig ist.

Es sind hauptsächlich Jesuiten aus der Ordensprovinz Belgien, die sich in jüngster Zeit über Indien hergemacht und von Ceylon bis in die Luftkurorte des Himalaya fast durch das ganze Land sich in glänzenden Anstalten festsetzen. Ihre Sitze, meist große Erziehungsanstalten in weitläufigen, sorgfältig unterhaltenen Parkanlagen, gehören zu den Sehenswürdigkeiten der betreffenden ungemein günstig gewählten

Gegenden; sie blenden in ihrem Äußern die nur an Äußerem haftenden Augen und locken und verführen oberflächlich gerichtete Weltleute, ihre Kinder den Anstalten an-anzuvertrauen. Jesuiten können sich solch ein Blendwerk der Erziehung leisten. Das haben sie männiglich von Anfang an bewiesen; nun auch in Indien. Bekanntlich ist der Jesuitenorden die reichste Gesellschaft auf Erden, eine Geldmacht, wie Sachkundige versichern, welche der des Hauses Rothschild und seiner Hörigen überlegen ist. Und der Orden hat nicht gespart, seinen Goldregen über den heißen, auch dafür empfänglichen indischen Boden auszugießen. Eine Reihe dieser zugänglichen Anstalten habe ich besucht. Der Eingang und Verkehr mit den leitenden Persönlichkeiten war erleichtert, ja offenherziger und redseliger als die Ordensregel gestatten mag, weil die Unterhaltung in der Muttersprache der Ordensleute geführt werden konnte, für deren holden Laut im fremden Land auch ein Jesuitenherz empfänglich bleibt, zumal da ich die ersten Mitteilungen von einer internationalen Versammlung machen konnte, der ich kurz zuvor in Brüssel beigewohnt und an der kirchliche Würdenträger ihres Heimatlandes, ihnen aus der Studienzeit bekannt, thätigen Anteil genommen. Unter diesen belgischen Jesuiten traf ich auch Deutsche, die zur Zeit des Kulturkampfes aus der Heimat vertrieben, froh waren, nach Jahrzehnten zum ersten Male wieder ihre Muttersprache im fremden Lande zu hören.

Ich bekam durch solche Gunst mehr zu sehen, auch mehr zu hören als wohl die meisten Besucher. Die Eindrücke und Auskünfte waren nicht günstig. Es ist die gleiche Methode, wie sie hochadlige Jesuitenschulen in Deutschland seit ein paar Jahrhunderten uns gelehrt haben: auch im Unterricht eine äußere Dressur, welche die Zöglinge befähigt und schult, von der Regierung vorgeschriebene Prüfungen

zum Teil glänzend zu bestehen, eine Laxheit aber in der Erziehung, die dem ungebundnen Sinn der Jugend ein Gegengewicht gegen die unerbittlichen Fesseln der römischen Satzungen auf religiösem Gebiete verleiht. Es machte mir einen peinlichen Eindruck, während einer Freistunde in einer der glänzendsten Jesuitenanstalten Indiens 12—16jährige Burschen, Söhne der ersten Beamten und hochgestellter Eingeborner auf dem breiten Treppenflur ausgestreckt in Gruppen von 4—6 Jungen liegen und leidenschaftlich Karten spielen zu sehen; noch peinlicher war mir die gegebne Entschuldigung, die Jungen wären unbändig und auch unlustig, während der großen Hitze sich in den schattigen Wandelgängen zu ergehen, die für uns Männer nicht zu heiß waren. Meist befindet sich auch in Indien in der Nähe einer solchen Anstalt und dann auch unter der Aufsicht der Jesuiten ein von Nonnen geleitetes Mädchen-Pensionat, ebenfalls für die höheren und höchsten Kreise, ähnlich den großartigen Stiften, wie sie unter Ludwig XIV. in Paris, unter Katharina II. in Petersburg eingerichtet wurden. Auch da mit klugem Betonen dessen, was bestechend in die Augen fällt und Weltleuten aus der Zahl der oberen Zehntausend zusagt. An einem hochgelegenen Luftkurort, der geschickt auch für eine höhere Töchteranstalt von den Jesuiten auserwählt war, fand ich die Zeitungen noch voll des Rühmens über das glänzende Gartenfest, das die Nonnen in dem weiten Park der Anstalt ein paar Tage vor meiner Ankunft gegeben und bei dem die weiblichen Zöglinge die liebenswürdigen Wirtinnen gespielt. Die ganze „Gesellschaft" des starkbesuchten Kurorts war zu dem Feste geladen; unter ihnen gar mancher hohe Beamte, Europäer oder Eingeborner, der jenen deutschen Afrikareisenden gleicht, die auf Kosten unsrer evangelischen Missionen, von denen sie keine Kenntnis nehmen, die römischen Anstalten im heidnischen Lande mit ihrem

äußeren Schliff und nachsichtigem Weltton feiern. So geschieht es dann, daß auch Protestanten, Brahmanen und Mohammedaner, von der glänzenden Außenseite bestochen, ihre Söhne und Töchter, wenn nur die Mittel für die nicht billigen Pensionen vorhanden, den Jesuitenschulen, den Jesuiten zur Erziehung anvertrauen, in straffälliger Weise sorglos, daß, wer die Jugend gewinnt, dem die kommenden Tage in den Schoß fallen.

In Tschota-Nagpur sind die Jesuiten bei der gleichen Zielstrebigkeit doch anders vorgegangen. Hier unter dem Volke keine glänzenden Pensionen, aber auch keine Schulen. Seit den Tagen Loyolas ist das Hauptbestreben dieser schlagfertigen Kerntruppe des päpstlichen Stuhles der unerbittliche, unausgesetzte Vernichtungskampf wider die evangelische Kirche. Der Orden gedeiht nur, wo er sich an die evangelische Kirche heranmachen kann. Fehlt ihm der Gegner, dann wird seine Arbeit verhängnisvoll ebenso für ihn selbst wie für die Kirche, in deren Name er sein Zerstörungswerk treibt. Das zeigen seine einstigen Missionsgebiete in Paraguay, auch in Indien und Japan; das lehrt die Geschichte von Spanien und Italien. Sie gleichen in dieser Beziehung den Juden, die unter sich und auf sich angewiesen wie in einzelnen Gebieten Polens und Galiziens kläglich verkommen, sich aber vortrefflich entwickeln, wenn sie sich wie gewisse Pflanzen an einem gesunden, fremden Stamm, ihm zum Verhängnis, ansetzen können. Jüdischer Selbsterhaltungstrieb wehrt sich deshalb mit Recht dagegen, als ein geeintes Volk aus der ihnen förderlichen Zerstreuung in das gelobte Land der Väter zurückgeführt zu werden. Unter den Kols fanden die Patres einen nennenswerten Bruchteil evangelischer Christen vor, an denen sie den Hebel einsetzen konnten. Nicht die zahlreichen Heiden haben sie angelockt; *für Missionsarbeit* unter ihnen würde das weite Indien noch

ungemessene Strecken von Neuland geboten haben, über das bis jetzt keine Pflugschar eines christlichen Missionars gezogen ist. Sie sagen es selbst, daß sie gekommen, um den verwirrt gemachten Kolschristen die Wahrheit der römischen Kirche beizubringen. In welcher Weise, dafür hat unsre ehrliche deutsche Sprache nur die Bezeichnung: widerlicher Seelenfang.

Sie haben sich in der Hauptstadt der Provinz auf ausgedehntem Grundbesitz festgesetzt; sie haben sich daselbst weithin sichtbar, einen Prachtbau aufgeführt, der die bescheideneren Wohnhäuser der evangelischen Missionare in Schatten stellt und bei den Kols einen bestechenden Eindruck von der hinter diesen Patres stehenden Macht der römischen Kirche und auch ihres Reichtums hervorruft. Den monumentalen Bau umgiebt der vorzüglich unterhaltene, weitläufige Garten. Der mich führende Pater, in seiner französischen Muttersprache redseliger wie es dem Jesuiten einem Fremden gegenüber gestattet ist, erwies sich als ebenso pflanzenkundig als er sprachenkundig zu sein vorgab. Da war — wollte man seinen Worten glauben — in Indien kaum eine Sprache aufzutreiben, die er nicht inne hatte; er schien eine Miniaturausgabe von Mezzofanti zu sein. Man hatte ihm die Pflege des Gartens übertragen; es war eine Lust sich von ihm die verschiedenen, kostbaren Anpflanzungen wie in einem botanischen Garten erklären und daneben auch zeigen zu lassen, wie er die Vorratskammern des Hauses das runde Jahr hindurch mit edlen Gemüsen und Obstsorten versieht. Er zeigte mir von dem künstlich aufgeworfenen Hügel die im Abendsonnenschein so schön aufleuchtende englische Kirche, dahinter die Palmen des deutschen Missionsgehöftes und versuchte nun, ihren Einbruch in das evangelische Missionsgebiet zu rechtfertigen. Es würde zu weit führen, die gar offenherzige Rechtfertigung wiederzugeben und wie leicht er es dem Besucher gemacht, ihn zu widerlegen.

Besonders fesselnd war aus der langen, eifrig geführten Rede herauszuhören, wie diese Jesuiten ihr Treiben der Regierung in günstigstes Licht zu stellen verstehen. Gar schlau haben sie an ihre Spitze und als Leiter der Mission unter den Kols — in scharf betontem Gegensatz zu den Deutschen drüben auf englischem Gebiete — einen Engländer gestellt, der durch die hochkirchlich-ritualistische Strömung in seiner Heimat sich folgerichtig in das römische Fahrwasser hatte treiben lassen und, einmal da eingelaufen, alsbald auch in den Jesuitenorden eingetreten war, um, wie es bei solchen Überläufern nicht selten der Fall ist, eine entschiedene Lanze wider seine verlassenen, einstigen Glaubensgenossen einzulegen. Die ernsten und gesegneten Bestrebungen der evangelischen Sendboten, ihre Kolschristen allesamt durch tüchtige Schulbildung zu befähigen, das ihnen in die Muttersprache gedolmetschte Wort Gottes zu lesen und in ihren Hausandachten sich daran zu erbauen, ebenso das Bestreben, aus den befähigteren unter ihren Schülern einen tüchtigen Lehrerstand auszubilden oder sie geschickt zu machen, eine höhere Lebensstufe zu erreichen, verwarf er. Aus der heftigen Sprache konnte man auch entnehmen, daß sie die eigne arge Vernachlässigung auf dem Schulgebiet, in so grellem Gegensatz gegen ihre feinen Institute, rechtfertigen und verteidigen sollte. Es waren Nachklänge dessen, was man in Italien, Spanien, Irland in diesem Falle zu hören bekommt, freilich da auch gleich genügend an den Früchten erkennt. „Die lesekundig gewordnen Kols würden hochmütig, aufbegehrend, im weiteren Verlaufe unzufrieden mit ihrer Lage. Noch einen Schritt weiter und sie lieferten Indien Socialdemokraten und Nihilisten, oder aber sie vermehrten die wachsende Schar der halbgebildeten Eingebornen, die immer begehrlicher Indien für die Inder forderten und auf den Augenblick lauerten, das fremde, englische Joch abzuschütteln.“ Die Jesuiten

finden für solches Gerede wie bei manchen furchtsamen Regierungen in Europa auch in gewissen Kreisen Indiens geneigtes Gehör und damit, was sie erstreben, ein Vorurteil, als Retter in drohender Gefahr angesehen zu werden.

Und nun ihr Vorgehen bei dem Seelenfang! „Reischristen" können auch in Indien, auch unter den Kols gemacht werden. Mit reichen Händen springen die Patres den in augenblickliche Geldnot geratenen Kols bei, unter der Bedingung freilich des Anschlusses an die römische Kirche. Da sich auch für die evangelischen Kolschristen der Übertritt durch Wiederholung der Taufe vollzieht, so werden dieselben geflissentlich in den Wahn gewiegt, nun erst Christen geworden zu sein. Solange ein solcher Bethörter in der römischen Kirche verharrt, wird er an das einstige Darlehn nicht gemahnt; er hat es als ein Geschenk, als einen durch seinen Übertritt verdienten Lohn angesehen. Treiben ihn Gewissensbisse zum Rücktritt in die im Stiche gelassene Kirche, dann wird die alte, schier verjährte Schuld eingetrieben. Eine Reihe von unbarmherzigen Fällen liegen unwiderlegbar vor, wo einem solchen Unglücklichen Hütte und Acker über den Kopf weg versteigert und er brotlos mit Weib und Kind auf die Straße geworfen wurde. Der Elende und mit ihm seine Dorfgenossen sagen sich, daß die alten Peiniger und Vögte, die sie langsam um ihren Landbesitz betrogen, trotzdem sie Heiden, doch nicht so schonungslos und unmenschlich wider sie vorgegangen. So nähren die Jesuiten durch ihr Verhalten eine Verbitterung, die sie durch ihre geflissentlich betriebene Vernachlässigung der Volksschule von Indien und seiner englischen Regierung fernzuhalten vorspiegeln.

Auch unter den Kols bleiben die Jesuiten ihrer verderblichen Missionsweise der Schnell- und Massentäuferei getreu. Einer unter ihnen brüstete sich damit, in wenigen

Tagen 10 000 Kols getauft zu haben. Er nahm sich nicht einmal Zeit, vom Pferde zu steigen; vom Sattel herab besprengte er die Menge mit Taufwasser und ließ sie dann wieder auseinanderlaufen. Die Leute hatten gelernt, ein Kreuz zu schlagen, das Paternoster und Avemaria aufzusagen; weitere Forderungen werden nicht gestellt. Von einer eingehenden Unterweisung im christlichen Glauben, von einer geforderten Umwandlung des Innern, daß mit den heidnischen Sitten und Bräuchen gebrochen werde, ist keine Rede. Während die evangelischen Missionare unerbittlich an der Vorbedingung festhalten, vor der Taufe von den heidnischen Festen und Tänzen, von dem heidnischen Schmuck und dem verwüstenden Trunk feierlich mit ernstem Gelübde sich loszusagen, während sie jeden in diese Laster Rückfälligen, wenn er trotz wiederholter Mahnung nicht von dem heidnischen Treiben läßt, aus der christlichen Gemeinschaft ausschließen, finden die Täuflinge der Jesuiten völliges Gewährenlassen in den heidnischen Unsitten. Sie bleiben dem Trunke ergeben, sie feiern die alten, heidnischen Feste nach wie vor, nur daß etwa die alten Götzen sich Heiligennamen gefallen lassen müssen. Sie brüsten sich vielleicht gar ihren evangelischen Dorfgenossen gegenüber des herrlichen Lebens unter dem Jesuitenregiment, Christen genannt zu werden und ungehindert wie Heiden leben zu können. Freilich auch einem Kol wird solch zwieschlächtiges Treiben widerwärtig und massenhaft wie er zur Taufe gekommen, kehrt er der römischen Kirche den Rücken und fällt in das Heidentum zurück, mit dem er in seinem Denken und Thun keinen Augenblick gebrochen. Das Christentum aber kommt durch alles dieses in argen Verruf; die hoffnungsvolle Strömung des Volkes zu dem, der allein ihm Heil bringt, war eine Zeitlang ins Stocken geraten.

Das schwerste Unwetter scheint vorübergegangen. Auf einer unsrer deutschen Missionsstationen traf während meiner Anwesenheit von einer neugegründeten, ferngelegenen Station die dringende Bitte um umgehende Zusendung von vier weiteren Katecheten ein, da sich mit einem Male Tausend aus der Umgegend zum Taufunterricht gemeldet, unter ihnen nicht wenige Katholiken, die unbefriedigt und von einem tieferen Heilsverlangen ergriffen von den deutschen Missionaren Jesum zu sehen begehrten. Auch andre verheißungsvolle Zeichen wären anzugeben, daß die Jesuiten unter den Kols im Abwirtschaften sich befinden. Der Abfall wird immer stärker, dazu den Jesuiten selbst je länger je mehr der Mangel an Lehrern, an Hirten für die zerstreute Herde empfindlich. Das gestand mir mein offenherziger Pater ein. Was ihnen fehlt, da sie keine Schulen zur Heranbildung von eingebornen Lehrern und Aufsehern besitzen, sie nicht einmal besitzen wollen, darauf machen sie im anstoßenden Gehege widerliche Jagd. Den tüchtig geschulten, evangelischen Lehrern wird zwei- und dreifacher Gehalt lockend in Aussicht gestellt; wo bemerkt wird, daß einer unter ihnen in einer vorübergehenden Geldklemme sich befindet, wird ausgiebige Hülfe versprochen, wenn sie nur sich einfangen lassen und dann im Dienste der römischen Kirche dafür sorgen, daß die auf den Dörfern zerstreute, ohne Seelsorge gelassene Herde ihre paar Gebete und das beigebrachte Kreuzschlagen und Kniebeugen nicht verlerne, ab und zu auch einmal in die zum Teil in auffälliger Pracht aufgeführten Kirchen gehe und an Beichte und unverstandner Messe teilnehme.

Doch genug und übergenug des unseligen Treibens der Jesuiten, zumal unter den Kols. Das Herz blutet einem, stößt man auf einer Missionswanderung durch die verheißungsvolle Provinz fort und fort auf eine Wühlarbeit,

die der Verchristlichung des Volkes wie ein schweres Verhängnis hindernd im Wege steht. Und nun zurück zu dem, was wir von dem Werk unsrer deutschen Brüder gesehen haben. Alle ihre zahlreichen Arbeitsstätten, die sich wie ein schönes Netz über die ganze Provinz ausspannen, aus eignem Augenschein kennen zu lernen, dazu langte die knapp zugemessene Zeit nicht; es würde ja auch in den meisten Fällen nur in andrer Gegend eine Wiederholung dessen gewesen sein, was bereits besichtigt war. So habe ich mich darauf beschränkt, von dem Hauptsitze der Mission in Rantschi noch ein paar Stationen zu besuchen.

Ein prächtiges, umfangreiches Anwesen, das unsren ersten, wagemutigen Pfadfindern der evangelischen Mission im Kolsgebiet mit freigebiger Hand vor einem halben Jahrhundert eingeräumt wurde! Das Land lag noch offen da; die vorgefundne kleine, armselige Ansiedlung war kaum dem Namen nach bekannt. Mit deutschem Fleiße bei kargen Mitteln haben sich unsre wackeren Brüder daran gemacht, den leeren Besitz seiner dereinstigen Bestimmung entsprechend anzulegen. Von meiner schönen Herbergsstube aus läßt sich leicht das weite Gehöft überblicken. Zwei breite Hauptwege durchqueren die ganze Anlage, sie sind mit Palmen und andern, reichen Schatten spendenden Bäumen der Tropenwelt eingefaßt, heute schon hoch aufgeschossene, herrliche Alleen, die auch am heißen Tage einen Spaziergang ermöglichen. An ihrem Kreuzungspunkt, wo inmitten einer bescheidenen Blumenanlage der schlichte, bei der goldnen Jubelfeier 1895 errichtete Denkstein steht, befinden sich drei nach Landesweise für die heiße Zeit etwas geschützte Wohnhäuser, das in der Mitte für den Leiter des Anwesens und der Mission, zu seiner Linken das Haus seines Mitarbeiters mit den freundlich geöffneten, oft beanspruchten Herbergs-

zimmern, zu seiner Rechten die ursprüngliche, ungemein bescheidene Lehmhütte, die sich die ersten Sendboten errichteten und unter deren niedrigem Dache sie die heute noch für die täglichen Morgen- und Abendandachten der auf dem Anwesen angesiedelten zahlreichen Kolschristen benutzte Betkapelle mit den anstoßenden paar Kammern unterbrachten, in denen die vier Familien einträchtiglich bei gemeinsamer Wirtschaft die ersten paar Jahre hauseten. So mögen jene kühnen irischen Mönche gelebt haben, die vor mehr wie einem Jahrtausend in die deutschen Wälder beherzt vordrangen, unsren Vätern die frohe Mär von dem „Heliand“ zu verkünden, und mit der Axt sich Ackerland und eine armselige Blockhütte als Kapelle und Wohnraum schufen. Hinter dem Haupthaus ist der schöne, stille Friedhof angelegt. Noch ehe ihre Lehmhütte fertig war, hatten die todesmutigen Missionare die Grabeskammern für zwei der Kameraden zu bauen; neben diesen Erstlingen nun schon eine zahlreiche Aussaat aus der Missionsfamilie und von denen aus dem Volke, die durch ihre treue Predigt an den glauben gelernt, der die Auferstehung und das Leben ist. Von dem Denkstein aus geht in gerader Linie die breite, schattenreiche Allee nach der am Endpunkt des Anwesens und dicht an der Landstraße gelegenen, prächtig vor mehr wie vierzig Jahren in gotischem Stil aufgeführten Kirche; wir werden gleich Anlaß haben, sie zum Gottesdienst zu betreten. Unweit der Kirche und wie eine deutsche Mutter ihre Lieblingstochter in der Nähe haben will, — wir dürfen wohl sagen für eine evangelische Kirche und Mission selbstverständlich — die Schule, ja vielmehr am Hauptort der Goßnermission die Schulen. Denn von der untersten Stufe der Volksschule an baut sich hier das ganze Schulwesen auf und findet in zweckentsprechenden Gebäuden für Knaben und Mädchen ihr Unterkommen die Realschule, die höhere, unsren Gymnasien ähnliche Schule,

die ihre Zöglinge für den Besuch der Hochschule vorbereitet und einen tüchtigen, evangelischen Lehrer- und Katechetenstand aus den Kolschristen für die zahlreichen Dorfgemeinden heranbildet, dann endlich an der Spitze der „Schulpyramide" das Predigerseminar, in dem die tüchtigsten Schüler, so sie willig dazu sind, für den köstlichen Beruf unter ihrem Volke ausgebildet werden. Es stehen da nicht nur die Schulhäuser, vielmehr dicht beisammen eine kleine, schöne Schulansiedelung; denn es gilt die Lehrer, zumeist in dem Goßner-Missionshaus in Friedenau ausgerüstete Missionare, in wohnlichen Häusern unterzubringen, aber auch die Schüler bis zu den Seminaristen, die aus allen Gemeinden der Provinz zum Besuche der Anstalten zur Stadt kommen; ihre Zahl beträgt ein paar Hundert.

Wir sind noch nicht zu Ende mit unsrem fesselnden Rundgang durch das weit ausgedehnte Missionsgehöft. Wir werfen nur einen flüchtigen Blick auf der einen Seite nach dem künstlichen, breit und tief angelegten Teich, dessen vier erhöhten Dammseiten, von herrlichen Palmen eingesäumt, um die Zeit des Sonnen-Auf- und Unterganges einen köstlichen, fremdartigen und doch anheimelnden Spaziergang gewähren und dessen aus der Regenzeit angesammelte Wassermenge dem Garten die nötige Bewässerung bietet. Wir gehen auch an der andern Seite vorüber an den mit Hecken eingefaßten Obst- und Gemüsefeldern und erwähnen hierbei nur noch das Krankenhaus, Männern und Frauen aus dem Volk zugänglich und von ihnen stark benutzt, da sie an dem Besuche weder durch Kasten- noch durch Zenana-Vorurteile gehindert sind. Die angestellten Ärzte, Kolschristen, haben ihre Vorbildung bis zur Hochschule in den eben besuchten Anstalten bei der Kirche erhalten, ihre ärztliche Ausbildung auf der vorzüglich geleiteten christlichen Fachanstalt des Dr. Valentine in Agra. Unweit davon in

den einstöckigen, langgestreckten Häusern ist die Druckerei untergebracht, in der junge Kolschristen, in den Volksschulen vorbereitet, eifrig und auch recht anstellig am Setzerkasten, an der einfachen Handpresse beschäftigt sind, dem Volke geistige Nahrung zu bieten. Hier wird die Bibel in der Urao- und der Mundarisprache vervielfältigt, hier der große Bedarf an Schulbüchern bis zum Einband in der anstoßenden Buchbinderei fertiggestellt, ebenso Gesangbücher, Volks- und Erbauungsschriften in der Landessprache, ja auch schon eine von der Mission herausgegebene, regelmäßig erscheinende Zeitung. Der Buchladen nebenan, der seine reichen Vorräte über das ganze Gebiet durch christliche Boten vertreibt, hat guten, von Jahr zu Jahr steigenden Absatz. Da und dort auf dem großen Anwesen sind nicht wenige Hütten errichtet, in welchen Landleute untergebracht werden, die auf ihren Wunsch zum Taufunterricht angenommen sind und zu weit vereinzelt wohnen, um von den Missionaren oder Katecheten aufgesucht zu werden; auch solche, die vielleicht infolge der Taufe von den Ihrigen verstoßen mit Weib und Kind zunächst bei den Missionaren Zuflucht gesucht und gefunden oder auch nicht mehr imstande sind, für ihr Unterkommen zu sorgen. So ist das ganze Missionsgehöft anzusehen wie ein ungemein anmutender christlicher Weiler mitten im heidnischen Lande, von dem aus reiche, evangelische Segensströme ausgehen über das ganze Land und tief hinein auch in die Seele des Volkes. Und dies alles unter einem Volke, das noch vor einem halben Jahrhundert wüstem Dämonenkult ergeben, unter hartem Druck durch Unwissenheit, Trunksucht und mancherlei Laster seinem völligen Untergang entgegenzueilen drohte! In der That unter Gottes sichtlicher Führung eine preiswerte Arbeit deutscher evangelischer Mission!

Wie Rantschi Hauptstadt der Provinz und Sitz der Regierungsbehörde von Tschota Nagpur ist, so auch Mittel-

punkt der deutschen Missionsarbeit, von dem aus Leitungsfäden über das weite Gebiet gehen. Die Fehler und Schäden, die einst zum beklagenswerten Bruch führten, sind beseitigt und ausgebessert. Die Leitung des ausgedehnten Missionswesens an Ort und Stelle ist einem aus drei Missionaren bestehenden Vorstand übergeben, dem von Berlin aus weitreichende freie Hand geboten ist. Der Vorsitzer ist der erste Missionar in Rantschi, seine beiden Mitarbeiter stehen auf verschiedenen Stationen und kommen ab und zu zu Beratungen zusammen. War auch während meines Besuches der Vorsitzer auf Urlaub in Europa, so konnte mir doch sein wackrer Stellvertreter, der für diese Zeit von Lohardagga mit seiner Familie nach Rantschi übergesiedelt war und seit langen Jahren (1868) in reichgesegneter Arbeit unter den Kols wirkt, jeden erbetenen Einblick in den gegenwärtigen Stand der Mission bieten. Aus den drei Hauptstandorten der deutschen Mission zur Zeit des Bruches vor dreißig Jahren sind nun zehn geworden, vielmehr elf, wenn die selbständige Schulmission in Rantschi gesondert gezählt wird; hoffentlich geht das Jahrhundert nicht zu Ende, ohne daß die geplante Ebenezerstation zum Gedächtnis der Jubelfeier 1895 ins Leben tritt. Diese zwölf Stationen sind Brennpunkte, von denen Licht und Wärme auf die im weiten Umkreis um sie sich lagernden christlichen Dörfer und Ansiedelungen ausgeht, in denen, unter Heiden zerstreut, Kolschristen wohnen. Solcher Orte werden bereits über zwölfhundert gezählt, insgesamt mit einer Schar von mehr als vierzigtausend Kolschristen, die gerade in den letzten Jahren, als ob eine neue hoffnungweckende Bewegung durch das Volk gehe, eine starke Zunahme aufweisen. Befanden sich doch zur Zeit meines Besuches 3649 Katechumenen in der sorgfältigen Vorbereitung zur Taufe. Schon allein diese Arbeit könnten die vorhandenen dreißig Missionare, auch

nicht mit ihren wackeren Gehülfinnen von siebzehn Missionarsfrauen ohne weitere Unterstützung ausrichten. In ihren Schulen, zumal in Rantschi, haben sich unsre Sendboten eine Helferschar herangebildet, daß ihnen neben neunzehn Geistlichen aus den Kols augenblicklich eine stattliche Schar von 448 eingebornen Mitarbeitern zur Seite steht. Die Mehrzahl unter ihnen sind Katechisten und Dorfschullehrer, die beide aber auch zur Mithülfe beim Gottesdienst und in den Bibelstunden herangezogen werden. Finden doch gegenwärtig schon allsonntäglich in 183 Ortschaften regelmäßig zwei und drei Gottesdienste statt, dazu 156 Sonntagsschulen mit 2 318 Kindern. Auch ernste Kirchenzucht gilt es zu üben. Auf der einen Seite die strenge Forderung eines christlichen Lebenswandels, welcher unerbittlichen Bruch mit tief in das Volks- und Familienleben eingedrungener heidnischer Unsitte und Sünde verlangt, auf der andern Seite die starke Verlockung der heidnischen Dorfgenossen zur Teilnahme an ihren Götzenfesten und damit zum Rückfall in heidnisches Leben, verschärft durch die von den Jesuiten in dieser Beziehung so schmachvoll gehandhabte und begünstigte Laxheit, erheischen ständige Aufsicht der jungen christlichen Gemeinden. Daß sie gewissenhaft, unter Umständen unnachsichtig von unsren evangelischen Sendboten und ihrer eingebornen Helferschar geübt wird, selbst gegen Übertreter in der eigenen Mitte, des mag als Zeugnis dienen, daß bei meiner Anwesenheit 302 Kolschristen unter dem sog. kleinen Bann standen, der sie für eine bestimmte Zeit nicht am heiligen Abendmahl teilnehmen läßt, 106 aber, die keine Besserung zeigten, aus der Kirche ausgeschlossen worden sind.

Es ist ein fruchtverheißendes Missionsfeld, was mir in Rantschi und auf den andern von mir besuchten Stationen entgegengetreten ist, bereits mit den leisen, schönen Ansätzen, daß das Christentum die Volksseele berührt und christliche

Sitte in dem geordneten Gemeindeleben und auch in der Familie einzuwurzeln beginnt. Dafür sprechen auch die verheißungsvollen Anfänge einer Arbeit, die wir bei uns mit dem Sammelnamen der inneren Mission bezeichnen. Wie würde doch in dieser sich anbahnenden Doppelthätigkeit unter den Kols Goßner mit herzlicher Freude Fleisch von seinem Fleisch erkennen, für den diese beiden Lieblingstöchter unsrer evangelischen Kirche Zwillingsschwestern waren, die er mit gleicher Liebe zeitlebens in Gebet und Arbeit unermüdlich bis ins Sterben hinein getragen und gepfleget hat. Frühe schon wurden unsre deutschen Sendboten unter den Kols unabweisbar in eine Thätigkeit gedrängt, die wir daheim in unsern Tagen als eine „christlich-sociale" bezeichnen. Sie haben sich, wie es Christen und Missionaren geziemt, den eben aus dem Heidentum gewonnenen und ihnen von Christus zum Weiden anvertrauten Kols nicht entzogen, als es galt, die armen, um ihr Land betrogenen Bauern gegen ihre Vergewaltiger mannhaft und furchtlos und auch nicht ohne Erfolg zu schützen. Haben sie auch damit den vollen Haß der heidnischen Bedrücker auf sich geladen, mögen sie auch anfänglich den Behörden als unliebsame, unbequeme Anwälte der Elenden erschienen sein, das durfte sie nicht kümmern und hielt sie nicht ab, unentwegt in der getreuen Nachfolge Christi sich jeglichen Elendes der ihnen anvertrauten jungen Gemeinden jammern zu lassen und ihnen in aller Mühsal und Last Leibes und der Seele den Herrn als wahrhaftige Erquickung zu zeigen und zu erweisen. Dieser — nun bleiben wir einmal bei dem uns geläufig gewordenen Namen — „christlich-socialen" Pflicht und Aufgabe sind auch heute noch unsre dortigen Sendboten nicht völlig enthoben. Fesselnd wäre es, die anders gearteten Züge der gegenwärtigen socialen Wühler zu zeigen, gegen deren bedenkliche und auch staatsgefährliche Aufwiegelungen sie ihre kurz-

sichtigen Kolschristen zu schützen haben: die Zeit dazu gebricht hier. Die jetzt mit aufreizenden Reden dem Volke zusetzen, sind meist Rückfällige ins Heidentum, wobei es wichtig wäre, nachzuweisen, einen wie großen Bruchteil an diesen Demagogen die unglückselige Schnelltäuferei der Jesuiten und ihre Lauheit gegenüber heidnischen Unsitten beigesteuert hat. Sie tragen doch einen Stachel im Gewissen und wollen Genossen des Abfalls werben. Sie säen Unzufriedenheit mit ihrer socialen Lage in das Herz der Kolschristen, hetzen sie auf wider die Obrigkeit, verheißen in phantastischen Luftgebilden alles Heil den Leichtgläubigen, wenn nach dem Sturz der bestehenden Ordnung Indien dem indischen Volke, befreit von allen Fremden, allein gehören werde. Diese Volksverführer wissen gar wohl, daß der christliche Glaube unter dem Volke ihren Bestrebungen einen schwer zu nehmenden Damm entgegenstellt; darum auch ihr erbitterter Kampf wider die fremden Sendboten und auch ihre christliche Lehre. Ihr Treiben hat mich in vielen Punkten an socialdemokratische Bestrebungen daheim erinnert.

Manch edles Pfropfreis der inneren Mission sah ich mit rechter Freude dort unter den Kolschristen in empfänglichem Boden eingepflanzt und auch schon kräftig Wurzel schlagen. Unter den Ersten in Indien haben unsre deutschen Sendboten sich der zahlreichen Aussätzigen im Lande erbarmend angenommen. Mit am frühesten hat in Lohardagga der seit dreißig Jahren in heißer Arbeit ungemein segensreich thätige Goßnermissionar H a h n diese Elendesten unter unsern Mitmenschen um sich gesammelt; die größte Aussätzigen-Ansiedelung in Indien ist eine Pflanzung und steht unter der Leitung unsres unermüdlichen Landsmannes U f f m a n n, der seit 33 Jahren nicht gebeugt und erschlafft durch die tropische Hitze als Missionar in Purulia steht. Gott hat ihn in ergreifender Weise für diesen schweren

Dienst ausgerüstet. Sein eignes Töchterchen, wohl im Dorf von einer Kranken angesteckt, ist dem hoffnungslosen Leiden erlegen. Von da an wandte sich alle Liebe des Vaters den Aussätzigen zu, für deren Behandlung er eine ganz hervorragende Begabung zeigt. Als der liebe, fromme Mann mir seine ausgedehnte Ansiedelung zeigte — es war mir, wie wenn Freund Bodelschwingh mich durch seinen Weiler der Barmherzigkeit in Bielefeld führte —, da waren auf dem weiten Anwesen in den verschiedenen Hütten, die er selbst mit den noch arbeitsfähigen Insassen baut, 520 dieser Elenden in allen Stufen der entsetzlichen Krankheit gesammelt, Männer und Frauen, Knaben und Mädchen. Sie waren alle bei der Aufnahme Heiden; aber — ein kostbarer Beleg, wie die Zwillingsschwestern der Mission sich in ihrer Arbeit gegenseitig fördern — sie alle bis auf 43, von dem erfahrenen christlichen Erbarmen überwältigt, hatten freiwillig um die Taufe gebeten, sie auch bereits erhalten und der kleine Rest war auf seine Bitte zur Zeit meines Besuches zum Taufunterricht zugelassen. — An diese Arbeit der inneren Mission im heidnischen Lande reiht sich die andre, das allen zugängliche Krankenhaus in Rantschi, bei dessen Besuch ich den Wunsch nicht unterdrücken konnte, daß doch Goßners andre, herrliche Stiftung in Berlin, das Elisabeth-Krankenhaus, ein Diakonissenmutterhaus, sich aufmachen wollte, ein paar Schwestern als evangelische Mitarbeiterinnen an dem gesegneten Werk der Goßnermissionare zu den Kols zu senden. Auch Diakonissen dürfen nichts von Entfernungen und Fremde wissen; sie wissen nur, daß die ganze Erde des Herrn ist, der seine Jüngerinnen aussendet in die weite, weite Welt, wohin er will. In Madras habe ich unter den Tamulen eine Diakonisse aus Neuendettelsau in wahrlich nicht vergeblicher Arbeit gesehen. In Rantschi ganz besonders dünkt mich Diakonissenarbeit eine Ehrenpflicht unsrer teuern

evangelischen Kirche, auch um deswillen, den Kols zu zeigen, daß nicht nur drüben in Rantschi neben den Jesuiten Nonnen thätig sind, sondern auch in der evangelischen Kirche die Diakonisse ihren ebenbürtigen Platz neben dem Diakonen und Missionar hat.

Es traf sich schön, daß ich gerade den Reformationssonntag unter unsren evangelischen Glaubensgenossen aus den Kols verbringen konnte. Schon am Frühmorgen beim Sonnenaufgang, während ich auf dem Friedhof über die Predigt nachsann, sah ich die auf dem Missionsgehöfte ansässigen Kolschristen zusammen mit denen vom ferngelegenen Dorfe, die im Missions-Herbergshaus zeitweilig untergebracht sind, bedächtigen Schrittes in die alte Betkapelle zur Morgenandacht ziehen. Um 9 Uhr rief die freihängende Kirchglocke wie daheim zum Gottesdienste. Die geräumige Kirche war bei unserm Betreten dicht gefüllt; wo dann noch, wenn die Schulferien vorüber, die mehr wie 300 Pensionäre Platz finden, war nicht ersichtlich. Die eine linke Hälfte der Kirche war den Männern eingeräumt, die andre den Frauen; es machte einen ungemein wohlthuenden Eindruck, beide Seiten gleich stark besetzt zu sehen. Eine derartige in die Augen fallende Probe über die Teilnahme der beiden Geschlechter würde in den meisten Kirchen Deutschlands wohl kaum so günstig ausfallen. Da saßen die Männer und Frauen, in der äußeren Erscheinung ähnlich, gar andachtsvoll, sittig, in feierlicher Stille. Auch die Männer als Gewandung nur in dem weißen Umschlagtuch, das die ganze Gestalt umhüllt und das sie so geschickt zu tragen verstehen wie ein alter Römer seine Toga. Und ebenso auf der andern Seite die Frauen und Mädchen. Sie hatten allesamt den überladenen heidnischen Schmuck abgelegt, für manch eine wohl kein leichtes Opfer unter ihren heidnischen Dorfgenossinnen. Nur eine frische, meist rote Blume

im Haar sah ich bei vielen Mädchen; es kleidete sie schön, die chokoladebraunen, jungen Gesichter mit ihrem üppigen, schwarzen Haare, mit ihren freien, klaren Augen. Auch die Frauen alle in dem schneeweißen Gewande, von dem sich der dunkle Kopf und die bloßen Füße vorteilhaft abhoben, und das sie ebenfalls so sittig und geschickt umzulegen verstehen, daß sie an eine Schar Vestalinnen erinnerten. Der Gottesdienst verlief ganz wie bei uns. Selbst unsre Lieder, in die Landessprache übertragen und in den altgewohnten, so anheimelnden Weisen — mit etwas schwacher Harmoniumbegleitung freilich, da bis jetzt die während des Militäraufstandes 1857 zerstörte Orgel noch nicht wieder ersetzt werden konnte, dafür aber mit um so allgemeinerer und gutgeschulter Beteiligung — erklangen in der gotischen Kirche; wir sangen „Halleluja, Lob, Preis und Ehr"; als Hauptlied: Eine feste Burg; zum Schluß: Nun danket alle Gott. Die Liturgie entspricht genau der in unsrer evangelischen Landeskirche eingeführten, so daß ich ihr Schritt für Schritt folgen konnte, nur mit dem einen Unterschied, daß die Bitte der Gemeinde um Erbarmen im Anschluß an das Sündenbekenntnis des Geistlichen zu einem längeren, von der auf den Knieen liegenden Gemeinde gesprochenen Gebete ausgestaltet und erweitert ist. Im Anschluß an die Liturgie sammeln Kirchenälteste die für die Armen bestimmten Gaben ein, in zwiefacher Gestalt, der eine Kirchenälteste empfängt auf einem Teller, was an Geld gespendet wird, der andre in einem Sack, was die Leute an Reiskörnern darbringen. Das ist nicht wenig, zumal nicht an dem auf den dritten Advent fallenden Ernte- und Dankfestsonntag. Der Pastor versicherte mich, an einem solchen Sonntag einmal nach guter Ernte für seine Armen Reiskörner im Werte von 50 Mark erhalten zu haben, ein Betrag, der bei den dortigen Reis*preisen* und dem Einkommen der Leute einer Kirchbecken-

sammlung in der deutschen Hauptstadt von 500 Mark entsprechen würde. Man glaubt sich in apostolische Zeiten versetzt, wenn man sieht, wie die Kirchgänger aus ihrem faltenreichen Umhang die aufgesparten Reiskörner mit der Hand hervorlangen oder auch ein ganzes Säckchen in den vorgehaltenen Sack ausschütten. Nach dem Hauptlied wie auch bei uns die Predigt, die der mit am Altar stehende Amtsbruder der andächtig lauschenden Gemeinde dolmetschte. In betreff der durch solche Übertragung hinausgezogenen Länge hatte der erfahrene Missionar angegeben auf das sich auffällig bemerkbar machende Nachlassen der Aufmerksamkeit zu achten. Sie hielt ununterbrochen und gespannt an, trotzdem durch die Übersetzung der Gottesdienst zwei Stunden dauerte, in der That ein günstiges Zeichen für den Ernst und die Andacht eines Volkes, dessen Väter, zum Teil sie selbst noch, wüstem, lärmendem Dämonenkult ergeben waren. Wir beide Pastore waren die letzten, welche die Kirche verließen. Nur noch ein armer, während des ganzen Gottesdienstes auf dem Boden kauernder Krüppel wurde von ein paar Nachbarsleuten auf ein vor der Kirche wartendes Wägelchen gehoben, ein sieches Kolsmädchen von etwa zwanzig und mehr Jahren, ich entsinne mich nicht, ob ohne Beine oder nur gelähmt, dazu noch mit einem Buckel. Ergriffen von dem Elend will ich ihr ein Almosen geben; der Pastor hält mich zurück. Noch vor ein paar Jahren war sie eine von ihrer Familie um ihres Leidens willen gering geschätzte Heidin. Nachdem sie aus inniger, freud- und friedvoller Überzeugung die Taufe empfangen, hat sie Aufnahme auf dem Missionsgehöfte gefunden, auch Unterweisung ihrer geschickten Finger in weiblicher Handarbeit und ist nun glücklich, ihr eigenes, kümmerliches Stückchen Brot essen zu können. Ihre größte Freude die ganze Woche hindurch ist die Teilnahme am Gottesdienste; und wenn der Kirchenälteste mit dem Becken

zu ihr kommt, da reckt und streckt sie vom Boden die Hand, die während der Woche abgesparten Reiskörner einzulegen für solche in der Gemeinde, die noch ärmer seien wie sie selbst. Ohne ein solches Dankopfer für die von dem Herrn empfangene Gnadengabe scheint ihr dem Sonntag die Weihe zu fehlen. Wie habe ich der lieben Mitchristin aus dem Volke der Kols so warm die Hand gedrückt!

Schon viel zu lange ist der Reisebericht aus Rantschi ausgefallen und doch muß noch mehr unterdrückt werden, was sich zur Aussprache aufdrängt. Aber eins noch darf nicht verschwiegen werden. Es ist der unabweisbar dringende, ernste Ruf an die deutsche, evangelische Kirche: „Vergiß und versäume nicht Deine Kolsmission! Gott hat sie sichtlich gesegnet; der Herr hat sie Dir wie eine heilige Ehrenpflicht auf Herz und Gewissen gebunden!" Unverkennbar geht gegenwärtig wieder eine geheimnisvolle Strömung durch die Volksseele dort zu Christus hin, zugleich auch eine gefahrdrohende Unterströmung im Volke selbst, in mancherlei Färbung in ganz Indien, welche diesen wundersamen, gewaltigen Zug aufhalten, unterdrücken möchte. Die Strömung ergreift nicht einzelne aus dem Volke, sie will das ganze Volk ergreifen. Solche Stunden kehren nicht leicht wieder; verstreichen sie ungenutzt, achten wir nicht auf ihre Zeichen, weil sie uns ungelegen kommen, dann wird für die, denen das heilige Werk befohlen ist — in diesem Falle unsre deutsche, evangelische Kirche — die andre Stunde mit ihrem nicht überhörbaren Ruf der Klage und Anklage anbrechen: „Du hast nicht gewollt." Daß doch unsre Kirche von diesem Wort verschont bleibe; unser Herr Christus fällt den Spruch nur weinend.

Die unter den Kols uns gestellte Aufgabe ist ebenso groß wie dringend. Zunächst gilt es, die vorhandenen Arbeits-

kräfte in kürzester Frist mindestens zu verdoppeln. Am allerwenigsten unter diesem Volke dürfen wir in den bedenklichen Fehler verfallen, den unsre kongregationalistischen Glaubensgenossen, zumal die in Amerika, wiederholt an verschiedenen Stationen zu schwerem Verhängnis einer verheißungsvollen Mission begangen haben zu früh heidenchristliche Gemeinden aus ihren leitenden Händen zu entlassen und auf eigene, selbständige Füße zu stellen. Missionsstationen mit nur ein oder zwei geschulten Sendboten unsrer evangelischen Kirche, aber einer bereits gewonnenen, täglich sich mehrenden, in weit umliegenden Dörfern zerstreuten Christenschar von 8 000 und mehr Seelen, das taugt noch weniger als die Massengemeinden in unsern Großstädten. Unbedingt müssen solche Stationen geteilt, an andern Orten neue Heimstätten geordneter Missionsarbeit und mit genügenden Kräften ausgestattet gegründet werden. Die gestellten Kräfte müssen nicht nur ausreichen, die vorgefundene Herde zu weiden, sondern auch mit brennendem Eifer vorzudringen, dem Herrn weitere Scharen von Jüngern zu werben.

Dazu kommt eine weitere, unumgängliche, bis heute noch nicht in Angriff genommene Arbeit. Die Kuliauswanderung hat auch Tschota-Nagpur und nun auch unsre Kolschristen ergriffen. Schon in früheren Zeiten verließen viele arme Kols Haus und Land, um das man sie betrogen, und zogen als Tagelöhner in die Fremde. Die Neigung wird geschickt durch „Agenten in Menschen" genährt. Ich traf mit einem solchen Unterhändler zusammen und kam in ernste Unterhaltung mit ihm, einem Juden aus Rumänien, der seit Jahren den schwunghaften, einträglichen Handel in Tschota-Nagpur betreibt und jährlich Tausende meist in Theeplantagen versendet. Bis jetzt hat es sich noch günstig getroffen, daß die Kolschristen unter diesen Kulis zusammen-

halten konnten, auch weiter günstig, daß die Uraos unter ihnen zumeist auf Theeplantagen in Asam, die Mundaris dagegen in der Umgebung von Dardschiling mit mehrjährigen Verträgen untergebracht sind. Man könnte sie nach mancher Seite mit unsren „Hollandsgängern“ vergleichen, wenn auch ihre Lage eine ungünstigere, unselbständigere ist. Dort in der Fremde, unter Leuten auch einer andern Sprache, entwöhnen sich bald die jungen Christen ihrer heimischen Gottesdienste, der christlichen Zucht und Ordnung. Einem Rückfall ins Heidentum steht Thür und Thor offen. Es ist unsre ernste Pflicht, daß die Mutterkirche in Tschota-Nagpur diesen ihren Söhnen und Töchtern in die Ferne seelsorgerlich nachgehe, zu dem einen Teil einen des Urao, zu dem andern einen des Mundari sprachkundigen Sendboten abordne, der die dort zerstreuten Kulis, ihre einstigen Gemeindeglieder, zu Gemeinden sammele und damit in ihrem christlichen Glauben festhalte. Die Leipziger Mission unter den Tamulen, bei denen auch die Kuliauswanderung Platz gegriffen, ist bereits in Erfüllung der gestellten Aufgabe mit nachahmenswertem Beispiel vorangegangen. Ihr Superintendent Kabis erzählte mir von einer Visitationsreise, die er das Jahr zuvor zu den nach Barma ausgewanderten und daselbst in Gemeindlein gesammelten Tamilchristen gemacht.

Eine dritte, sich aufdrängende Arbeit ist schon angedeutet. Eigentliche Zenanamission ist unter den kastenlosen Kols nicht erforderlich. Wohl aber, je mehr christliche Sitte in den Gemeinden sich festsetzt und auch in den Häusern und Familien Boden gewinnt, wird die Hülfe der Diakonisse als Gemeindeschwester, als Krankenpflegerin, in der Schule drängender. Das muß der Mission als Ziel vorschweben, die Kolsmädchen und Jungfrauen für diesen apostolischen Gemeindedienst heranzubilden. Lehrerin dafür kann nur die bei uns daheim geschulte Diakonisse sein, sie selber dann für

ihre Schwestern in den Kolsgemeinden ein Vorbild alles dessen, was Christus von der ebenbürtigen Genossin des Mannes für das Gemeindeleben fordert.

Wird unsre deutsche, evangelische Kirche dem drängenden Ruf aus dem fernen Kolsgebiete: „Komm hernieder und hilf uns" entsprechen, entsprechen können? Daß man doch solche Fragen nicht vor einem evangelischen Volke aufwerfe, das täglich betet: Dein Reich komme, und das von Jugend auf gelehret sein soll, daß der wahrhaftige Beter dieser Bitte mit ihr im Geist und in der Wahrheit vor seinen Herrn hintritt: hier bin ich, sende Du mich, wenn du mich als ein Werkzeug brauchen kannst, daß Dein Reich komme. Wahrlich, an Söhnen und Töchtern gebricht es unserm Vaterland in keinem Berufe; im Gegenteil! Allüberall sehen wir so unendlich viele müßig am Markte stehen und den ganzen Tag ausschauen, ob denn niemand sie dinge zu lohnendem Erwerb. Ist denn nur unsre teure, evangelische Kirche eine kinderarme Mutter, die wohl geheißen ist den Herrn der Ernte zu bitten, daß er Arbeiter in seine Ernte sende, aber diese Arbeiter selbst nicht stellen kann, weil sie ihre Söhne und Töchter nicht also geschult und mit weltüberwindendem Glauben ausgerüstet, sich freiwillig zu stellen, um sich senden zu lassen, wo der Herr der Ernte sie braucht?

Wenn aber — gebe Gott — unsre evangelische Kirche sich in ihren Jünglingen und Jungfrauen so stark und kräftig erweist, die nötige Zahl zu stellen, um die kleine Schar unsrer Sendboten unter den Kols zunächst zu verdoppeln, wird sie auch die Mittel zur Ausrüstung, zum Unterhalt der vergrößerten Schar denen darbieten, welchen die Leitung der Mission anvertraut ist? Mit andern Worten: kann und will die heimische Missionsgemeinde ihre bisherige Aufwendung verdoppeln? Ist nicht der Bogen der Ansprüche auf allen Gebieten der äußeren und inneren Mission so

straff gespannt, daß jede weitere Anforderung ihn zum Reißen bringt? Daß man doch mit solchen ängstlichen Fragen das Reich Gottes verschone! An welche Aufgabe immer in all den zweitausend Jahren unser Herr Christus seine Jünger gewiesen ohne Beutel, ohne Tasche, ohne Schuhe, sie mußten ihm nach der Ausrichtung je und je zum Staunen der Welt bekennen: nein, Herr, wir haben nie Mangel gehabt. Es ist doch etwas Köstliches um jene Missionsgesellschaft drüben unter unsern Glaubensgenossen in England, die bei ihrer Jubelfeier als ein lebendiges Dankopfer den Beschluß faßte, fortan keinen Mann noch Frau aus Furcht vor mangelnden Mitteln zurückzuweisen, der sich zum Eintritt in die Mission melden und sich für den herrlichen Beruf als tüchtig erweisen würde. Die den Beschluß faßten, das waren eben Männer, welche die Gotteskraft an sich selbst erfahren: glaube nur. Diese weltüberwindenden Glaubenshelden haben ihr gelobtes Dankopfer all die Zeit dargebracht und sind darüber nicht zu schanden geworden. Wer an der Schwelle dieses Jahrhunderts unsern Vätern der evangelischen Kirche auf dem weiten Erdenrund gesagt haben würde, daß ihre Söhne am Ende des Jahrhunderts wöchentlich in freien Liebesgaben mehr wie eine Million Mark allein für die äußere Mission aufbringen und darüber ihre Zwillingsschwester nicht darben, vielmehr ihr mindestens die gleiche Summe darreichen werde, ganz gewiß, man würde ihn einen Narren gescholten haben, dessen Größenwahn in solchen ungeheuerlichen Zahlen zu Tage trete. Und nun soll eine Verdoppelung der Ausgaben für den einen kleinen Bruchteil unsrer blühenden evangelischen Missi on, für unsre deutsche Goßnermission ein unerschwingbares Ding sein! Mag das meinen, wer nur am grünen Tisch zu sitzen gewohnt ist und nichts ängstlicher hütet als seinen Beutel, wenn es sich um Dinge des Reiches Gottes handelt. Die fröhlichen, sorglosen Jünger

des Herrn haben andre Rechenkunst gelernt. Sie wissen und glauben, daß für alle gottgewollten Aufgaben Gott auch das nötige Gold in den Bergen hat wachsen lassen und daß uns nur obliegt, das kostbare Metall zu Tage zu fördern. Mag es auch im Schweiße des Angesichtes geschehen, was liegt daran? In treuer Arbeit erworbener Schweiß ist gesund dem, der sich auch an die Mühe des Sammelns und Bittens von der Gotteskraft getrieben weiß: Die Liebe Christi dränget uns also!





VI.

Benares.



In Benares! Vergebliche Mühe dürfte es sein, eine zweite Stadt auf dieser Erde namhaft zu machen von gleich tiefgründender, allumfassender Bedeutung für das Gemütsleben eines ganzen Volkes, und zwar in ungeschwächter Kraft seit Jahrtausenden, wie Benares für den Hindu. Von Kaschi (die glänzende, die Seele erleuchtende: so lautete in uralten Tagen der Name der gefeierten Stadt) sieht der Inder einen Lichtstrahl in seine fromme Seele dringen so leuchtender Art, wie er denn doch nicht für den Juden von Jerusalem, für den Mohammedaner von Mekka, für den Katholiken von Rom ausgeht. Wesentlich zu diesem geradezu einzigartigen Einfluß trägt der an Benares vorüberfließende Strom bei. Kein anderes Stromsystem hat auf die Entwicklung und den geschichtlichen Verlauf eines Volkes eingewirkt wie der Ganges. Niemals bildete auch dieser Strom eine Grenzmarke, als welche thörichterweise der Franzose so gern unsern Rhein angesehen wissen wollte. Längs den beiden Ufern war tief ins Land hinein von der Urväter Zeiten an bis zum heutigen Tage das Volk angesiedelt. Die Wasser des heiligen Stromes ziehen wie ihr

Herzblut durch seine Geschichte, wir hören sie vernehmbar rauschen durch seine Legenden und Sagen. Es ist dem Inder geweihtes Wasser, noch in anderer, viel seligerer Weise als etwa das Taufwasser dem Christen. Die Gottheit selbst naht sich dem Hindu geheimnisvoll und doch offenkundig in den trüben Fluten. Ein Bad in dem Strom reinigt von Sünden, ein Trunk seines Wassers heilet die Seele und in seinen Wellen und Wogen ruht sicher und wohlgehütet wie „in Abrahams Schoß" der Entschlafene und seine Asche. Der „göttliche Strom" trägt die Leiche und ihre verbrannten Überreste unfehlbar wie keine andere irdische Macht an die Pforte des Paradieses. Bis nach Ceylon hin schleppen Fakire und Wallfahrer ihre Krüge, die sie in Benares mit dem entsühnenden Gangeswasser gefüllt; es wird erzählt, daß der hochgefeierte Kaiser Kang-hi, unter seinem Volke in China in mancher Beziehung dem großen Akbar nicht unähnlich, sich bis nach Peking das Leib und Seele heilende Wasser habe bringen lassen. Als die sieben Rischis, den Göttern nahestehende Propheten und Priester, von denen die Brahmanen ihren Ursprung herleiten, einst von Wischnu einen sicheren Pfad der Erlösung sich angeben lassen wollten — so berichtet eine alte Legende —, da formte er einen Linga in strahlender Pracht. Anfänglich klein, reckte das widerliche Gebilde sich aus, daß sein Halbmesser zehn Meilen betrug, das war Kaschi, mitten in der Ebbe und Flut umgebender Gewässer eine feste Stätte. Wischnu hielt dieselbe für zu eng zum Aufenthalt der sieben Götterpriester, und so schuf er um Kaschi als dem heiligen Mittelpunkt die Erde. Auf gleichen göttlichen Ursprung weiset der Ganges hin, der mit wunderwirkendem Wasser Kaschi bespült. Der Strom ist eine Flußgottheit, einst aus Thränenbächen des Seiwa ins Dasein gelangt. In tausendjährigen Büßungen hat

Bhagaritha die gar sonderbar entsprungene Gottheit auf unsere Erde geleitet und ihre Quelle hoch oben in die Schneeberge des Himalaya verlegt, dorthin, wo an unzugänglichen Felsklüften Seiwas Götterburg steht. Von da stürzt aus schwindelnder Höhe Ganga, die vom Himmel herniedergekommene Göttin, in die Ebene hinab, sehnsuchtsvoll in unabsehbar langem Laufe durch das weite Land nach Benares zu gelangen und mit ihrem kühlenden Wasser den einstigen Linga zu netzen.

Wir sehen, die göttlichen Ursprünge von Stadt und Strom ragen hoch hinauf in eine längst entschwundene, geheimnisvolle Sagenwelt. Das ficht das indische Volk nicht an. Es lebt auch heute noch in diesem Paradiese seiner goldenen Kindheit; mit frommer Hand, mit zäher Kraft, für die uns andersgearteten Leuten selbst das Verständnis gebricht, wehrt es jeden Versuch ab, sich von der nüchternen Wirklichkeit des Alltagslebens das kostbare Vermächtnis aus der Väter Urzeit entwinden zu lassen. Es mag nicht leicht ein Kulturvolk gefunden werden, das den Unterweisungen der Geschichte so unzugänglich wäre wie das indische. Mit Zahlen, sei es der Zeit, sei es irgend eines irdischen Verhältnisses, spielt es auch heute noch wie ein Kind und wie ein harmloses, unbefangenes Kind, dem jeder Maßstab fehlt, lebt und webt das indische Volk wie traumumfangen in den aus fernster Vergangenheit überkommenen Gebilden, als ob es gestrige und heutige Geschehnisse wären. Was ihm seine Religionsbücher, seine gefeierten Dichtungen, die noch von Mund zu Mund gehen, von der Stadt und dem heiligen Strom in jahrtausendalter Überlieferung singen und sagen, das ist ihm Wahrheit, ja Wirklichkeit. Die Geschichte selbst hat sich dem unaustilgbaren Hang anbequemen müssen. Buddha — und gerade dieser Zug gehört zu den wenigen gutbegründeten

Überlieferungen seines sagenumwobenen Lebens —, nachdem ihm in den Wäldern von Uruvela, die mit ihrem Saum bis an den Ganges unweit des heutigen Patna reichten, unter dem Bodhibaum die Erleuchtung gekommen, Buddha ist zunächst nach Benares gepilgert, von da seine Predigt der Erlösung, so ganz andersartig als die vom heiligen Strom zu erlangende, ausgehen zu lassen. Weder er noch seine Nachfolger haben es vermocht, die Volksreligion von diesem ihrem Ursitz am Ganges zu verdrängen. Die gewaltige Woge des Buddhismus hat wohl geraume Zeit die heilige Stätte überschwemmt; als aber nach Jahrhunderten ihre Wasser verliefen, stieg auch das Festland des alten Hinduismus wieder unversehrt aus der Tiefe empor. In gleichem zähem Festhalten hat das Volk mit seiner von den Vätern ererbten Götterwelt die andere Sintflut überdauert, die mehr wie ein halbes Jahrtausend später ein zweites Mal das Stromgebiet und auch die heilige Stadt verheerte. Noch heute ragen über die Ghats die beiden schlanken Minarets der Moschee weithin sichtbar in die Höhe, die der ebenso gewaltthätige wie fanatische Aurangzeb, Schah Jehans Sohn und Thronerbe, aus den Mauertrümmern der von ihm zerstörten Hindutempel aufrichten ließ. Er war der Überzeugung, mit der brutalen That Seiwa den Dreizack für immer entwunden und an seine Stelle des Propheten Halbmond aufgerichtet zu haben. Seine Zeit vor zweihundert Jahren ist vorüber; nur die Moschee zeugt noch von der entschwundenen Pracht und auch Zwingherrschaft der Mohammedaner. Längst schon und mit ungebrochener Kraft ist aus den engen, winkeligen Gäßchen und seinen heimlichen Schlupfwinkeln der Hinduismus wieder hervorgetreten an den heiligen Strom, in die Hunderte von Tempeln, mitten hinein in das öffentliche Leben; auch heutzutage dieses Lebens Herzpunkt. Während

der argen mohammedanischen Überschwemmung hatte sich die Volksseele mit ihrem Götterglauben hinter die ungebrochene Kaste zurückgezogen wie die Schildkröte unter ihre harte Schale; mit zäher Lebenskraft hat sie darunter ausgehalten, bis auch dieser langandauernde Druck vorübergegangen war. Benares hat sich als eine stärkere Schutz- und Trutzburg der alten Volksreligion erwiesen als Konstantinopel und Jerusalem. Solch wiederholte Bewährung in guten und bösen Tagen vergißt ein Volk nicht. Noch höher in seiner Wertschätzung als Rom den Katholiken, Mekka den Anhängern des Halbmonds steht dem indischen Volk Benares. Bis zur Stunde ist Stadt und Strom der gefeiertste Wallfahrtsort für den frommen Hindu. In ununterbrochener Reihe seit Jahrtausenden nun schon pilgert das indische Volk dorthin nach dem heiligen Strom, von ihm größere Segnungen zu empfangen, als alle Wasser von Lourdes in unsern Tagen zu geben vermögen. Der hier erhaltene Segen bleibt an dem Wallfahrer zeitlebens haften. Bei meinem ersten Aufenthalt in Indien vor ein paar Jahren wurde mir in Valkeshwar, diesem „Klein-Banares" am Malabarhügel, ein etwa vierzehnjähriger Brahmanenknabe gezeigt, der selbst von seinen Eltern und Hausgenossen wie ein Heiliger gefeiert und verehrt wurde, weil er in frommem Eifer bereits eine Wallfahrt nach dem fernen Benares gemacht, im dortigen „goldenen Tempel" seine Andachtsübungen verrichtet und im götterentsprungenen Strom die vorgeschriebenen, umständlichen Waschungen vollzogen.

In Benares also! Als ob es nicht anders sein dürfte, gilt dem Strom der erste Besuch. Ein weiter Weg von dem Gasthofe im europäischen Bezirk mitten durch die Stadt bis nach dem entlegenen Ganges; er hätte noch

weiter sein können und wäre doch voll fesselndsten Reizes gewesen. Zunächst freilich eine bittere Enttäuschung! Von dem Glanz der gefeierten Kaschi keine Spur. Was sich an der langgestreckten Landstraße zu beiden Seiten von menschlichen Wohnstätten zeigt, sind nur elendeste Lehmhütten, von denen man nicht begreift, wie Menschen von der Geburt bis zum Tode darin hausen können; wir würden verlegen sein, unsere Haustiere darin unterzubringen. Es ist noch früh am Morgen vor Sonnenaufgang, die günstigste Zeit, das Leben am Strom zu beobachten. Trotz der frühen Stunde herrscht reges Treiben auf der Straße. Aus ihren Höhlen treten, noch schlaftrunken, die Insassen hervor und machen ihre Waschungen öffentlich ab, gewissenhaft wie ein Mohammedaner seine vorgeschriebenen Gebetsübungen vor aller Welt. Mit dem im schöngeformten Metallgefäße aufbewahrten Gangeswasser spült der Hindu sich den Mund aus, reinigt sich mit einem Holzstäbchen, dessen Fasern aufgefranzt sind, ungemein sorgfältig die Zähne; darauf beschränkt sich wohl die vorgeschriebene Waschung. Daran reiht sich die eingehendste Reinigung der vorhandenen, meist geschmackvoll aus Metall gefertigten Koch- und Trinkgefäße, allem Anschein nach die kostbarsten Gegenstände des dürftigen Hausrats. Wehe, wenn einer aus niedriger Kaste die geweihten Stücke berühren oder benutzen wollte! Die Landstraße wird belebter und belebter. Ich habe es gut getroffen: heute wird der Hochzeitstag Seiwas, ich glaube mit der Durga, gefeiert; an dem Feiertag ein Bad im Ganges ist besonders heilskräftig für Leib und Seele. So kommen sie aus weiter Umgegend in festlichen Gewändern nach der heiligen Stadt gezogen; ich habe mich nur dem Strom anzuschließen, um das Ziel sicher zu erreichen. Nun endlich, vorüber an den Tausenden und Tausenden, vorüber an den etwas lärmenden Aufzügen, wenn Freunde die

nur mit einem dünnen weißen Mousselin bedeckte Leiche, auf zwei Bambusröhren festgebunden, eiligen Schrittes nach der Verbrennungsstätte am Ganges tragen, damit der Tote auch noch an dem besonderen Segen des Tages teilnehme. Nun endlich am Ganges! Es gelingt noch, das letzte Boot zu mieten, das mich längs den Ghats am linken Stromufer entlang zu rudern hat. Es sind das große, schwerfällige Boote mit erhöhtem Deck, auf dem sich nur ein paar bequeme Bambussessel befinden, eine vorzügliche Fahrgelegenheit, das fesselnde Schauspiel in Muße zu betrachten, zumal für den, der allein über ein solches Boot mit der Abmachung verfügt, an jeder beliebigen Stelle zum Besuche der angrenzenden Tempel landen zu können.

An jedem Frühmorgen meines Aufenthaltes in Benares machte ich eine solche stundenlange Bootfahrt, an keinem mit größerem Genuß als an diesem ersten Festtage. So viele Frauen wie an diesem Tage habe ich nicht wieder zum Bade gehen sehen. Die reichen und vornehmen unter ihnen in kostbaren, dicht verhüllten Sänften, die in eigens dazu über dem Wasser aufgeschlagenen Zelten getragen wurden und deren Insassen somit dem Anblick entzogen waren; Tausende und aber Tausende nahten aber offen und unverhüllt und boten in ihren farbenprächtigen Festgewändern bei dem strahlenden Sonnenschein des indischen Himmels einen ungemein schönen, schier bezaubernden Anblick, als ob ein indisches Märchen mitten hinein in holde Wirklichkeit getreten wäre. So zogen sie, sittsam in ihre buntfarbigen, meist seidenen Gewänder gehüllt, in langen Reihen die breiten, steinernen Freitreppen hinab zum Wasser, so stiegen sie die Stufen in den heiligen Strom hinein und tauchten in dem sündentilgenden Wasser unter; sie und ihre Gewänder und all der oft wertvolle Schmuck, mit dem Hals und Arme und Hände und Füße überladen sind. Woran

ihr Herz hängt, erhält so auch sein Teil an den Segnungen des Wassers. Sind die religiösen Waschungen vorüber, die bei den Frauen kürzer ausfallen wie bei den Männern, entsprechend ihrer niedrigen Stellung und dem geringeren Maße der Teilnahme an den Segnungen des Stromes, dann kommen die Mädchen an die Reihe. Während bei den Knaben der Vater Lehrmeister ist, unterrichtet die Mutter ihre kleinen Töchter im kunstgerechten Untertauchen und wie das Naß mit den Händen zu schöpfen und zu schlürfen ist, damit auch Mund und Magen ihr weihevolles Teil den Satzungen gemäß abbekommen. Mit alle dem ist der Festfreude am Strom, ein so seltener Genuß für die armen Frauen, noch nicht genug gethan. Sie sind nun doch, auch an Seiwas Hochzeitstag, etwas hausbacken, die frommen Hindufrauen; der heilige Strom muß es sich gefallen lassen, als eine Art Waschbütte zu dienen, in der mitgebrachte Wäsche und andere Haushaltungsgegenstände an dem Feiertage einer gründlichen Reinigung unterzogen werden. Warum ist auch das Wasser und sein lehmiger Bodensatz so kräftig, jegliche Unreinheit Leibes und der Seele wegzunehmen! Zumal die Koch- und Trinkgeschirre, die nach den strengen Ordnungen der Kaste eine gar wichtige Rolle spielen, werden blitzblank gescheuert, dann mit Gangeswasser zum häuslichen Gebrauch gefüllt und sorgfältig heimgetragen, oft weithin ins ferngelegene Dorf.

Stundenlang währt die fesselnde Fahrt. Auch die heraufkommende sengende Sonnenglut, wider die es sich mit Solahut und Schirm zu schützen gilt, ist doch nicht imstande, das rege Interesse an dem ungewöhnlichen Schauspiel zu erschlaffen. Das rechte, südliche Ufer, über dem die Sonne ihre heiße Bahn zieht, ist flach, öde, menschenleer. Das andere Ufer liegt ziemlich hoch, und hier drängt sich wohl 4—5 Kilometer entlang Palast an Palast, Tempel

an Tempel, Heiligtum an Heiligtum. Sie finden nicht alle oben auf der Uferkante Platz, da und dort, auf starke Unterbauten gestützt, stehen der Böschung entlang, eng zusammengedrängt, indische Tempel mit reicher Steinarbeit und hochragenden Dachaufsätzen. Aber der lehmige Boden, durch Überschwemmungen unterspült, hat an vielen Stellen nachgegeben und ist in das gewaltige Strombett gesunken; mit ihm, was er an mächtigen Prachtbauten getragen. Das festgefügte Mauerwerk hat den Sturz überdauert und ragt, eine ergreifende Ruine, mit seinen schönen Erkern, mit seinen kunstvollendeten Pavillons aus dem trüben, schlammigen Wasser, nun ein so starker, gewaltiger Rost, daß auch der Strom ihm nichts anthun kann, einen Schutzwall bildend, daß auf der Höhe neue, gesicherte Paläste entstanden sind. Denn alle die frommen Radschas wollten und wollen zum Teil noch am heiligen Strom eine Wohnstätte besitzen für bestimmte Festzeiten, zumal aber wenn das Alter und die Stunde des Sterbens naht. Die Paläste und Tempel stammen nicht aus alter Zeit, zeichnen sich nicht durch hervorragende, volkstümliche Kunst aus. Das fanatische Regiment des Aurangzeb und seiner gleichgesinnten mohammedanischen Nachfolger hat zu stark unter den alten Tempeln aufgeräumt; was eine spätere Zeit an ihre Stelle gesetzt, ist minderwertig und würde noch dürftiger erscheinen, wenn es nicht in der Sonnenpracht des indischen Himmels und in seiner klaren, durchsichtigen Lichtfülle bezaubernd aufleuchtete. Von der Höhe herab und da und dort sich um eingebaute Tempel und Tempelschreine windend, steigen zum Teil prächtige Freitreppen (Ghats) — man zählt ihrer 47 — zum Wasser herab, sie alle von früh am Morgen bis in die sinkende Nacht von Tausenden und Tausenden belebt, Einheimische aus der Stadt, Pilgerzüge bis von den Endpunkten Indiens. Wir sind ja hier

an der Hochburg des Hinduismus und an der Stelle, wo er in seiner starrsten, zähesten Gestalt, an der Jahrtausende eindruckslos wie ein Tag vorübergehen, in die Erscheinung tritt.

Da stehen sie im Wasser, die frommen Hindus, und verrichten ihre umständlichen Waschungen und Betübungen. Eine solche Übung kunstgerecht zu machen, ist nicht leicht; das Fingerspiel in streng geordneter Weise während des Betens ist weitläufiger, für den Fremden unverständlicher als das Beten eines Mohammedaners. Und dazu all die peinlich beobachteten Vorschriften des Untertauchens, des Schlürfens vom heiligen Wasser, unangefochten, ob dicht nebenan die Hindufrau mit dem aufgewühlten Schlamm ihre Trinkgefäße scheuert, oder die Asche des Scheiterhaufens mit den nicht völlig verbrannten und verkohlten Leichenresten in den Strom ausgeschüttet wird. Der Hindu schlürft das heilige, schier ekelhafte, dickschlammige Schmutzwasser, andachtsvoll überzeugt, daß er von den Tropfen in zauberischer Weise an Leib und Seele gesunde. Seine hochgehaltene Brahmanenschnur legt er beim Bad nicht ab; während er bis an die Hüften im Wasser steht, wird auch die Schnur, in seinen Augen viel wertvoller als die reichste Ahnentafel und das älteste Wappen bei uns, sorgfältig und unter mancherlei Betformeln verschiedenen Waschungen unterzogen, als ob sie ein belebtes Wesen wäre. Weit ins Wasser hinein sind auf Holzböcken Bohlen gelegt. Auf ihnen sitzt stundenlang mit untergeschlagenen Beinen der fromme Pilger, nachdem die Waschungen vorüber, in scheinbar tiefe Betrachtungen versenkt, die ihn freilich nicht abhalten, gleich wieder mit dem Nachbar zu plaudern oder dem Fremdling nachzusehen, der mit seinem Boote langsam an ihm vorübergleitet. Neben ihm hockt unter einem mächtigen Sonnenschirm, wie ihn bei uns Gemüseweiber auf

dem Markt aufspannen, der Fakir mit ungekämmtem, wüstem Haar, fast völlig unbekleidet, und Männlein und Weiblein hören seinem Gerede zu. Dort wieder steht regungslos wie ein Storch auf einem Beine ein Asket, den einen Arm kerzengerade in die Höhe gereckt, das stiere Auge auf den Strom gerichtet; als ich nach mehr wie einer halben Stunde wieder an die Stelle kam, stand das menschliche Lineal noch ebenso da wie vorhin; nichts schien ihn von der umgebenden kunterbunten Welt zu berühren.

An ein paar Stellen stieg ich ans Land. Zunächst am Kedarnath-Tempel. Weil mein Schuhwerk vom Leder der Seiwa heiligen Kuh sein könnte, verwehrt man mir den Eintritt, ist aber doch bereit, gegen ein besonders hohes Backschisch diese Tempelschändung begehen zu lassen. Auf dem ersten Absatz des schönen, hohen Ghats ist ein kleiner Teich voll Schlammwasser und einer Unzahl winziger Frösche; das schreckt die Leute nicht ab, von dem ekelhaften Wasser zu trinken, denn es ist der Gauri, dem Weibe Seiwas geweiht, und die gütige Göttin will mit demselben Fieber heilen. Um den schmutzigen Trog hocken Mütterchen, vor sich einen widerlichen, aus Lehm gekneteten oder Stein gefertigten Linga, dessen vermeintliche Glut sie mit Gangeswasser kühlen und den sie unter langwährenden Gebetformeln mit Blumen bekränzen. Mitten auf dem Weg hat man aus Lehm flach, roh die Gestalt des Seiwa in Überlebensgröße geklatscht, wie der Bäcker bei uns um die Weihnachtszeit in ungefügen Gestalten sein Backwerk formt. Weiter! Wir steigen über Felstreppen nach dem unter prächtigen Mangobäumen versteckten Nepaltempel im Stil einer chinesischen Pagode. Es ist ein kleines Kunstwerk zumal der Holzschneidekunst in den Zieraten; aber diese sorgfältig ausgeführten Darstellungen so unsittlicher Art, wie sie auch die verwegensten Lichtbilder unsrer Tage nicht her-

zustellen wagen. Und diese Gemeinheiten sind Tempelschmuck, auf die der Wächter ebenso aufmerksam macht wie bei uns daheim in römischen Kirchen Heiligenbilder gezeigt werden. Das Innere des kleinen Tempels, der sich nur an Festtagen öffnet, birgt — durch eine Fensterspalte sichtbar — einen riesenhaften, aus Bronze gefertigten Linga, in dem öden, düstern Raum der einzige gottesdienstliche Gegenstand: widerwärtig, grauenhaft! Weiter, nur rasch weiter! Die nächste Haltestelle lasse ich den Jalsain Ghat sein, dicht an der Leichen-Verbrennungsstätte. Ein schauerlicherer, abstoßenderer Ort kann kaum gedacht werden; könnte man doch all unsere modernen Schwärmer und Fanatiker dieser heidnischen Bestattungsweise verurteilen, auch nur einen halben Tag hier auszuhalten! Aber es wäre nun doch ein recht unchristlicher, liebloser Wunsch. Da hat man eine Bambusbahre mit der darauf gebundenen, in dünne Mousselin eingehüllten Leiche bis dicht ans Wasser herangeschoben; das schmutzige Schlammwasser soll erst ein paar Stunden die starren Füße benetzen. Der Ockerstrich längs der ganzen weißen Mousselinhülle zeigt männiglich an, daß der Verstorbene ein Seiwaverehrer gewesen. Dort am Abhang der Böschung sind ein paar Leichen abgeladen; es müssen wohl ganz arme Leute gewesen sein, um die sich niemand kümmert. Stundenlang liegen, kaum bekleidet, die starren Menschenleiber in der Sonnenglut da, wie ein Metzger den Inhalt seiner Karre auf die Fleischbank wirft. Die rohen Knechte haben den Scheiterhaufen zurechtgelegt; aber nun hadern sie miteinander, welche Leiche zuerst, weil für sie am meisten geopfert wurde, verbrannt werden soll. Nachdem der Streit beendigt, packt der eine die Arme, zwei andre die Beine, und so wird die Leiche auf das Holz geschleudert, als ob sie selbst Holz wäre, zurechtgeschoben, daß die Gliedmaßen nicht allzusehr abstehen, weitere Holz-

stücke darüber geschichtet und nun kommt der Sohn, in weißes Linnen gehüllt, eine brennende Fackel in der Hand, umschreitet langsam siebenmal den Scheiterhaufen und zündet ihn dann an. Sobald er sich überzeugt, daß der Holzstapel Feuer gefaßt, entfernt er sich mit den anwesenden Freunden; im Gänseschritt, einer hinter dem andern, gehen sie auf schmalem Fußsteig um alle Ghats, um dann im Hause des Verstorbenen am Leichenschmaus sich gütlich zu thun. Unterdessen schmort einsam und verlassen die Leiche auf ihrem Scheiterhaufen; die starren Glieder recken und strecken sich in abschreckenden Verzerrungen, als ob ihnen die feurige, schwelende Glut unheimliches Leben einhauche. Einzelne Teile sind verkohlt; der schwarz gewordene, grinsende Kopf widersteht am längsten. Noch nach zwei Stunden konnte ich eines Morgens bei der Rückkehr eine auf dem beinahe zusammengebrannten, feucht gewesenen Holze sich windende Leiche noch erkennen. Ist nun endlich das Feuer verglommen, dann wird die Asche zusammengekehrt und in Körben in den Strom geschüttet. Und dicht nebenan stehen die Badenden, Männer und Frauen! Das gräßliche Schauspiel ficht sie nicht an; sie schlürfen das heilige, mit Leichnamasche durchsetzte und durchschmutzte Wasser.

Unweit der entsetzlichen, tagsüber in Rauch gehüllten Stelle ist eine besonders heilige Stätte. Zu Hunderten stehen Pilger am Gitterwerk einer breiten, tiefen Lehmgrube, aus deren schlammigem Boden schmieriges Grundwasser hervorsickert. Mit diesem Schlamm sich reinigen, von diesem trüben Wasser schlürfen, das entsühnt alsbald auch von den größten Verbrechen. Ob wie bei Tetzels Ablaßzetteln auch noch zu begehende Verbrechen im voraus gesühnt werden, konnte mir niemand sagen; aber auch so machte es einen eigentümlichen Eindruck, anzunehmen, daß, was man da im Schlamme waten und hantieren sieht, Räuber und Mörder

und ähnliches Gesindel ist. Ich steige die breite Treppenflucht ganz hinauf. Vor einem kleinen Tempelschrein steht ein widerlicher Fakir, mehr tier- wie menschenähnlich, das wirre Haar in langen Strähnen herunterhängend, nur mit dem armseligsten Tuchfetzen als Feigenblatt bekleidet, das ganze Gesicht, der ganze Körper mit Asche bestreut und beschmiert, die er von verbrannten Dungfladen einer heiligen Kuh gewonnen. Das Scheusal will auch mir — natürlich gegen ein Almosen — von der widerlichen Asche zu essen geben wie den frommen Hindus zu meiner Seite. In der Nähe des Tempelschreins sitzt vor seinem eigenen schmalen Häuschen — eigentlich nur eine einzige, bescheidene Kammer; aber sie ist doch in der Nähe des Heiligtums und der Insasse kann von ihr aus alle Tage und Stunden den Ganges sehen — ein alter, ehrwürdiger Hindu mit dem frischen Ockerstreifen auf der Stirn und vor ihm liegen die Sanskritblätter, in denen er eifrig liest. Nur in Benares habe ich solche Schriftgelehrten, in der uralten heiligen Sprache forschend, auf offener Straße angetroffen. Die Straße und was darin auf und nieder flutete, war für ihn nicht vorhanden, entrückte ihn nicht aus seiner längst entschwundenen Traumwelt, so wenig wie die von seinem Sitze aus im fernen Osten sichtbare „Dufferin-Brücke“ über den Ganges, deren Erbauung über den heiligen Strom die frommen Hindus als ärgsten Frevel ausgegeben, den die göttliche Ganga als ein ihr auferlegtes Joch bitter rächen werde.

Am berühmten Dasaswamedha Ghat, einem der fünf gefeiertsten heiligen Orte hier am Strom, verlasse ich das Boot und wage mich hinein in das scheinbar unentwirrbare Gewinkel der alten heiligen Stadt. In keinem Ghetto der Welt sind die Häuser so zusammengedrängt, ineinander geschachtelt wie hier; um auf dem kostspieligen Grund und

Boden möglichst vielen Unterkunft zu bieten, ragen sie fünf und sechs Stockwerke in die Höhe. Mit unwiderstehlichem Verlangen zieht es zahllos viele Hindus aus dem ganzen Lande, wenn sie alt werden, nach der heiligen Stadt, damit nur ja ihre Asche dermaleinst gerade hier in den Ganges gestreut werde. So sehen wir von allen Endpunkten der Erde fromme alte Juden in rührender Anhänglichkeit nach Jerusalem, in das ihnen verloren gegangene Land ihrer Ahnen pilgern, um daselbst an geweihter Stätte „zu ihren Vätern in die Grube zu fahren“. Die meisten Gäßchen in diesem Stadtteil unweit vom Ganges sind so schmal, daß kein Wagen hindurch kann; es war wie ein Gang durch die engsten Gäßchen in Venedig, stellenweise als ob man mitten hinein in das Wirrsal der Durchgänge in Kanton versetzt wäre. Von einem Besuche dieser Gassen und Gäßchen sollte man sich nicht abschrecken lassen. Mag denen, die da lebenslang hausen, der Anblick eines vereinzelten Europäers etwas ungewohnt sein, so ist mir, selbst in der Abenddämmerung, nichts Arges oder Lästiges widerfahren. Der Hindu ist in seinem Wesen milde. So zähe er an seiner Religion festhält, ist von fanatischen Ausbrüchen im Alltagsleben nichts zu bemerken; auch die Menge wird sich gegen den einzelnen wißbegierigen Fremden keine Ausschreitungen zu schulden kommen lassen, nicht hier in Benares, ich glaube nirgendwo in Indien.

Nachdem ich angefangen, in dem Gäßchengewirr mich allein, wie es meine Gewohnheit ist, zurechtzufinden, stieß ich oft unerwartet auf einen abgelegenen Tempel mitten zwischen den Häusern von hoher Schönheit in nebensächlichen Bronce-Reliefs, wie ich sie vergeblich in den gefeierten Tempeln an den Ghats gesucht. Oder ich trat auf freundlich gewährten Einlaß in den Hofraum eines nach der Straße hin unscheinbaren, hochragenden Hauses und war

überrascht, plötzlich in die Stille, aber auch in die lichte Pracht der nach dem Hofe offenen Wohnhallen eines indischen Radscha zu gelangen. Weite, breite Altane zogen sich im ersten Stockwerk um die in kostbarem Mosaik und dem feinen Schnitzwerk mit seiner reichen Ornamentik in Sandelholz ausgelegten Gelasse; vom Hofe herauf ragten üppige, tropische Gewächse, deren Blüten den ganzen Raum mit Wohlgeruch erfüllten; da und dort plätscherten Springbrunnen, in großen Käfigen tummelte sich eine farbenbunte Vogelwelt, ja selbst junge Tiger und Affen bewegten sich hinter starken, eisernen Gittern. Es war, als ob man wie durch Zauberschlag aus der engen Stadt in eine entlegene farbenprächtige, lichtdurchglühte Landschaft des schönen Indiens versetzt wäre. Am ersten Tage bot sich unaufgefordert ein Schutzmann an, mir durch das Menschengewühl Bahn zu den Haupttempeln zu machen. Wie in Italien und Spanien den Heiligen an den Häusern Standorte mit ewigen Lämpchen davor hergerichtet sind, so stößt man hier auf Schritt und Tritt hinter eiserner Umzäunung auf das ekelhafte Sinnbild des Seiwa. In Scharen nahen Frauen, den steinernen, widerlichen Linga mit dem eben aus dem heiligen Strome geschöpften Wasser zu besprengen, um seine heiße Glut zu kühlen, und dann streuen sie auf den triefenden Stein Reiskörner, mehr noch frische, duftende Blumen, zumeist die gelbe, volle Blüte des „Mariengold“ (mary gold; der botanische Name ist mir entfallen), von der auch reiche Opferspenden, ganze Körbe voll, der schmutzige Ganges von den Badenden empfängt. Ein naives, noch auf niedriger Stufe stehendes Volk mag wohl ohne merkbaren Eintrag seiner Sittlichkeit in derartigen religiösen Übungen Starkes leisten und auch aushalten; aber in jahrtausendelanger Übung unsittlichen Brauches büßt denn doch ein Volk auf einer gewissen Kulturstufe die Harmlosigkeit

des Naturzustandes ein. Das heutige Indien hat sie offenkundig längst schon eingebüßt; in welch hohem Maße, durch solche Schaustellungen und ihre gottesdienstliche Verehrung gefördert, darüber werden einem von durchaus glaubwürdiger, kundiger Seite tief bedauernswerte Enthüllungen gemacht. Auf die kläglich erniedrigte Stellung der Frau wirkt unbedingt solch religiöser Brauch mit seinem argen Sinnenreiz ein. Nicht einmal zu dem Ärgsten, was da mitgeteilt wird, gehört, daß in einer bestimmten Kaste (die vier Hauptkasten zersplittern in Tausende von scharf gesonderten Nebenkasten) alle Mädchen nach den Satzungen dieser Kaste der erwerbsmäßigen Unzucht verfallen sind, die dann in weiterer Folge nicht den geringsten unehrenhaften Makel oder Schatten auf die Unglückliche wirft. Ihr Gewerbe gilt als ebenso sittlich berechtigt wie, daß in der Nebenkaste alle Männer Schmiede oder Schuhflicker sind.

In den hochgepriesenen „goldenen Tempel" im allerengsten Straßengewirr darf der Nichthindu nur durch eine schmale Mauerspalte hineinlugen; was ich zu sehen bekam, weckte kein Gelüste, das Innere zu betreten. Bis über die Tempelschwelle kann der Fremde in dem nahegelegenen Kuhtempel, der Göttin des Überflusses geweiht, vordringen, vorausgesetzt, daß es ihm gelingt, sich durch den Bienenschwarm von Pilgern und Bettlern hindurchzuarbeiten, unter denen die Priester und die abstoßendsten Fakirs die zudringlichsten sind, zudringlicher noch als die zahlreichen Blinden und Krüppel, welche den heidnischen Tempel den ganzen Tag über umlagern. Auf einer dichtgedrängten Judenbörse kann es beim plötzlichen und unerwarteten Steigen und Fallen der „Papiere" nicht toller und lärmender zugehen als hier im Innern des heidnischen Tempels. Weil ich mich weigere, mich meines ledernen Schuhwerks zu entledigen, muß ich am Eingang Halt machen; ich gewinne

aber doch einen Überblick über das, was hier von Götzendienst geboten wird. An der einen Längsseite im Tempel selbst stehen wohlgenährt die heiligen Kühe, die sich die reichlichen Opferspenden und das träge, müßige Dasein schmecken lassen. Man schämt sich ordentlich als Mensch vor den unvernünftigen Tieren, die so glotzig in das Treiben zu ihren Füßen dreinstieren. Wenn das dumme Vieh die ihm wie einem Götzen erwiesene Huldigung begreifen könnte! Und daß diese armseligen Heiden sich selbst um seinen Unrat reißen, den sie an der Sonne trocknen, dann verbrennen und mit der widerlichen Asche sich den Körper einschmieren, ja selbst die verbrannten Überreste verschlucken. Außer den heiligen Kühen, die dazu beitragen, den Tempel zu einem übelriechenden Stall zu wandeln, befinden sich hier noch ein gepriesenes, in reinem Silber getriebenes Standbild des Ganesa, des Erstgebornen von Seiwa und seiner Parvathi, mit seinem widerlichen, ungeheuerlichen Elefantenkopf, die weiteren Götzenbilder des Hanuman und auch der Gauri, der man, nicht zu ihrer Verschönerung, an ihre breite Stirn eine steinerne Büchse zur Aufnahme von Opferspenden an Reis und Geld befestigt hat. Auch diese abstoßenden Götzenbilder ebenso wie die Kühe sind den ganzen Tag über jahraus jahrein von Tausenden umschwärmt und gefeiert.

Man hält nicht lange aus, nicht in der übelriechenden, heißen Tempelluft, noch weniger in dem schweren Gepressen über solch heidnisches Unwesen, das einen auf Schritt und Tritt anstiert und sich wie ein beklemmender Alpdruck auf Herz und Gewissen legt. Das arme, durstende Volk an seinen selbstgegrabenen, durchlöcherten Brunnen und wir an der lebendigen Quelle, und zwar mit der unabweisbaren Schuld, auch unter diesem Volk unserm Herrn Jünger zu

werden, daß er sie erquicke! Weg, nur weg aus dem Götzentempel und seiner zwiefachen Stickluft! Aber in der Stadt können wir so rasch nicht heraus aus dem argen, beklemmenden Bannkreis. Es ist auch gut so, um den vollen Jammer heidnischen Unwesens zu kosten. Der drückt den Stachel ein, ist man erst wieder daheim, unermüdlich die Glaubensgenossen zum Erbarmen mit denen aufzurufen, für die Christus ebenso gewiß wie für uns zur Erlösung in die Welt gekommen.

Draußen am Ende der Stadt steht der berühmte, vielbesuchte, nicht unschöne „Affentempel", dicht an einem stillen, prächtig von Marmorquadern eingefaßten Teich, zu dessen klarem, stillem Wasser die badenden Pilger auf breiten, den vier Seiten entlang sich hinziehenden Stufen steigen. Der Tempel lehnt sich an einen Tamarindenhain, von dessen hochragenden Zweigen oft in langen Schwärmen Affen in den Tempelhof herübersteigen. Sie wissen sich da so gut gepflegt wie die Kühe in dem eben von uns verlassenen Tempel; sie sind dreist und zudringlich wie die Priester, die ihr Trinkgeld von den Besuchern in Form von zum Kaufen angebotenen Nüssen und Mandeln für die geschwänzten Tiere zu erpressen verstehen. Das Heiligtum ist der blutdürstigen, wilden Gemahlin des Seiwa, der Durga, geweiht; sie thront in dem Tempel, an diesem Tage gerade mit einem langwallenden roten Kleide angethan und mit glitzerndem Geschmeide überladen. Sie besitzt hier einen reichlich ausgestatteten Kleider- und Wäscheschrank, wie ich ihn auch zumal in spanischen Kathedralen für irgend eine gepriesene Marienstatue vorgefunden habe. Durga allein bekommt noch blutige Opfer. Jeden Tag wird ihr ein Ziegenbock geschlachtet; ist ein Fremder zum Zahlen bereit, so findet er die Priester zu jeder Stunde willig, vor seinen Augen ein weiteres ausgemergeltes Opfertier sich vor

der Göttin verbluten zu lassen. Unweit von diesem Tempel hauset der bei lebendigem Leib schon wie ein Gott gefeierte Sri Bhashkarand, von allen Menschen auf Erden augenblicklich von den Hindus als der gottähnlichste gepriesen. Einer seiner zahllosen Verehrer hat dem heiligen „Übermenschen“ einen prächtigen, mit allen Reizen tropischer Pflanzenwelt ausgestatteten, gut unterhaltenen Garten zum Geschenk gemacht; seit Jahrzehnten — fast so lange wie der unfehlbare vermeintliche Stellvertreter Christi im Vatikan und seinen prachtvollen Gärten „weltabgeschieden“ lebt — hat der Heilige diese Stätte nicht verlassen. Am Eingang des Gartens steht ein kleiner Tempel, dessen Inneres nur das Marmorstandbild des Heiligen in sprechender Ähnlichkeit zeigt und zwar in Lebensgröße mit untergeschlagenen Beinen und genau in der Haltung, wie Buddha dargestellt wird. Frische Blumen vor dem Götzenbild zeigen, daß man ihm heute schon Opfer gebracht. Am Ende des Hauptweges steht die lichte, offene Halle, in welcher der Heilige seine Tage und Nächte verbringt, wenn allein, nur in seine vom hohen Alter welk gewordene Haut gehüllt wie Adam vor dem Sündenfall. Ich konnte bei meinem Nahekommen bemerken, daß sein Diener — oder habe ich zu sagen: Priester? — ihm rasch einen weißen Lacken wie eine Art Feigenblatt um die Lenden legte. Zwei Beinamen, die der Halbgott trägt, deuten dem Kundigen die Stellung an, die er erklommen. Nach der Gemahlin von Brahma heißt er Sarasvati zum Zeugnis der hohen Kaste, daß er von den sieben Rishis, den Götterpriestern, abstamme und im Nordwesten des Landes am heiligen Strom seine Geburtsstätte habe. Der andere Beiname Swami besagt, daß er die vierte und höchste Lebensstufe eines Brahmanen erreicht und als „Zweimalgeborner“, nachdem er einen Enkel auf seinen Armen gehabt und dann

lange Jahre hindurch das Leben eines Waldeinsiedlers mit all seiner harten, qualvollen Askese geführt, den Sanyasi, den „Entsagenden“, zugezählt sei, ja unter ihnen eine besonders hervorragende Stellung einnehme, wir könnten etwa veranschaulichend sagen, unter ihnen Kirchenfürst geworden. Nun ist er über alle Satzungen der Kaste weit hinausgehoben, bricht darum auch dieselben nicht, wenn er sie übertritt. Er bringt kein Opfer mehr, kann ein solches vielmehr, wenn er so hoch wie unser Sri gestiegen, empfangen. Jeder Gefühlsäußerung, jedem Wünschen entrückt, geht er unbekleidet, schweigend umher, nur in Brahma versenkt. Auch darüber hinaus ist dieser „Übermensch“ gehoben. Er freut sich über den Besuch, er drückt ihm die Hand, legt ihm sein Fremdenbuch vor, immerwährend mit dem zahnlosen Munde lächelnd, der gutmütige Greis, dessen Benehmen ans Kindische streift. Mit Eifer zeigt er im Buche alle — es sind ihrer nicht wenige — Eintragungen aus Deutschland und läßt das Lichtbild des Kaisers bringen, das dieser ihm selbst gesandt habe. In Benares erzählte man, daß ihm Fürst Pleß das Bild bei seinem Besuche vor ein paar Jahren geschenkt. Die Gottähnlichkeit, in die man den Achtzigjährigen hinaufgeschraubt, scheint ihm nicht bange zu machen; er hat dafür das gleiche freundliche, kindische Lächeln wie für mein Wort, daß er mir nicht helfen könne, wie für meinen Wunsch, daß er den wahren Helfer, ohne den kein Mensch und auch er nicht zu Gott gelangen könne, finden möchte. Das lief alles eindruckslos an der welken Gestalt ab. Ein paar ihn umgebende Asketen, auch mein Dolmetscher, ein strenggläubiger Brahmane, hielten ärgerlich die Rede dem göttergleichen Heiligen gegenüber für anmaßlich und verwegen; den sanften, harmlosen Alten focht sie nicht an. Für jedes Wort hat er das gleiche, kindische Lächeln; immer wieder drängte er, den Namen in

sein Fremdenbuch einzutragen und bat, den Kaiser, der ihm sein Bild gesandt habe und den er unter seine Verehrer zu zählen schien, zu grüßen.

So tritt dem Missionsfreunde in Benares auch heute noch auf Schritt und Tritt wie wohl kaum an einem andern Orte Indiens das volle Heidentum des Hinduismus entgegen. Die alte, untergegangene Götterwelt taucht hier vor dem erstaunten Blick in ungebrochener Kraft auf; unter unsern Augen sehen wir die Heiden einen aus ihrer Mitte zur Götterhöhe emporheben, heute noch lebend unter ihnen, morgen schon in den Ring der Götter aufgenommen und wie einer von ihnen abgöttisch verehrt. Die Tausende und aber Tausende, die täglich aus dem ganzen Lande hier zusammenströmen, von Tempel zu Tempel, von Götzenbild zu Götzenbild pilgern und im Ganges ihre Sünden abspülen, sie bieten einen erschreckenden Beleg, wie tief und unerschüttert noch im indischen Volksgemüt das Heidentum, und zwar in recht abstoßender Gestalt, wurzelt. Jahrtausende sind wie spurlos vorübergegangen; die Zeit scheint ihren scharfen Zahn eingebüßt zu haben, mit dem sie an allem, was von der Erde ist, nagt. Und dies auch heutzutage noch, trotzdem die eisernen Schienenstränge und der elektrische Draht, das ganze äußere und innere Leben umgestaltend, das Land durchziehen, trotzdem unsere europäische Kultur ihre begehrliche Hand nicht nur in das Leben und Treiben, in Handel und Wandel der Städter ausstreckt, sondern auch schon ins Dorf, in die entlegene Hütte langt. Benares mit all dem, was es von ungebrochenem Heidentum birgt, steht als ein ungelöstes Rätsel vor dem Betrachter. Wir sehen uns aus der Wirklichkeit wie im Traume in eine Märchenwelt versetzt, vor ihr verwunschenes, ganz mit Dornen und Gestrüpp überzogenes Schloß, in dem alles in

unendlich langem Zauberschlaf gehalten ist, auch eine königliche Maid, die auf den Ritter harret, der sie zum Leben aufküssen soll. Wer wird der Held sein? Was hat die evangelische Kirche gethan, um die schlummernde Volksseele zum Leben zu erwecken, um in diese stärkste Hochburg indischen Heidentums eine Bresche zu legen? Weil es zu zweien Malen nun schon weder dem Buddhismus noch auch dem Mohammedanismus gelungen, den heidnischen Kult des Seiwa aus der umnachteten Seele des indischen Volkes an dieser seiner gefeiertsten Heimstätte zu verdrängen, sollen wir Söhne des Evangeliums unser Banner mit dem Kreuzeszeichen vor der noch jungfräulichen Burg senken und unverrichteter Dinge abziehen, weil unvermögend, den hier festsitzenden Feind zur Übergabe zu zwingen? Das sei doch wahrlich fern! Sind wir doch Streiter eines Glaubens, der die Welt überwunden hat, und von unserm Siegesherzog ausgesandt, auch dieser heidnischen Welt hier in Benares kund zu thun, daß sie von dem überwunden ist, dem sein Vater Gewalt gegeben über alles, was im Himmel und auf Erden ist. Es ist dem Missionsfreund eine helle Freude, in Benares Zeuge zu sein, daß unsere evangelische Mission nicht einmal gewillt ist, die Belagerung dieser Feste etwa aus taktischen Gründen abzubrechen. Dazu könnte sich wohl ein kluger Feldherr entschließen, weil er zunächst die nach moderner Befestigungsweise weit ins Land hinein vorgeschobenen Außenwerke nehmen will in der Überzeugung, daß ihr Besitz die Stadt unfehlbar zur Übergabe zwingt. Ist der Hinduismus, der noch stärkere Zwingherr, das Kastenwesen, landeinwärts erschüttert, zu Fall gebracht, bleiben infolge davon die Pilgerzüge nach dem heiligen Strom aus, dann wird es gar bald auch um dies Bollwerk des Heidentums geschehen sein. Wir sehen unsere evangelische Mission in Benares, auch in diesem Falle anders

wie die römische dortzulande, nach dem bewährten Grundsatz handeln, das eine zu thun und das andere darüber nicht zu lassen. In zielstrebiger, unermüdlicher Arbeit greift sie im ganzen Lande die Außenwerke des Hinduismus an und schiebt zugleich unverdrossen ihre Laufgräben in den felsenharten Boden um Benares vor. Es ist freilich eine unsagbar harte Arbeit, die auch Mutige verzagt machen kann. Trotz alledem dauert sie, die treue, evangelische Mission, bis zur Stunde aus, gar oft in sengend heißen Tagen mit einem Glauben wider Hoffen. Auch den versagt seinen treuen und frommen Knechten der nicht, von dem sie sich an diese Stätte ausgesandt wissen.

Die ersten am Platze, die scheinbar aussichtslose Belagerung in Angriff zu nehmen, waren vor langen Jahrzehnten nun schon die kühnen, glaubensstarken Bahnbrecher der evangelischen Mission in Indien an der Wende unsers Jahrhunderts, die Baptisten. Mag man auch gerade um ihrer Sonderlehre willen sich in klarer Bestimmtheit von ihnen geschieden wissen, so darf dies nicht die warme und dankbare Anerkennung für ihre hohen Verdienste auf dem Gebiete der äußeren Mission schmälern, um so weniger, da gerade auf diesem Gebiete zunächst sich nicht aufdrängt, was uns um des Evangeliums willen von ihnen scheidet. Zu einer Zeit (1793), da die Direktoren der ostindischen Compagnie „lieber eine Bande von Teufeln als von Missionaren in ihrem Gebiete sehen wollten", dringt doch schon der glaubensmutige Carey nach Kalkutta vor, und da ihm die christlichen Gebieter daselbst jegliche Missionsarbeit verwehrten, siedelte er sich mit ein paar Genossen — ein in der indischen Missionsgeschichte denkwürdiges Dreiblatt — in dem nahegelegenen dänischen Sirampur an, von hier aus seine ganz Indien umspannenden Missionspläne und Netze auszuwerfen. Auch Benares ist von dem gewaltigen

Bahnbrecher ins Auge gefaßt. 1816 begiebt sich auf seine Anweisung der Baptist W. Smith in diese Hochburg des Hinduismus; vierzig Jahre lang hält er darin aus und gewinnt auch den Heiden, die tägliche Zeugen seiner unermüdlichen Straßenpredigten sind, durch sein mildes, in keiner Weise verletzendes Wesen Achtung ab. Er blieb nicht lange allein. Seine Gesellschaft sandte weitere Mitarbeiter, deren Thun nicht ungesegnet blieb, zumal solange sie auch durch Schule und Kindererziehung an das durch solche Fürsorge empfänglich gewordene Herz der Eltern zu gelangen versuchten. Auf kaum einem andern Missionsgebiet ist die Schule in gleich hohem Grade der gewiesene Weg für erfolgreiche Arbeit der christlichen Sendboten wie in Indien. Die Gründe sind bereits angedeutet; sie drängen sich dem Missionsfreunde dort überall auf. Leider schränkten die Baptisten auf Weisung der heimischen Leitung, welche die besonderen indischen Verhältnisse zu wenig in Anschlag brachte, diesen wichtigen Teil wesentlich ein; alle Kraft sollte in erster Linie auf die Straßen- und Bazarpredigt verwandt werden. Die Wirkung des unklugen Verfahrens blieb nicht aus; langsam mußte die Zahl der Sendboten vermindert werden. 1891 lösten die Baptisten ihren letzten männlichen Sendboten ab; noch kurze Zeit setzten ihre Arbeiterinnen die Thätigkeit in den Zenanas fort. Auch sie scheinen von dem schweren Vorposten zurückgezogen zu sein; ich konnte keine mehr ausfindig machen, in dem letzten indischen Jahresbericht der Baptisten wird Benares nicht mehr als eine Kolonie aufgeführt. Man mag es bedauern; aber mit ihnen hat die evangelische Mission die Belagerung der uneinnehmbar erscheinenden Festung nicht aufgehoben. Eine Reihe von Missionsgesellschaften — ich habe ihrer vier gezählt — haben ihre Zelte vor der starken Feste seit Jahrzehnten bereits aufgeschlagen und dauern bis zur

Stunde in ihrer harten Arbeit aus. Ich habe keine Mutlosigkeit bei ihren Sendboten gefunden; sie sind nicht gewillt, den Posten zu verlassen. Auch zeitlich ihnen allen voraus steht nun schon seit achtzig Jahren die kirchliche Missionsgesellschaft auf der dortigen Walstätte; sie folgte den Kundschaftern, den Baptisten, auf dem Fuße (1817), wenn auch die drei ersten Jahre nur mittelbar in Gestalt des nach Benares entsandten und von ihr unterstützten Geistlichen der Kirche von England. Ihr erster eigentlicher Missionar traf 1821 ein.

Eine wie großartige Gesellschaft diese kirchliche Mission ist, trat mir besonders in Benares entgegen, wo ich wiederholt Gelegenheit hatte, sie in ihrer umfangreichen und auch reichgesegneten Arbeit zu beobachten. Uns evangelischen Glaubensgenossen in Deutschland zum Ansporn mögen ein paar Angaben gestattet sein. Unter den 66 Missions-Gesellschaften Großbritanniens nimmt die kirchliche (Church Missionary Society) nach mehr wie einer Seite den hervorragendsten Platz ein. Sie steht als die dritte im Bunde unmittelbar vor ihrer Hundertjahrfeier (ins Leben getreten 1799); nur die Baptisten (1792) und die Londoner Missionsgesellschaft (1795) rühmen sich eines höheren Alters. Während die letztere in ihrer schönen, weitherzigen kirchlichen Haltung unserer Basler Mission ähnelt, steht die kirchliche Missionsgesellschaft in enger Beziehung zur Kirche von England, hat sich aber von Anfang an der hochkirchlichen und ritualistischen Strömung in ihr in weiser Mäßigung entschieden ferngehalten, in neuerer Zeit nicht selten zum Verdruß der Vertreter dieser unevangelischen Richtung. Ihre Jahresberichte sind zu wertvollen Missionsbüchern angewachsen; der letzte mir vorliegende (1896/97) ist ein enggedruckter Band von 600 Seiten. Die gesamte Jahreseinnahme dieser einen Missionsgesellschaft betrug 1896

6827900 M., mehr wie sämtliche deutsche Missionen in dem gleichen Zeitraum aufgebracht haben. Als die Gesellschaft ihre erste Jubelfeier 1849 beging, erhob sie als ein glaubensfreudiges Dankesopfer zum Beschluß, fernerhin niemanden, den sie als tüchtig erkannt, von ihrem Missionsdienst aus Besorgnis, die Mittel des Unterhaltes nicht aufbringen zu können, auszuschließen; seit einem halben Jahrhundert hat sie treu den Beschluß durchgeführt und kann heute ihrem Herrn Christus bekennen, daß sie deshalb niemals Mangel gelitten. Seit zwei Jahren rüstet sie zu einem goldenen Dankopfer; sie hat ihre Freunde neben den laufenden Ausgaben zu einer außerordentlichen Jubelgabe von zwanzig Millionen Mark aufgerufen. Wer die Opferwilligkeit unserer englischen Glaubensgenossen kennt, zweifelt nicht daran, daß am 12. April 1899 die Summe zur verstärkten Ausbreitung des Christentums in der Heidenwelt den hochherzigen Männern an der Spitze eingehändigt werde, wahrlich eine großartige Jubelgabe nun auch am Ausgang unsers „Jahrhunderts der Mission". Zumal durch den Beschluß von 1849 ist die Zahl ihrer Sendboten in stetigem und starkem Wachsen. Diese eine Missionsgesellschaft verfügt über einen Stab von (männlichen und weiblichen) 1013 europäischen Sendboten, denen noch auf den verschiedenen Missionsgebieten 5680 (männliche und weibliche) wohlgeschulte Mitarbeiter aus den eingebornen Christen zur Seite stehen, insgesamt also eine kleine Armee von 6693 Streitern. Die in der That nicht unbedeutende Schar ist über den ganzen Erdboden zerstreut. Die Gesellschaft hat nicht weniger wie 483 Missionsstationen, einzelne davon ganze Weiler und Bienenstöcke mannigfaltiger Missionsarbeiten. Wie eine fesselnde Reisebeschreibung um die Welt liest sich der eingehende Jahresbericht; man merkt, daß es der Bericht einer Großmacht ist, mit der auch die weltlichen Großmächte zu rechnen

haben. Und es sind doch nur allüberall die Jünger und Jüngerinnen des Friedefürsten, dessen Reich nicht von dieser Welt ist, in seinem Reiche aber zu einer Erlösung der ganzen Welt kommt. Nach Indien hat es die Gesellschaft schon frühe gezogen; bereits 1804*) landen ihre Sendboten an der Küste von Travankor und Kotschin an der Südwestküste. Von da aus hat die Gesellschaft fast das ganze weite Reich mit ihrer köstlichen Friedensarbeit umspannt und unter den Pflug des Evangeliums genommen. Man blättere einmal ihren indischen Missionsatlas durch und beachte alle die blau unterstrichenen Orte, an denen ihre Leute stehen! An nicht weniger wie 237 Orten (die Insel Mauritius mit 9 von der Gesellschaft besetzten Arbeitsstätten wird um seiner benachbarten Lage willen dem indischen Missionsgebiet zugezählt) waren während meines Aufenthaltes in Indien 526 (männliche und weibliche) Sendboten der Gesellschaft in voller Thätigkeit, während sich weitere 117 auf Urlaub in England aufhielten; letztere eine ziemlich hohe Ziffer, die ihren Grund in dem aufreibenden Klima findet, um dessentwillen — auch bei der großen Entfernung — sich ein Urlaub meist über zwei Sommer ausdehnt. Die Hunderte von weit auseinander liegenden Orten sind in eine Reihe von Missionsprovinzen (Bengalen, Nordwestprovinzen, Pandschab, Bombay mit dem westlichen Indien, Madras mit dem südlichen Indien, Travankor und Kotschin, Ceylon und die Insel Mauritius) eingeteilt, jede Provinz in verschiedene Missionsbezirke, sie alle unter der einheitlichen Missionsleitung in London. Manchem Landsmann im Dienste dieser Gesellschaft bin ich

---

*) Dieses Jahr giebt Smith an in seinem Werke the conversion of India, S. 131; der Jahresbericht bezeichnet 1814 als Beginn der Arbeit in Travankor.

auf meinen Wanderungen in Indien begegnet; zähle ich recht, so befinden sich 24 Deutsche unter ihnen. Nicht weniger wie 1813355 M. hat diese Mission im verflossenen Jahr nur für Indien verausgabt, mehr demnach, als unsere größte deutsche Missionsgesellschaft für ihr gesamtes Missionsgebiet.

In besonderer Weise wurde die kirchliche Missions-Gesellschaft von Anfang auf den Arbeitszweig angewiesen, den unklugerweise in späteren Jahren die Baptisten aufgegeben. Der aufgeklärte Radscha Jay Narain hatte 1818 eine von ihm gegründete und mit reichen Mitteln ausgestattete Schule für eingeborne Edelleute der Gesellschaft zu freiem Besitz übergeben mit der Befugnis, sie ihren Grundsätzen gemäß in eine christliche Erziehungsanstalt umzuwandeln. Seit nun schon 80 Jahren findet die Mission in diesem ihrem glänzenden Besitz wie einen starken Rückhalt ihrer Arbeit, so auch eine Weisung, in welchen Wegen hauptsächlich sie ihre gesegnete Arbeit vorzugsweise zu thun hat. Bei der letzten Entlassung vor meinem Besuche bestanden mehrere der entlassenen Zöglinge mit Auszeichnung die Aufnahmeprüfungen an den Hochschulen von Allahabad und Lahore. Mitten in der Stadt besitzt die Gesellschaft eine Betkapelle, um welche sich eine kleine christliche Gemeinde gesammelt hat; von ihr aus wird eine eifrige, erfolgreiche Zenanaarbeit betrieben, gleichzeitig von ihren Sendboten eine Mission unter den zahlreichen Pandits, den Schriftgelehrten unter den Hindus. Der Mittelpunkt der Arbeit befindet sich draußen vor der Stadt, in dem nahegelegenen Sigra, auf umfangreichem Gehöfte eine prächtige Missionsansiedlung, die mich zu wiederholtem Besuche verlockt hat. In der Mitte eine schöne, große Kirche unter schattenreichen Bäumen. Ich fand sie beim sonntäglichen Gottesdienst sehr gut besetzt, zumeist von den weiblichen Zöglingen der hier vereinten

Anstalten, aber auch von eingebornen Christen, die um das Missionsanwesen in einem kleinen Christendorf angesiedelt sind. Ich habe bereits einen solchen Missionsgottesdienst geschildert, der auch den erbaut, welcher die Sprache nicht versteht. Hier schloß er sich eng an die Liturgie der englischen Staatskirche an, so daß mit Hülfe des Common Prayer Book leicht gefolgt werden konnte. Die Predigt hielt ein eingeborner Geistlicher mit Wärme, und wie es schien, mit Beredsamkeit. Da es der erste Sonntag des Monats war, nahm fast die ganze Gemeinde in tiefer Andacht, wie sie es auch daheim gewohnt ist, an dem heiligen Abendmahl teil. Noch stand die Missionsgemeinde unter dem schmerzlichen Eindruck, das Jahr zuvor zwei wohlbewährte Sendboten durch den Tod eingebüßt zu haben, der eine unter ihnen ein deutscher Landsmann, Sohn eines alten Goßnermissionars Baumann, der, in Indien geboren, sich der englisch-kirchlichen Mission angeschlossen hatte. Seinen noch lebenden ebenso tüchtigen Bruder hatte ich kurz zuvor in Lakhnau kennen gelernt in dem Hause einer deutschen, treuen Zenanamissionarin, die wie er seit langen Jahren in reichgesegneter Arbeit im Dienst derselben englischen Mission steht. Es wäre wohl fesselnd, einmal alle die Söhne und Töchter unsers Volkes aufzuzählen, die heute in Indien in verschiedenen englischen Missionen thätig sind, darum auch so lockend, weil von weitaus der Mehrzahl, so weit meine Kenntnis reicht, zu berichten wäre, wie treu und ausdauernd und auch gesegnet sie in der heißen, harten Arbeit stehen und ihrer Heimat Ehre erwerben. Im Reiche Gottes ist es einerlei, welcher evangelischen Missionsgesellschaft der einzelne Sendbote dient, wenn nur der gemeinsame Herr seinen Haushalter treu erfindet; aber dennoch gilt es, unsere heimischen Missionen in Indien also zu stützen und opferwillig zu stärken, daß sie instand gesetzt werden, allen unsern

deutschen Brüdern und Schwestern in den eigenen Missionen eine Arbeitsstätte zu bieten. Unsere Missionsgebiete in Indien bedürfen eine weitere Ausdehnung; ebenso bedarf Indien und ist wahrlich auch wert, verstärkter deutscher Arbeit in seiner Mission. Berlin, Basel, Leipzig haben in jahrzehntelanger, uneigennütziger Arbeit dem deutschen Namen in der indischen Missionswelt einen guten, wertvollen Klang verschafft.

Auch die kirchliche Missionsgesellschaft hat das Schwergewicht ihrer Arbeit in Benares auf die Thätigkeit in der Frauenwelt wohlweislich verlegt. Das merkt man auf dem Missionsgehöft in Sigra. Zunächst fällt hier das Mädchen-Waisenhaus ins Auge, das seine überfüllten Räume bedeutend hat erweitern müssen. Die eben vorübergezogene furchtbare Hungersnot hat einen starken Zuwachs der elternlosen Insassen geboten; dazu kommen die armen, verstoßenen Mädchen, deren sich als einer Last die heidnischen Eltern oft in so schmachvoller Weise zu entledigen suchen. Wenn die kleinen Findlinge ihr kurzes, liebeleeres Leben beschreiben könnten, bis sie hier im Hause des Erbarmens Aufnahme gefunden! Von dem andern Lebensblatt wissen die Schwestern zu er-erzählen, von dem raschen Wandel, wenn die welke, sieche, lebensmüde Menschenknospe unter ihren Händen im warmen Sonnenstrahl christlichen Erbarmens sich reckt und streckt und in kindlicher Lebensfreude aufspringt. Ich konnte die Stufen des eilig zurückgelegten Wechsels beobachten und als Kinderfreund an den Gesichtszügen schier angeben, wieviele Wochen nun schon die einzelnen kleinen Trabanten in dieser gesundenden Umgebung verbracht. Das Haus hat Mutterstelle an den Kindern übernommen; darum werden sie alle alsbald getauft und als Christenkinder erzogen. Sie atmen fortan, einige schon von ihren ersten Lebenswochen an, nur christliche Luft; die alte heidnische Erinnerung, wenn über-

haupt eine solche schon vorhanden war, ist bald völlig vergessen. Das christliche Haus, das christliche Leben ist ihre glückselige Heimat von Kindesbeinen an. Kommen die Schuljahre heran, so werden diese Kinder übergeführt in die benachbarte, ebenfalls auf dem Missionsgehöfte befindliche Erziehungsanstalt, in der auch Mädchen aus dem nahegelegenen Christendorfe, aus dem weiteren Missionsgebiete Aufnahme erhalten. Mehr wie hundert Mädchen fand ich hier vor, im Alter von 6—16 und 18 Jahren. Die Tüchtigeren unter ihnen werden zu sehr begehrten Kinderlehrerinnen ausgebildet, treten zum Teil ein in den Missionsdienst, um in den ihnen zugänglicheren Zenanas ihren heidnischen Schwestern von dem Heil zu berichten, das ihnen selbst in festem Glaubensbesitz zu teil geworden. Ich war überrascht über die hohen Leistungen, welche die Anstalt bei der Mehrzahl ihrer begabten Zöglinge erzielt; sie schienen mir nicht weit hinter dem zurückzustehn, was unsere „höheren Töchter" an Ausbildung erlangen. Dazu eine so tüchtige Unterweisung im Evangelium, verstärkt durch das ständige Leben in einem durchaus christlichen Hause, wie wir sie daheim nur in Erziehungsanstalten finden, die in ausgeprägter Weise mitten in wesentlich anders gerichteter Zeitströmung sich des Evangeliums als einer Gotteskraft zur Seligkeit nicht schämen. Ich habe in der Anstalt einen Kindergottesdienst in englischer Sprache gehalten, deren die Mädchen etwa vom zehnten Jahre an mächtig sind; ich weiß nicht, ob ich in einer deutschen Sonntagsschule zutreffendere Antworten erhalten haben würde. Die Scheu vor dem fremden „Sahib" war bald abgelegt; besonders wohlthuend war, zu bemerken, daß die Antworten überzeugungsvoll aus frommen Herzen zu kommen schienen. Die einzelnen Bibelsprüche wurden in der Muttersprache gegeben; sie wird als die Gebetssprache, als die Sprache ihres Bibelwortes treu festgehalten.

Auch ein Hospital für Frauen unter Leitung weiblicher Missionsärzte befindet sich auf der schönen christlichen Ansiedlung. Selbst nicht einmal die Schwelle des eingezäunten Hofes dieses wichtigen Missionszweiges durfte ich betreten, geschweige denn einen Krankensaal. Andern Tages schon würde sich der Saal auch von seinen schwerkranken Insassen entleert haben. So fordert es die starre Satzung, unter der das Hinduweib wie eine weltabgeschiedene Gefangene gehalten wird. Die kurzsichtigen heidnischen Männer scheinen nicht zu argwöhnen, daß die ihren kranken Frauen von Schwestern gebotene Hülfe, auch bei der strengsten Fernhaltung und Ausschließung der Männer, dennoch Minierarbeit ist, durch die über kurz oder lang das heidnische Treiben und die ganze Kastenordnung untergraben wird.

Ja, auch in Benares geht mit Gottes Hülfe die Missionsarbeit mächtig vorwärts. Die Zeit kann doch nicht mehr fern sein, wo der Erfolg solcher hingebenden Arbeit offen zu Tage tritt.





VII.

Agra-Sikandra.



Als kostbarste Perle in dem reichen Schmuck der Prachtstädte des einstigen Mogulreiches gilt — und zwar mit vollkommenem Rechte auch in der Wertschätzung der Kunstverständigen — Agra. Wie eine stark befestigte, nicht kleine Stadt erhebt sich mitten in der Stadt und steigt am Dschamnastrom in mächtigem, hochragendem Mauerwerk die Burg auf, welche Akbar der Große zu einer Zeit zu bauen begonnen, als in England die jungfräuliche Königin auf dem Throne saß, sie und ihr Volk ahnungslos, daß das britische Reich, ehe zweihundert Jahre vergangen, Erbe des schönen Besitzes sein werde, und welche von den beiden Nachfolgern Akbars, zumal von seinem kunstsinnigeren Sohne, mit den hervorragendsten Meisterwerken arabischer Baukunst geschmückt wurde zu einer Zeit, da unser armes Deutschland unter der Geißel des dreißigjährigen Krieges zu verbluten drohte. Alle die einzelnen Prachtbauten der Burg zu schildern, liegt diesen Zeilen fern. Zum Glück! Die Feder müßte bei jedem der zahlreichen, hier zusammengedrängten Bauwerke ihr Unvermögen ausdrücken, anschaulich die trotz

langsamen Verfalles, dem die öden, leerstehenden Räume unaufhaltsam entgegengehen, auch heute noch so entzückend herrlichen Denkmäler schildern zu können.

In stärkerem Grade noch als Spanien, das Land voll Sonnenschein in unsrem Weltteil, bot Indien dem hochgesteigerten, künstlerischen Schaffenstrieb der in überschwellender Kraft siegreich vordringenden Söhne des Halbmondes ergiebigsten, willfährigsten Raum der Entfaltung. Indien galt und gilt als das reichste Land der Erde. Alle seine ungezählten Schätze flossen zusammen in der Hand des Gebieters; er gebot in Wirklichkeit über Mittel, wie die Märchenwelt von Tausend und einer Nacht sie dem Herrscher in den Schoß schüttet. War diese Hand kunstsinnig, wie bei der Mehrzahl aus dem glänzenden Hause Babars, dann standen ihr Mittel zur Verfügung, oft mit schier brutaler Pracht (der Wert allein des berühmten Pfauenthrones im Palast zu Delhi überstieg weit die Summe von hundert Millionen Mark) kunstvollendete Meisterwerke zur Ausführung bringen zu lassen. Der Koran mit seinen herben Satzungen, die an diesem Punkte noch auf eine höherliegende Quelle zurückweisen, schränkt seinen Gläubigen das Gebiet künstlerischen Schaffens mit gewaltsamer Hand stark ein. Der erstgeborne Lieblingssohn der Kunst, der Grieche, duldete keinen solchen Zwang. Frei, mit unwiderstehlicher Kraft hat er ausgestaltet, was seine hohe, adlige Begabung ihm verliehen. Auf dem engeren Gebiet hat mit zusammengefaßter Kraft die arabische Kunst sich entfaltet und zumal Bauwerke geschaffen und bis ins Kleinste der Ornamentik und Farbenwirkung durchgeführt, die ebenbürtig sich neben die Meisterwerke der kunstsinnigsten Völker stellen dürfen. Lockend wäre der Nachweis, wie gerade die den Gläubigen Mohammeds gezogene Schranke der Sonderart ihrer Begabung entgegengekommen, wie in fesselnder Wechselwirkung die willig ge-

tragene Einschränkung von dieser Eigenart beeinflußt sein mag und zugleich, wie gerade der Himmelsstrich Indiens, Land und Leute daselbst, diese arabische Kunst gefördert, angespornt haben.

Wie bei den Indern herrscht in dem geistigen Leben und Weben der arabischen Volksstämme die Phantasie vor. Der indische Boden ist der Neigung und Begabung ein ungemein fruchtbarer Nährvater. In der Kunst gelangt auf dem gleichen Boden zu wesentlich unterschiedener Ausgestaltung die gleiche vorherrschende Geistesrichtung, bedingt und beeinflußt durch die Verschiedenheit der Religion beider Völker. Die Zucht ihres starren, unlebendigen Gottesbegriffes zügelt den Gläubigen des Halbmondes die lebhafte, glühende Phantasie, daß sie in ihrem beseelten, schönen Ausdruck der Kunst nicht in üppige Schwelgerei ausarte und Gebilde schaffe, die nur ihr angehören, kein Heimatrecht in der Natur haben, Ungeheuerlichkeiten, in denen wie im Traum das Fernliegendste und Widerstrebendste in eins zusammenfließt. Dagegen gelangt die in der Baukunst maßvoll gezügelte Phantasie des Arabers in der ihm freigegebenen Ornamentik zu ihrer schönsten Entfaltung, mich will bedünken, in Indien in noch höherem Grade als in Spanien. Die arabische Baukunst, durch das beste, im Lande selbst vorgefundene Material begünstigt und unterstützt, hat im Tempel- und Palastbau in Indien Meisterwerke geschaffen, würdig den vollendetsten Hervorbringungen an die Seite gestellt zu werden. Sie werden zunächst fremdartig anmuten; gerade das Befremdende erschien mir bei längerer Prüfung als ihr Vorzug. Das Bauwerk soll das Gewand sein, der beseelte, schönheitsverklärte Ausdruck dessen, dem der Bau dient. Fast beschämt mußte ich mir eingestehen, daß in den meisten Fällen die alten Bauten dort in Agra und Delhi dieser ihrer Hauptaufgabe in vorzüglicherer Weise entsprechen

als etwa bei uns daheim die zahlreichen modernen Kirchenbauten dem Wesen unsrer evangelischen Kirche.

Gesteigert wird die Wertschätzung dieser Bauwerke und auch der reine Genuß ihrer Schönheit durch das Feingefühl, mit welchem der Künstler seine Schöpfung stimmungsvoll in die ganze umgebende Landschaft meisterhaft einzufügen verstand. Freilich dem Beneidenswerten kommt dort in schier berückender Pracht die Natur entgegen wie nicht an vielen Punkten der Erde; aber es ist nun doch auch wieder eine oft übersehene Kunst, die schlummernden Töne der Natur zu wecken und aufzurufen, daß sie wie zu einer „wundersamen, gewaltigen Melodie" mit dem „Lied in Steinen" zusammensingen und klingen.

Nun war es doch nicht möglich, wenn auch nur in allgemeinen Zügen von diesen so überwältigend sich aufdrängenden Eindrücken völlig zu schweigen. Wiederholt und stundenlang wanderte ich durch die einsamen Räume wie ein Träumender. Die Träume entrückten mich in die Glanzzeiten, in welchen die Bauwerke geschaffen wurden und lebensvolle Gestalten in diesen Moscheen und Palästen aus und ein gingen. An ihrer Spitze Akbar, dem nicht ein Nachkomme oder Nachfolger auf dem glänzenden Throne den Beinamen des Großen verliehen, sondern — und mit voller Berechtigung — die ernst abwägende Geschichte. Kaum ein mohammedanischer Herrscher fesselt in gleichem Grade die staunende Aufmerksamkeit, die eine eingehende Betrachtung nicht abschwächt, vielmehr steigert. Hätte Lessing genauere Kunde von dieser Herrschergestalt gehabt, sie würde ihm für seine Zwecke in Nathan dem Weisen mehr vorbildliche Züge geboten haben wie Saladin. Akbar hat den Bau in Agra begonnen. Seine Bauweise hebt sich scharf von der des kunstsinnigeren Sohnes ab. Die gewaltigen Umfassungsmauern, die älteren Palastbauten in ernstem, kraftvollem,

fast herbem Stil ausgeführt, ihm stimmungsvoll entsprechend in roten, starken Sandsteinquadern, zeigen den siegreichen Helden, der in dem eroberten Lande die Grundfesten der Herrschaft seines Hauses legt und noch nicht genügend Zeit und Raum gefunden, die nur in gesichertem Frieden sich entfaltende Kunst frei walten zu lassen; es lassen sich noch leise Spuren nachweisen eines künstlerischen Einflusses des Volkes hier im Norden von Indien, über das er Gewalt gewonnen. Nirgends mehr als an der Stelle des ausgedehnten Palastes, an welcher seine weitgehende religiöse Duldsamkeit selbst im Bauwerk ein heute noch redendes Denkmal sich gesetzt. Es ist nicht religiöse Gleichgültigkeit, vielmehr fromme Duldsamkeit gewesen, die Akbar weit über seine Zeitgenossen, höher noch über alle mohammedanische Herrscher hinausrückt; er ist ein Suchender nach göttlicher Wahrheit und als solcher schonungsvoll und entgegenkommend denen im Reiche gegenüber, die sie gefunden zu haben glauben. - Seine Religionsgenossen haben ihm die weitgehende Duldsamkeit verdacht und verdächtigt. Von ihrem Standpunkt nicht unberechtigt; denn sie ist nicht aus dem Koran geschöpft. In seinem Harem besaß er auch eine Hindufrau, deren religiöse Überzeugung er nicht antastete, ja der er, der Mohammedaner, in den ihr bestimmten Räumen einen heidnischen Tempel, auch nach außen hin erkennbar, herrichten ließ. Und auch eine Christin, spanischen Geblütes aus der Gegend von Goa, befand sich unter seinen Frauen, hochgefeiert von Akbar und geliebt, daß er ihr unweit der eigenen prachtvollen Grabesstätte in dem nahgelegenen Sikandra ein Mausoleum errichten ließ, in dessen dem starken Verfall entgegengehenden Räumen heute eine evangelische Waisenanstalt und eine Missionsdruckerei sich befinden. Die römische Gemeinde in Agra und der Umgebung kann ihren Bestand auf die duldsame Zulassung Akbars zurückführen,

der ihnen wohlgesinnet war wie Ahasver einst den Juden um Esther willen.

Kunstvollendete Bauwerke dankt die Burg in Agra dem Sohne und Nachfolger von Akbar, dem prachtliebenden Shah Jehan, der an die Größe des Vaters entfernt nicht, auch nicht in religiöser Duldsamkeit herankommt. Er gelangte in den Vollgenuß der Macht und der schier unerschöpflichen Reichtümer, die Akbar seinem Hause in dem unterworfenen Lande erworben; der bedeutendste und gründlichste Forscher berechnet die jährlichen Steuereinkünfte, die in die Kasse Shah Jehans flossen, auf mehr wie eine halbe Milliarde Mark. Kein geringer Teil davon wurde für die mit verschwenderischer Pracht auch in Agra ausgeführten Bauten verwandt. Ich weiß nicht, ob irgendwo auf Erden kostspieligere und auch kostbarere Bauten jemals ausgeführt wurden, als sie sich hier und in Delhi in engem Raum zusammendrängen, und dies zu einer glücklichen Zeit, in welcher die arabische Kunstentfaltung in ihrer reinsten Blüte stand. Das Auge ist auch heute noch wie geblendet im Anschauen der Kunstwerke, hier der einzigartigen Perlmoschee, da der ausgedehnten Frauengemächer, damals den Blicken der Welt entzogen, aber mitten inne in den üppigsten Gärten der Tropenwelt, von wohlduftenden Springbrunnen umgeben ein Paradies auf Erden nach den Gebilden des Korans. Und dann alle die weiten, offenen Empfangsräume des Großmoguls, die mit ausgesuchtestem Sinnenreiz ausgestatteten, kühlen, mit künstlichem Lichte feenhaft erleuchteten Badegemächer. Wie märchenhaft schön der „Jasmin-Turm“, den Shah Jehan seinem Lieblingsweibe errichten ließ. Er ragt wie ein Zelthaus etwas über die Umfassungsmauer hoch über dem Strom hinaus, ein ausgesuchter Luginsland. Auch dieser Bau in makellosem, schneeweißem Marmor ausgeführt; die großen Lichtöffnungen aus Marmorplatten mit

der reichsten, durchbrochenen Ornamentik, durch welche der sengende Sonnenstrahl nur gedämpft und abgekühlt in das luftige, einst durch wohlduftende Springbrunnen aus Rosenwasser erfrischte Gemach eindringen kann. Die marmornen Wandflächen waren mit wertvollsten Steinen und Juwelen in reicher Ornamentik ausgelegt, Intarsien so herrlicher, vollendeter Art, wie sie nur arabische Kunst und auch nur zur Zeit ihrer höchsten Blüte hingezaubert. Das ganze, prachtvolle Lusthäuschen auf dem mächtigen, in rotem Sandstein ausgeführten Unterbau der Umwallung ist wie eine zierliche, feine Elfenbeinschnitzerei anzusehen und bewahrheitet den begeisterten Ausruf jenes Künstlers, der sagte, daß Titanen den Riß jener Burgen und Bauten entworfen und ausgeführt, Goldschmiede aber und Juweliere sie vollendet.

Unweit dem „Jasmin-Turm" ist, ebenfalls weit vorspringend, ein achtseitiges Zelthaus errichtet, in seiner Ausführung nicht so kostbar wie das Gemach der Haupt-Sultanin. Wehmütige Erinnerungen knüpfen sich an den Bau. Nicht unverdient — denn an seinem Throne klebte das Blut der auf seinen Befehl hingemordeten Brüder und Verwandten — verbrachte Shah Jehan, von dem eignen Sohne des Thrones entsetzt, seine letzten Lebensjahre als Staatsgefangener in enger Haft hier mitten in seinen traumhaft schönen Schöpfungen. In den kühleren Stunden des Morgens und Abends durfte der Gefangene in diesem luftigen Bau sein. Da ist er auch nach langen sieben Jahren der Haft entschlafen, das gebrochene Auge nach dem Wunderbau des Tadsch gerichtet, den er, etwa drei Kilometer stromabwärts, als Grabstätte seiner Lieblingsfrau hatte errichten lassen, unbestritten das Meisterwerk all seiner zahlreichen Bauten. Man beziffert die nachweisbar bezahlten Rechnungen auf sechzig Millionen Mark und meint, eine gleiche Summe sei unbezahlt geblieben. Und all diese Unsummen für eine

einzige Grabstätte! Bei keinem andern mir bekannten Bau in Indien hat das hochentwickelte Feingefühl, die ganze Landschaft, ich möchte sagen Himmel und Erde, zu stimmungsvollem Wohllaut mit heranzuziehen, schöneren, reineren Ausdruck gefunden als am Tadsch. Man verlege das Kunstwerk weg aus dem lichtdurchglühten, farbenleuchtenden Himmelsstrich Indiens in unsern trüben Norden, weg aus der bezaubernden, in üppiger, farbengesättigter Blatt- und Blütenpracht prangenden Parkanlage, aus der weltfernen, feierlichen Stille der ganzen Umgebung in unsre lärmenden, engen Straßen und Märkte, in denen unsere Münster und Kathedralen stehen, oder in die kahle Landschaft unsres Winters, und ein großer Teil der überwältigenden Wirkung wäre sicherlich dahin.

Dem Rate Goethes bei seinem Besuche des Straßburger Münsters folgend, habe ich den Tadsch zuerst in später Abendstunde betreten, vom Glücke dabei begünstigt, daß der Silberglanz des Vollmondes sein magisches Licht auf den Garten, über die in schneeweißem Marmor geradezu zauberhaft erglänzenden Umrisse des gewaltigen Baues mit seinen hervorragenden, aus festem, makellosem Marmor gefugten Kuppeln ergoß. Die reichen, herrlichen Einzelheiten des Baues und der Gesamtanlage waren in Nacht gehüllt; so konnten sie nicht das Auge zerstreuen und vom Gesamtanblick ablenken. Nur die großen, harmonisch abgemessenen Linien des gewaltigen Baues, sein eindrucksvoller Schattenriß hob sich von dem klaren, sternbesäeten Firmament ab und übte in seiner hoheitsvollen Schöne, in seiner großartigen Einfachheit der Linienführung eine schwer zu beschreibende, fast Andacht weckende Wirkung aus. Es war etwas von jener mir unvergeßlichen Wirkung vor langen Jahren bei dem ersten Anblick der Pyramiden früh am Morgen vor Sonnenaufgang in der lautlosen Stille der Wüste; hier freilich am

Tadsch in gesteigertem Grade, entsprechend dem Weg, den die Kunstentfaltung des menschlichen Geistes von jenem ersten auf uns gekommenen Laut künstlerischen Schaffens zurückgelegt. Dann war ich wieder am hellen Tage hinausgegangen, an dem alles in glühender Sonnenpracht aufleuchtete und bei der einzigartigen Durchsichtigkeit indischer Luftspiegelung auch die Einzelheiten aus der Ferne schon so licht und klar und offen vor dem zunächst trunkenen, langsam nur zu eingehender Prüfung sich besinnenden Auge lagen. Durch eine im Viereck angelegte mächtige Thorhalle mit schön gewölbter Sandsteinkuppel, das Ganze in roten Quadern mit hellen, schneeweißen Marmorstreifen eingefaßt, gelangt man in den mit einer Mauer — sie hat im Geviert eine Seitenlänge von 880′ — umfriedigten, dem weltlichen Getriebe wie eine Klosteranlage entrückten Park, in seiner ernsten, schönen Anlage, in dem Reichtum seiner Pflanzenwelt, in der sorgfältigen Pflege bis zur Stunde so herrlich und prächtig, daß nur wenige Gärten damit wetteifern können. Von dem Eingangsthor bis zu dem Grabesdom zieht sich langgestreckt ein in Marmor gefaßtes Becken, in dessen bis an den Rand gefülltem, krystallklarem Wasser sich der blaue Himmel, die dunklen Bäume, der schneeweiße Tadsch wiederspiegeln. Längs dem Becken mit seinen Springbrunnen — es werden ihrer 23 gezählt — die herrlichsten Blumenbeete, das runde Jahr hindurch in wechselnder, farbenprächtiger, süßduftender Blütenfülle; rechts und links davon eine von ernsten Cypressen und dunklem, ebenfalls immergrünem, bis zum Boden reichendem Laubwerk gebildete Wand, die den Blick nach den Seiten abschließt und das Auge nötigt, nach dem in geradezu überwältigender Schönheit am Ende der Gasse sich erhebenden Tadsch zu schauen.

Bei ihm angelangt, stehen wir zunächst an einer

niedrigen, aber weit im Geviert ausgelegten, in rotem Sandstein getäfelten Plattform, an deren Ost- und Westseite sich zwei mächtige Moscheen erheben, auch sie ähnlich der wirkungsvollen Eingangspforte in rotem Sandstein mit breiten, weißen Marmorstreifen. Inmitten dieses Vorhofes steigt eine zweite Plattform auf, in milchweißem Marmor, sie nun schon 18′ hoch und 313′ im Geviert. Das mächtige Bauwerk bildet die gewaltige Unterlage, die das Mausoleum dem Erdboden entrückt und damit in lichter Höhe frei hinausstellt. An den vier Ecken des wie ein Parketboden marmorgetäfelten Platzes stehen als kerzengrade aufgerichtete Wachtposten vier schlanke, 133′ hoch ragende Minarets, auch sie wie nun alles hier in makellos weißem Marmor, der sich wunderbar schön und wirkungsvoll in hehrer, keuscher Pracht von dem durchsichtig blauen indischen Himmel abhebt. Inmitten dieses Vorhofes steigt frei, in hehrer Pracht das in seiner Linienführung klare, einfache und dadurch hoheitsvolle Mausoleum auf, im Geviert 186′, die vier Ecken in einer Länge von 33′ abgestumpft, wodurch der Bau zum Achteck sich gestaltet. 165′ ragt dies Achteck in die lichtübergossene, blaue Himmelshöhe hinan. Aus dem scharf abgekanteten Dach mit vier von kleineren Kuppeln überragten Zelthäusern steigt in der Mitte die ebenfalls durchweg in blendend weißen Marmorquadern ausgeführte Riesenkuppel empor, noch 80′ über das flache Dach ragend mit einem Durchmesser von 58′. Der ganze Bau erreicht bis zur Spitze des Halbmondes auf der Kuppel eine Höhe von 245 Fuß.

Der durch seine einfache Linienführung großartige, hoheitsvolle Aufbau des Marmordoms wird beim Nähertreten in entzückender Weise belebt durch die vollendet schöne, auf den regungslosen Marmor hingehauchte Ornamentik, hier durch kunstvollste Reliefarbeiten, da durch eingelegte, in den

zartesten Farben abgetönte, in den anmutigsten, kunstvoll verschlungenen Linien und Figuren verlaufende Intarsien, ein Mosaik aus Edelsteinen und Juwelen so kostbar und formvollendet hergestellt, wie wohl nirgends auf Erden und auch in Indien nur während der Blüte der arabischen Kunstfertigkeit. Im hochragenden Kuppelbau, der sein wohlthuend gedämpftes Licht durch die von überquellend reicher Ornamentik durchbrochene Marmorplatten empfängt, steht von einem achteckigen und fein wie ein Schleier durchbrochenen Marmorgitter umgeben, das wohl die Laube abbildet, in welcher der Koran die Seligen die Freuden des Paradieses genießen läßt, der einfache aus Marmor mit herrlicher Intarsienarbeit hergestellte Sarkophag der Lieblingsfrau von Shah Jehan, nebenan etwas erhöht sein eigner Sarkophag. Es war sein Wunsch, daß Mumtadsch-Mahal, welchen Beinamen (die Erwählte des Palastes, oder der Stolz des Palastes) seine Gemahlin, die Arjmand Barnus erhalten, allein in dem einzigartigen Prachtbau ruhe; er selbst wollte sich gegenüber auf der andern Stromseite eine noch kostbarere Grabstätte herrichten lassen. Sein trauriges Endgeschick vereitelte den Plan.

Nach all dem Geschauten war ich der Meinung, daß die unsagbar schönen, weihevollen Eindrücke des Meisterwerkes und seiner Umgebung nicht mehr gesteigert werden könnten. Und nun doch! Mit einem Male ertönte im Innenraum hinter mir der Ruf „Allah“. Das Wort schwoll an und tönte aus der Kuppel wieder zurück in so wunderbar schönem, klangvollem Echo, wie ich es nirgend sonst vernommen. Ich hieß den Wächter schweigen und sang unser Reformationslied, das nun geisterhaft und wohlklingender noch wie die Menschenstimme von der hohen Kuppel herabtönte und, scheinbar von einer weiteren Stimme aufgenommen, feierlich wiedertönte. Und dann noch an einem

andern Tage: ich war auf eins der Minarets hinaufgestiegen, etwas höher als das flache Tempeldach. Vor mir der mächtige Bau, unter mir der marmorgetäfelte Domhof, weiter in der Tiefe der herrliche Park in entzückender Rundschau, der Dschamnastrom und meilenweit die Landschaft in sengender Sonnenglut. Über dem langen Weilen stieg die Sonne im Westen zum Niedergang hinab. Wie in einem Flammenmeer leuchtete in der Ferne die königliche Feste auf, unten die Mauern in ihrem roten Sandstein als ob sie glühten, darüber die Marmorpaläste in zarten Farbenabtönungen. Dann versank die Feuerkugel hinter dem Hügel; aber siehe — nein, es ist keine Täuschung — über die schneeweiße Wölbung der mächtigen Kuppel zieht es hin wie ein Anhauch von Alpenglühen; noch ein Augenblick und nun spiegelte der helle Marmordom, heute noch so makellos rein wie er vor einem Vierteljahrtausend aus der Hand des Meisters hervorgegangen, ganz leise die Farbentöne wie eines Regenbogens wieder. Der Marmor schien Leben zu gewinnen, das sich dann in gleichem Farbenspiel weithin in der stillen, zur Abendruhe eingehenden Landschaft fortsetzte.

Das zog alles wie ein holder Traum in märchenhafter Schöne an dem Auge vorüber. Bei längerem Verweilen freilich machte sich das Recht der Beurteilung geltend. Ich konnte dem Eindruck dauernd nicht wehren, daß aus dem marmornen Prachtbau ein fremder Geist an den Beschauer herantritt, der die zu einem befriedigenden Kunstgenuß gehörige Vertraulichkeit nicht aufkommen läßt; es lastete etwas auf dem Gemüte, das all die geschaute Schönheit nicht verscheuchen konnte. Versuche ich es, diese Wirkung verständlich zu machen. Zunächst durch die äußere Erscheinung. Der kostbare, auch in seiner Linienführung, in dem klaren Ebenmaß der einzelnen Größenverhältnisse so vollendet schöne Bau und doch: seine hochragenden, gewaltigen Seitenflächen

bilden doch nur wundervolle, gleichförmige Rahmen für vier riesenhafte Thoreingänge, deren formvollendete Ausgestaltung nicht darüber wegtäuschen kann, daß den „hohen Thüren, den weiten Thoren“ nicht entspricht, was das Innere bietet. Eine gewaltige Verheißung, und als Erfüllung? Nun, daß ich es als Christ ausdrücke: nicht der Herr der Herrlichkeit, der den Tod überwunden hat; in dem unheimlich öden Raum nur die erschütternde Majestät des Todes, dem sein Stachel noch nicht abgebrochen ist. Die würfelförmige Gestalt des Tadsch ist bedingt in Nachahmung der Kaaba und dadurch dem Mohammedaner geweiht. Das kann von mir nicht fordern, durch eine solche Tempelgestalt mich befriedigt zu fühlen. Auch dort unverkennbar das Bestreben, dem Sehnen der Seele nach dem Himmel hoch auch in dem Tempelbau Ausdruck zu geben; die vier schlanken Minarets an den Seiten weisen wie zarte Linien in die Höhe, die mächtige Kuppel ragt ebenfalls aufwärts, hier noch verstärkt durch die Seitenkuppeln; aber dennoch sie wächst nicht aus dem Würfel heraus, wie der Kopf die Menschengestalt krönend abschließt, sie erscheint eher dem flachen Dach von außen aufgestülpt. Sie könnte auch fehlen und nichts in dem Würfelaufsatz würde das Fehlende vermissen lassen. Wie so anders etwa bei unsern gotischen Bauten, die schon im Anfang des Bauwerkes den gen Himmel ragenden Turm andeuten und auch in den Fenstern und ihren Strebepfeilern überall auf ein sursum corda hinweisen. Auch wo wir der Kuppel in unsern Kirchbauten ihr Recht gewähren, da wird sie von der sog. Trommel frei, von dem Unterbau für das Auge losgelöst, in lichte Höhe emporgehoben.

Auch andre im Anschauen des Prachtbaues aufsteigende Gedanken seien hier nicht verschwiegen. Solch ein feenhafter Aufwand nun doch nur für eine fast unheimlich leere

Totenkammer! Die ganze überwältigende, ja beklemmende Majestät des Todes, durch das hoheitsvolle, kunstvollendete Gewand noch gesteigert, in tiefem Schweigen dennoch eine erschütternde Predigt: lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen; aber in dieser Predigt der Steine dringt kein Laut an unser Ohr von dem einen, dem allein der Vater im Himmel die Macht verliehen, dem Tode den Stachel abzubrechen. Wohl stehen auch hier, aber viel niedriger als die Grabstätte und etwas abseits von ihr, in der äußeren Erscheinung so viel dürftiger als sie, die beiden Moscheen; aber von ihnen geht weder äußerlich noch innerlich ein beherrschender, tröstender Einfluß auf den Prachtbau der Grabeskammer und ihre Besucher aus. Sie erscheinen, wie sie so dastehen — man ist versucht zu sagen — wie ein theatralischer Schmuck, eine Blendwand für das zauberhaft schöne Schaustück. Weiter dann noch im Zuge der sich aufdrängenden Gedanken! Kann dies Hohelied der Baukunst über der Grabstätte eines Weibes als Gradmesser der Wertschätzung des Weibes bei dem Volke des Halbmondes gelten, dessen prachtliebender Herrscher das auch heute noch in makelloser, keuscher Schönheit dastehende Denkmal errichtet, oder auch bei dem andern Volke, in dessen Mitte es wie ein holdes Traumgebilde dasteht? Wie rasch verfliegt solch ein Traum! Eine wie ganz anders geartete Wirklichkeit zeigen Harem und Zenana. Noch trauriger, entwürdigender gestaltet sich das Frauenlos in der Zenana als im Harem. Bei Wanderungen im Orient konnte es geschehen, daß mich mitten in der Nacht der oberste Beamte eines abgelegenen Bezirkes, der mich als Europäer für heilkundig hielt, aus dem Zelte zu seiner schwerkranken Lieblingsfrau abholte; in Benares wurde mir aufs strengste der Besuch eines unter christlicher Leitung stehenden weiblichen Krankenhauses verwehrt. Andern Tages schon würde das Haus von all seinen Pfleglingen

entleert sein; die Männer würden auch ihre schwerkranken Frauen unwiderruflich in die Haft der Zenana zurückholen.

Günstiger über das Los der indischen Frau ist versucht zu urteilen, wer seine Kenntnis außer einer solchen Huldigung, wie sie der Tadsch aufweist, aus den Dichtwerken des Volkes schöpft. Welch herrliche, vorbildliche Erscheinungen die Lichtgestalten einer Savitri, einer Sakuntala, einer Damajanti! Und um die innigen, adeligen Dichtungen weht so warm der sanfte Hauch ihres Heimatlandes; wir meinen indische Luft in vollen Zügen zu atmen. Man übersehe nicht: es sind bei aller Lebenswahrheit doch eben lichtverklärte Kunstgebilde. Ein gottbegnadeter Dichter ist Seher unter seinem Volke. Ihm ist das ahnungsvolle Auge verliehen, bis zu der verborgenen Lebensquelle hinaufzudringen, wo, dem Volksgemüte dennoch unvergeßlich — Herder sagt einmal tief und wahr, daß in Erinnerung daran der Grundton jeglichen ursprünglichen Volksliedes auf Moll gestimmt sei —, am Frühmorgen der Schöpfung Gott dem Manne das Weib als ebenbürtige Gehülfin zugesellet; ihm ist zugleich das Wort verliehen, was er in der Tiefe der Menschenbrust und zumal der Frauenseele als ein geheimnisvolles, unaussprechliches Sehnen und auch stammelndes Seufzen vernommen, dem in seinen Kunstgebilden schönen, reinen Ausdruck zu verleihen. Die Wirklichkeit liegt oft fernab von seiner geschauten und in Prophetensprache verkündeten Wahrheit. Nirgends fast ist die Kluft klaffender als bei der Stellung der indischen Frau heute. Es ist uns kaum die Möglichkeit geboten von einer Entartung in der Gegenwart zu sprechen, als ob sie von einer lichteren Höhe, vielleicht ein paar Jahrhunderte zurück, herabgestiegen. Die Entartung hebt an in uralten Tagen, da Brahmanismus und Kastenwesen ihren allbeherrschenden Einzug in das Land gehalten; sie steht in innerem Zusammenhang mit dem Versinken in heidnisches

Wesen, das sich je und je an der dem Weibe zugewiesenen Stellung und Wertschätzung wie an einem Gradmesser äußert. Was sind es doch für empörende Worte, welche in der Rig Veda dem Indra selbst in den Mund gelegt werden, daß das Weib der Zucht spotte; ihr Verstand habe geringes Gewicht. In den alten Religionsbüchern lehrt Manu, was uns gotteslästerlich erscheint, daß der Schöpfer das Weib mit den Lastern der Faulheit, Eitelkeit, Trunksucht, Schmähsucht, ja mit allen unsittlichen Lastern geschaffen habe. Er fordert von dem Weibe, daß sie wie einem Gott ihrem Manne diene, auch dann, wenn derselbe bösen Betragens sei, unzüchtig lebe, aller sittlichen Eigenschaften bar. Nur dem Manne zu gehorchen habe die Frau; keine andern gottesdienstlichen Handlungen kämen ihr zu. Wolle sie aber heilige Verrichtungen thun, so solle sie ihrem Manne als ihrem einzigen Herrn die Füße waschen und das Wasser austrinken; denn ihr Mann und Gebieter habe dem Weibe höher zu gelten als selbst Seiwa oder Wischnu.

Das wirkliche, unsagbar elende Leben der indischen Frau entspricht nur allzusehr solchen und ähnlichen religiösen Lehrsätzen. Schon bei ihrer Geburt wird die arme, unschuldige Tochter scheel angesehen; sie gilt als gezüchtiget für ein Vergehen, das sie irgend einmal während jahrtausendlanger Seelenwanderung begangen. Auch die strengen Straferlasse der englischen Regierung haben noch immer nicht, zumal nicht an entlegenen Orten, den von den eignen Eltern begangenen Mädchenmord völlig beseitigt. Als eine Last, der man sich so bald wie möglich zu entledigen habe, gilt die Tochter im Hause. Daher die empörend frühen Verheiratungen. Wenn auch die im 5. bis 8. Jahre ohne ihr Zuthun zusammengegebenen Buben und Mädchen noch ein paar Jahre in ihrem elterlichen Hause bleiben, so wird den Kindertrauungen, anders wie etwa bei unsern Ver-

lobungen, verhängnisvoll bindende Kraft zugestanden. Stirbt der Knabe, so stempelt sein Tod das ahnungslose Kind zur Witwe mit all den furchtbaren, lebenslangen Folgen indischer Witwenschaft. Daß das unschuldige, kleine Wesen Witwe geworden, ist eine weitere verschärfte Strafe für ein vor diesem Dasein begangenes Verbrechen; die eignen Eltern kennen für solch ein grausam von den Göttern gezüchtigtes Kind kein Mitleid. In einer unter christlicher Leitung stehenden Dorfschule von Heidenmädchen, in welcher sich etwa 35 Kinder im Alter von 6—13 Jahren befanden, sie sämtlich, auch die kleinsten ABCschützen, verheiratet, war es mir ein Leichtes die beiden Witwen von 8 bis 10 Jahren herauszufinden. Sie standen unter ihren Schulkameraden auffällig da. All den Schmuck, mit dem auch ein kleines Kind schon überladen wird, hatte man ihnen genommen, in armselige Trauerkleider gehüllt, das starke, schwarze Haar abgeschnitten, das sonst wohl fröhliche Kindergesicht finster, verwildert, und weshalb? Sie wußten nicht, warum sie also gebrandmarkt, wußten nur, daß diese Marke lebenslang ihnen anhaften werde. Das englische Gesetz gestattet den eigentlichen Vollzug der Ehe erst nach erreichtem zwölften Jahre der Kindfrau; in einem der unabhängigeren Gebiete des Landes sah ich einen Hochzeitszug unter lärmender Musik durch die Straßen ziehen, bei welchem der geputzte Bube etwa vierzehn Jahre alt, das verdutzt dreinschauende Mädchen höchstens zehn Jahre alt war. Sie saß scheu ihrem nunmehrigen Herrn und Gebieter auf dem Vordersitz des Hochzeitwagens gegenüber, anzuschauen etwa wie ein verlegenes Mädchen bei uns auf seinem ersten Gang zur Schule, von der ihr die älteren Geschwister eingeredet, daß ihr daselbst gar manche Strafe und Qual drohe.

Ein trostloses Leben droht der jungen Frau nicht nur, sondern ist ihr unentrinnbar gewiß. Sie kehrt nicht ein an

den eignen Herd; sie zieht in das Haus der Schwiegereltern, die fortan ihre Gebieter werden wie der eigne, in den meisten Fällen ungeliebte Mann. Nur das eine Mal bei der Hochzeit hat sie gemeinsam mit ihrem Manne gespeist; fortan wird sie ihm noch wie eine Köchin die Speisen zubereiten und unterwürfig auftischen; aber sie selbst muß sich an dem, was übrig bleibt, in der Küche genügen lassen. Ihr klägliches, weltabgeschiedenes Dasein verbringt sie von nun an wie eine Gefangene in der Zenana. Während die dicht vergitterten Fenster des Harems nach der Straße gehen und der Insassin eine kleine Zerstreuung an dem gewähren, was draußen vorgeht, sind die Frauengemächer in Indien nach hinten in einen engen, düstern Hof verlegt. Es war mir in Kalkutta möglich, Häuser des Mittelstandes, welche von Missionsgesellschaften für Studentenwohnungen gemietet waren, in Augenschein zu nehmen; was als frühere Zenana gezeigt wurde, erschien trostloser als ein enges Zellengefängnis. In Benares führte mich ein Händler, um mir seine feinsten, golddurchwirkten Seidenzeuge zu zeigen, aus dem Kaufladen in den Lichthof seines Hauses. Da sah ich auf der dunklen, schmalen Hühnertreppe, die nach der Zenana führt, ein paar scheue, neugierige Frauen; das war ihnen wohl kaum noch vorgekommen, so nahe einen fremden Mann zu erblicken. Die Hauptaufgabe des unglücklichen Häftlings ist, ihren Gebieter mit der Geburt von Söhnen zu beglücken. Dadurch erleichtert sie in etwas ihre Lage, die sich freilich verschlimmert, wenn statt der heiß ersehnten Erben nur Mädchen zur Welt kommen. Jahrelang kommt die Frau nicht aus ihrer Zenana heraus; glaubwürdige Missionarinnen haben mich versichert, Unglückliche getroffen zu haben, die im reizenden Indien noch keinen blühenden Baum gesehen. In tiefer Unwissenheit verbringt sie ihre Tage und Jahre wie ein armes Vöglein im engen Käfig in düsterer, licht-

armer Werkstube. Auf der Straße kann man wohl ab und zu Träger sehen, die eilenden Schrittes auf ihren Schultern ein Ding tragen nicht unähnlich einem mit Teppichen dicht verhüllten Hühnerkorb. Darinnen kauert mit untergeschlagenen Beinen eine Frau, die vielleicht nur über die Straße eine Leidensgenossin besucht oder im heiligen Strom eine Waschung vollziehen will. Die Frauen der untersten Kaste sind glücklicher daran. Sie kommen aufs Feld, auf die Straße zur Mitarbeit im Kampf ums Dasein. Es kann dann freilich wohl geschehen, daß der Hinduhändler, wenn das Geschäft die Mittel bietet, seine früh gealterte erste Frau im Laden und Verkehr mit den Käufern verwendet, dann aber eine zweite junge Frau, vielleicht noch in ihren Mädchenjahren nimmt und das arme, raschem Verwelken entgegengehende Geschöpf in die Zenana einschließt, wo es sein ödes, einsames Dasein verbringt. Auch der Frau wartet ein gesteigert elendes Los, wenn sie Witwe wird. Die Schwiegereltern dulden vielleicht die von den Göttern Gebrandmarkte nicht mehr im Hause; die Eltern wollen die durch Jahre ihnen entfremdete Tochter auch nicht aufnehmen. Hülflos, mittellos auf die Straße gestoßen, steht die Verlassene da, und in wie vielen Fällen ist es nur das Laster, das, barmherziger wie die Verwandten, die Verstoßene in seine Arme nimmt. Solch einem furchtbaren Los gegenüber konnte es in früheren Zeiten den Unglücklichen erträglicher dünken, mit der Leiche des Mannes sich verbrennen zu lassen; gewährte ihr doch das grausame Opfer zugleich Eingang in ein besseres Dasein. In einer christlichen Normalschule sprach ich mit einer siebenzehnjährigen Witwe. Sie hatte ihrem Manne drei Kinder geschenkt, als vor Jahresfrist derselbe starb. Unbarmherzig hatten die Schwiegereltern die Kinder von dem Herzen der jungen Mutter gerissen und sie selbst auf die Straße geworfen. Da fanden die Verzweifelnde, dem Tode

oder der Schande Preisgegebene Christinnen, die sie mit heim nahmen. Sie bat um die Taufe und nun wurde sie zu einer christlichen Lehrerin ausgebildet. Wie war sie glückselig über das ihr in dem christlichen Heim gewordene Los!

Gewiß, es sind Ausnahmen anzugeben, wo das Geschick der Hindufrau sich günstiger gestaltet, wo in einer glücklichen Ehe sich aufrichtige Liebe zeigt. Solche Ausnahmen bekräftigen aber doch nur die unanfechtbare Regel. Es mag viel in manchen Schilderungen übertrieben sein; eine Schuld daran trifft die Abgeschlossenheit, in der die Frau wie eine Gefangene gehalten ist und die der Einbildungskraft Raum gewährt, das Unbekannte sich anschaulich zu machen. Aber nun haben doch schon Hunderte von unsern Mitarbeiterinnen die Zenanas betreten und was sie von dem Los ihrer Schwestern gesehen, läßt sie nicht in der aufopferungsvollen Arbeit ermüden, dies erschütternde Los zu lindern. Sie verkünden ihren Mitschwestern den, von dem Adolf Monod einst das ebenso tiefe wie wahre Wort gesagt, daß während Christus den Mann einmal erlöset, er dem Weibe zwiefache Erlösung bringe, außer der mit dem Manne gemeinsamen, daß er als Lamm Gottes unsre Sünde und Schuld getragen und am Kreuze getilgt, die weitere, daß er die freigewordene Christin in seinem Reiche dem Manne wieder als völlig ebenbürtige Gehülfin und Genossin in Freud und Leid zur Seite stelle. Dem unanfechtbaren Zeugnis unsrer Missionarinnen gesellt sich in mehrender Zahl das Zeugnis derer zu, die selber einst in der Zenana gelebt, durch Gottes Führung in das Licht des christlichen Glaubens gelangt und nun fröhlich und überzeugungsvoll ihren Hinduschwestern die Hand reichen, aus der hoffnungslosen Haft in die Freiheit der Kinder Gottes herauszutreten. Wen ergreifen nicht die wahrheitsgetreuen Mitteilungen der Pandita Ramabai, dieser hochherzigen Vorkämpferin der indischen Frauen-

bewegung? Darum wirken diese Bekenntnisse der Christin gewordenen Frau aus hoher Kaste so mächtig auf das Gemüt, weil sie mit dem eignen Herzblut geschrieben in jeder Zeile die warme, begeisterte Heimatliebe, eine rührende Anhänglichkeit an die Eltern, an die eigne, in außerordentlichem Grade begünstigte Jugendzeit bekunden. Ihr inniges Wort erinnert mich an mancher Stelle an jenen nachhaltigen Weckruf in „Onkel Toms Hütte.“

Hier wenn irgendwo in Indien galt es für unsre evangelische Mission Wandel zu schaffen. Sie hat es gethan. Mit jener Liebe, die alles hofft, mit jenem weltüberwindenden Glauben, der vor keinen, auch nicht den scheinbar unübersteiglichsten Hindernissen zurückschreckt, hat sie den Hebel ihrer Arbeit in dies stärkste Bollwerk indischen Heidentums getrieben; nach einem mehr als halbhundertjährigen heißen Bemühen darf dankend bezeugt werden: die Arbeit ist nicht vergeblich gewesen in dem Herrn. Es ist eins der schönsten Blätter unsrer evangelischen Mission auf der weiten Welt das Blatt, auf welchem die Frauen-Mission in Indien eingetragen ist, die Mission an den indischen Frauen, die Mission unsrer Gehülfinnen, nun auch in der Mission um uns, an ihren Schwestern in Indien. Dem kostbaren Blatt hat die römische Kirche kein gleiches an die Seite zu stellen; sie kann es ihrem ganzen Wesen nach nicht. Ihr Unvermögen hat wesentlich dazu beigetragen, daß auch in Indien die jugendliche evangelische Mission ihre auf dem gleichen Arbeitsfeld so viel ältere Schwester in unserm herrlichen Jahrhundert der Mission weit überflügelt hat. Das merkten frühzeitig unsre Sendboten, zumal in dem Maße als sie beherzt an dem Stromgebiet des heiligen Ganges und dort in den Hochburgen des Hinduismus Fuß faßten, daß die Zenana ihnen unerbittlich verschlossen, die indische Frauen-

welt unzugänglich blieb. Sie konnten sich leicht sagen, daß damit die Predigt des Reiches Gottes unmöglich gemacht ist; denn dieselbe richtet sich nicht allein an die Männer. Sie findet ihre Heimstätte nur im Haus, in der Familie, bei Mann, Weib und Kind in engem Bunde, diesem Grundpfeiler jedes Reiches und darum auch von Anfang an des Reiches Gottes. Die evangelische Predigt mußte in das Haus, an das Herz der Frauen und Kinder Indiens dringen.

Was den Jüngern des Herrn dort unmöglich ist, das nahmen glaubensfreudig seine Jüngerinnen, unsre Schwestern, in die Hand. Zunächst wohl in der Weise, daß die Missionarsfrauen ihren Männern Handreichung boten, ein unberechenbarer Segen unsrer evangelischen Mission in allen Ländern und ihr wertgehaltener Vorzug gegenüber römischer Mission. Aber die Kräfte reichten nicht aus für die Riesenarbeit. So ging der Ruf: „Kommt hernieder und helft uns" an die zahlreichen, müßig daheim am Markte stehenden Töchter unsrer evangelischen Kirche, und sie traten heran, in England, in Amerika und auch in unserm Deutschland, vor ihren rufenden Herrn und Heiland: Herr, hier bin ich, sende mich. Sie kamen nicht unberechtigt, anmaßlich. Sie konnten auf das Sprachenwunder bei dem ersten Pfingsten hinweisen und auf die Pfingstpredigt des Apostels, daß Gott in diesen Tagen seinen Geist ausgegossen gleichermaßen über seine Knechte und seine Mägde, auf daß sie zum Empfang der gleichen heiligen Gabe herzurufen sollten nicht nur die Söhne und Töchter Israels, sondern alle, die ferne sind. Der Laderuf geht nicht nur aus in der Gemeinde, in der nach der Weisung des Apostels das Weib schweigen soll, sondern auch im Haus, in der Schule. Wer darf der Jüngerin wehren, an diese Stätten die Predigt von unserm Herrn Christus in Wort und mancherlei Liebeswerk zu tragen? Wie zum Schutz und Trutz steht je und je unsern Schwestern Christi Wort zur Seite: wehret ihnen nicht.

Es wäre eine lockende Aufgabe, die ungemein fesselnde, höchst beachtenswerte Geschichte der Frauenmission in Indien zu schreiben; um so lohnender, da trotz eifrigen Bemühens ich noch keine eingehende Schilderung irgendwo gefunden und was ich von diesem geradezu unentbehrlich gewordenen Arbeitszweig unsrer evangelischen Mission in Indien kennen gelernt, zu dem Urteil berechtigt, daß eine wahrheitsgetreue Darstellung im verständnisvollen Zusammenhange mit dem dortigen Frauenleben der eindringlichste Werberuf zur Mitarbeit sein würde. Zumal unsre evangelischen Glaubensgenossen in England und Amerika haben gelernt die weibliche Mitarbeit zu werten. Kaum eine Missionsgesellschaft dort in Indien, die nicht als einen unentbehrlichen, völlig ebenbürtigen Genossen solche Frauenhülfe ihrer Arbeit eingegliedert. Da und dort sind in den verschiedenen heimischen Kirchen Vereine ins Leben getreten, Frauen für den köstlichen Dienst zu werben, auszubilden, in das ferne Land zu senden und für ihren Unterhalt daselbst aufzukommen. Es ist eine helle Freude, unter diesen Vereinen auch unsre deutsche evangelische Kirche vertreten zu sehen und zwar mit am frühesten.

Wie Deutschland die ersten evangelischen Missionare für Indien gestellt und seit nun bald zweihundert Jahren eine nur kurze Zeit unterbrochene, glänzende Reihe hervorragender Sendboten in das Land voll Sonnenschein entsandt hat, so auch seit Jahrzehnten nun schon nicht wenige wackere, fromme Töchter unsers Volkes. Der 1834 in London gegründeten „Gesellschaft zur Beförderung der weiblichen Erziehung im Osten" folgte 1843 der in Berlin ins Leben getretene „Frauen-Verein für christliche Bildung des weiblichen Geschlechtes im Morgenlande", der von Anfang an als Hauptfeld seiner Thätigkeit Indien ansah. Es ging diesem Verein wie Goßner mit seinen ersten Sendboten; er stellte seine wenigen

Kräfte andern Missionsgesellschaften zur Verfügung. Da haben sie alle die Jahre hindurch mit deutscher evangelischer Treue wacker gearbeitet; zumal die große englisch-kirchliche Missionsgesellschaft wußte und weiß die erprobte deutsche weibliche Kraft zu werten. In Benares habe ich noch die dankbar anerkannten Spuren ihrer Thätigkeit gesehen, in Lukhnau traf ich noch in unverdrossner, reichgesegneter Arbeit eine wackere Landsmännin. Hätte ich meine Missionspfade weiter hinauf ins Pandschab ziehen können, würde ich noch der einen und andern Sendbotin des Berliner Vereins in englischem Dienste die Hand haben reichen dürfen. Zu den angenehmsten Erinnerungen der Reise gehören die unter dem gastfreien Dach unsrer lieben Schwestern und mitten in ihrem reichgesegneten Arbeitsfeld hier in Sikandra verlebten Tage. Da hat der Berliner Verein seine eigne Wirkungsstätte gefunden, wohl angelehnt an die dortige englisch-kirchliche Missionsgesellschaft und auch zur gern gewährten Herberge auf ihrem umfangreichen Missionsgehöfte, aber doch so, daß die fünf Schwestern völlig selbständig und uneingeschränkt ihr schönes Werk treiben und nun auch weiblicher Missionsarbeit unsrer deutschen evangelischen Kirche ehrenvolle Anerkennung unter den englischen Glaubensgenossen verschaffen.

Manches wahrlich nicht leichte Opfer fordert der köstliche Beruf von unsern wackeren deutschen Schwestern. Ich meine nicht die harte Arbeit unter der sengenden, erschlaffenden Sonnenglut Indiens während der glühendheißen Sommermonate; die teilen sie mit all ihren englischen Genossinnen. Auch nicht die dem weiblichen Gemüte besonders drückende Ferne von all den Lieben daheim. Auch dies trifft sie alle gemeinsam. Aber diese deutschen Mädchen haben wie aus dem Vaterlande nun auch aus dem süßen Bereich der Muttersprache zu ziehen und was ihnen herzlich schwer ankommt,

aus ihren heimischen evangelischen Gottesdiensten. An dem Sonntag, den ich unter ihnen weilte, waren wir am Vormittag in Agra zum Gottesdienste in der Kirche von England, die bekanntlich zumal in der Predigt nur ein uns gar dürftig erscheinendes Maß von Erbauung bietet. Am Nachmittag nahmen wir alle an dem vor etwa 250 Knaben und Mädchen gehaltenen Kindergottesdienst in Sikandra teil; der wiederum nicht in der Mutter- und Gebetssprache unsrer treuen Landsmänninnen, sondern selbstverständlich in der der Kinder und zwar von einem eingebornen Prediger gehalten wurde. Da war dann der innige Wunsch begreiflich, von dem deutschen Prediger einen Gottesdienst ganz in der heimischen Weise zu erhalten. Wir bildeten nur eine kleine Hausgemeinde; es war rührend zu erfahren, daß es der erste deutsche Gottesdienst in Indien gewesen, und doch steht die Schwester Therese aus Stettin seit 23 Jahren, Schwester Gertrude aus Eberswalde seit 11 Jahren als einsame Vorposten unsrer Kirche auf dem heißen Boden Indiens. Darin aber stimmen alle unsre lieben, deutschen Schwestern dort in Sikandra und wo ich sie sonst angetroffen überein: sie bringen diese Opfer willig und von Herzen als fröhliche Geberinnen. Wiederholt haben sie mir bezeugt, wie voll und tief befriedigt sie in ihrem Berufe seien, so viel köstlicher als welche Wirksamkeit immer ihnen sonst das Leben bieten könnte.

Ihre Arbeit hat die Frauenmission in Indien bei den Mädchen im Schulwesen begonnen. Für den Unterricht der Knaben war im Lande schon gesorgt, von der Behörde und, ihr zur Seite, sie im wichtigsten Punkte der Erziehung, im Religionsunterricht überflügelnd, von der Mission. Die geringgeachteten Mädchen wuchsen ohne jede Schulung auf, und doch zeigte sich zum Teil in ergreifender Weise ein brennender Lerneifer, dem die Missionarinnen entgegenkamen. Dieser

älteste Zweig steht heute in voller Blüte. Zählte man noch vor einem halben Jahrhundert unter hunderttausend Frauen kaum eine lesekundige, so sehen wir jetzt schon die Töchterschule von der Stadt aufs Dorf vordringen, und ein früheres arges Vorurteil ist in raschem Schwinden. Auch die Mädchen lernen an der biblischen Geschichte das Lesen; diese Geschichte bleibt ihnen lebenslang haften, verstärkt durch Bibelsprüche, durch Singen unsrer evangelischen Lieder. Ich war oft erstaunt, zumal in den Städten, aber auch schon auf dem Lande zu sehen, wie gefördert diese Mädchen im Unterricht sind. Und nun erzählen sie zu Hause ihre Sprüche und Lieder und werden selber, die kleinen Trabanten, in der Zenana Verkündiger des Wortes. Häufig wiederkehrende Notstände erweiterten das Arbeitsgebiet. Hungersnöte, Seuchen, Aufstände drängten zur Bildung von Waisenanstalten; die Scharen verwaister oder verlassener Mädchen füllen rasch diese Häuser christlichen Erbarmens. In Lukhnau führte mich eine deutsche Missionarin in ihr eben gegründetes Asyl, in dem sie mehr wie 50 Frauen mit ihren Kindern aufgenommen, die sie dem Verhungern entrissen und die nun allesamt willig geworden den Glauben derer anzunehmen, die sie vom zwiefachen Tode gerettet. Unsre Schwestern in Sikandra haben in ihrem Waisenhaus mehr wie hundert Mädchen, sie allesamt schon Christen und sie werden in dem christlichen Heim gehütet und erzogen, bis sie an Christen verheiratet werden oder sich tüchtig erweisen, als christliche Lehrerinnen, Bibelfrauen u. s. w. in die ihnen leicht zugänglichen Zenanas zu ihren Landsmänninnen entsandt zu werden. Es wäre wohl interessant, eine genaue Ziffer dieser christlichen Waisenmädchen und Zöglinge der sog. Normalschulen zu erhalten. Zumal die Leistungen in den Normalschulen sind recht bedeutende und stehen denen unsrer weiblichen Erziehungsanstalten daheim in England und Deutsch-

land kaum viel nach. Gerade in der als uneinnehmbar geltenden Hochburg des Hinduismus, in Benares, hielt ich in einer solchen Normalschule an einem Sonntag Kinder-Gottesdienst vor mehr wie hundert Mädchen im Alter von etwa 6—17 Jahren. Die älteren Zöglinge waren imstande, dem in englischer Sprache gehaltenen Gottesdienst zu folgen. Ich war überrascht über die treffenden Antworten, die ich auf nicht immer leichte Fragen erhielt; ich möchte fast bezweifeln, ob ich gleich tüchtige in jeder deutschen Sonntagsschule auch von den gereifteren Kindern erhalten würde. Was mir gefiel war, daß die Mädchen Fragen nach Bibelsprüchen in ihrer Muttersprache beantworteten. Sie werden von Jugend auf angehalten, das Wort Gottes nur in der Sprache ihres Gebetes zu lesen und zu lernen. Aus den Antworten, aus der ganzen Haltung war leicht der fromme Ernst, die warme, glaubensvolle Überzeugung dieser reiferen Mädchen zu erkennen; welch ein Unterschied zwischen ihnen, den Christinnen Indiens, und was man von ihren heidnischen Schwestern zu sehen bekommt!

Die den Kindern erwiesene Liebe ist auch in Indien vielfach der bewährte Schlüssel, die Zenana den Missionarinnen aufzuschließen und an das Herz der Mutter zu kommen. Auch in die dunklen, einsamen Zellen dringt mehr und mehr das Licht christlicher Kultur und dann auch des Wortes Gottes. Eine stark wachsende Schar von Männern, die in den Regierungsschulen, in den Missionsanstalten eine tüchtige Erziehung erhalten, begehrt schon jetzt bei ihren Frauen etwas Schulung und legt in immer weiteren Kreisen kaum mehr Hindernisse in den Weg, daß ihre Frauen und heranwachsenden Töchter in den Zenanas von Christinnen geschult werden. Fast offenkundig wird diese Unterweisung am Worte Gottes selbst geübt, das wunderbar auf die armen, geringgeschätzten Gefangenen wirkt, seine heilige Gotteskraft

bewährend, zerstoßene Herzen zu heilen und den Gefangenen zu predigen, daß sie los sein sollen. Ergreifende Beispiele von der fast elementaren Kraft, die das in der Zenana verkündete Wort Gottes auf das weibliche Gemüt ausübt, haben mir Zenanabesucherinnen aus ihrer Erfahrung berichtet. Aus der reichen Fülle nur ein bezeichnendes. Die Frau eines angesehenen Radschas im Audhgebiet bittet ihren Mann, von einer Missionarin englischen Sprachunterricht erhalten zu dürfen. Der Radscha, der seine Frau innig liebt, schlägt ihr die Bitte nicht ab. So kommt, die es mir erzählt, in die Frauengemächer des prächtigen Palastes. Es entsteht bald ein inniges Freundschaftsverhältnis zwischen Lehrerin und der lerneifrigen, gebildeten Schülerin, zwischen der Christin und der Heidin, deren Herz noch keinen Frieden gefunden und Sehnsucht nach dem Worte Gottes hat. Die beiden machen aus, die Bibel als bestes englisches Lesebuch dem Sprachunterricht zu Grunde zu legen. Wie eine Verdurstende habe die Fürstin die ihr geöffnete Lebensquelle in ihr tiefes, frommes Gemüt aufgenommen. Zumal die Bergpredigt habe wunderbar auf sie gewirkt; nur ein Wort darin dünkte ihr unfaßbar, ein unübersteigbares Hindernis: liebet eure Feinde, thut wohl denen, die euch hassen. Das sei Unmögliches verlangt. Aber gerade dieses Wort hatte der Herr, der sie zu sich zog, als den Stachel ins Herz gedrückt, gegen den ihre aufrichtige Seele nicht löcken konnte. Lange Wochen hindurch rieb sie in tiefem, innerem Kampfe sich an diesem Stachel wund. Ihre so glückliche Ehe war kinderlos geblieben; sie selbst drang in den Mann, eine zweite Frau zu nehmen, von ihr vielleicht den ersehnten Erben zu erhalten. Der Radscha wies den Vorschlag aus Liebe zu seiner Frau ab; gab nur nach langem Bitten nach, als die Frau die eigne Schwester zur zweiten Gemahlin empfahl. Auch diese Ehe blieb kinderlos. Da packte die junge Frau unbändige

Eifersucht wider die Schwester, die sie im Besitz der Liebe des Fürsten geblieben sah. In grimmer Wut setzte sie Gift der Speise der Schwester zu, das zwar durch rasche Gegenmittel nicht tödlich wirkte, wohl aber monatelanges, schweres Leiden verursachte. Und eine solche Schwester, die auch nach dieser That unversöhnt geblieben, sollte sie lieben? Ihr, der Haßerfüllten, wohlthun? Durch die herbe, unerträgliche Forderung ward ihr die Herrlichkeit Christi getrübt; sie versuchte, seinem übermächtig schon auf ihr Gemüt wirkenden Einfluß zu entrinnen. Aber sie konnte schon nicht mehr los von der geheimnisvollen Gestalt, um deren Segen sie rang wie Jakob einst. Da kommt sie eines Tages freudig zur christlichen Freundin, schüttet zum ersten Male ihr Herz aus, was sie von der Schwester erduldet und daß sie heute zu ihr gegangen und die Hand zur Versöhnung gereicht. Jesus habe doch recht; in seiner Kraft könne man auch den Feind lieb haben.

Die in der schönen Arbeit an ihren heidnischen Schwestern nach allen Seiten hin jahrelang thätig sind, die rühmten mir — ich habe es von mehreren übereinstimmend gehört — als den liebsten Teil der mannigfaltigen Thätigkeit die Zeltmission. Wenn die Regenzeit vorüber und die prächtigen Wintermonate anbrechen, für Indien die köstliche Maienzeit vom November bis März, dann geht es hinaus, oft tief hinein ins Land. Dort unter schattigen Bäumen auf freiem Feld werden die bequemen Zelte aufgeschlagen, und nun hebt eine wochenlange, köstliche Arbeit an. Aus den nahgelegenen Dörfern kommen die Frauen und lauschen den biblischen Geschichten, die ihnen die christliche Schwester erzählt, oder diese kehrt bei ihnen im Dorfe ein, sammelt die Mädchen um sich, sucht die Frauen in den zugänglichen Zenanas auf, wird ihnen Freundin, willkommen geheißene Seelsorgerin. So groß ist schon der stille, gesegnete Einfluß dieser „Predigerinnen in der Wüste“, daß sie furchtlos

da draußen in der Einsamkeit, fern von männlichem Schutze in heidnischer Umgebung wochenlang leben, keiner leisen Unbill ausgesetzt sind und auch von den Männern des Dorfes so achtungsvoll behandelt werden, wie diese ihre eignen Frauen nicht behandeln. Eine der deutschen Schwestern, die ich in ihre Dorfmission begleiten durfte, gestand mir, daß sie am liebsten ganz auf ein entlegenes Dorf übersiedeln würde, um ständig mit ihren armen, heidnischen Schwestern zusammenzusein und ihnen das Wort Gottes nahe zu bringen.

Wer die schwierigen Verhältnisse zumal der indischen Frauenwelt zu würdigen weiß, den befremdet nicht, daß der Erfolg dieser mehr wie halbhundertjährigen treuen Arbeit nicht greifbarer in die Augen springt, nicht mit größeren Ziffern des Übertritts von Frauen zum Christentum belegt werden kann. Übersehen wir nicht, daß der Herr das Kommen des Reiches Gottes versinnbildlicht an der Arbeit eines Weibes, das den Sauerteig nimmt und ihn unter drei Scheffel Mehl menget, bis daß es gar durchsäuert ist. Der Sauerteig verschwindet unter dem Mengen, geht in den drei Scheffel Mehl auf, um so geheimnisvoll und wie im Dunkel das ganze Mehl zu durchsäuern. Scheinbar verliert sich das Thun unsrer Schwestern in dem starren Heidentum, das äußerlich regungslos verharrt; all ihr Thun scheint umsonst gewesen zu sein. Aber doch nur dem äußeren Ansehen nach. Die treue Arbeiterin merket gar wohl den wunderbaren Gärungsprozeß in der Zenana und in der Tiefe des Gemütes ihrer Bewohnerinnen; aus den augenscheinlichen heute noch der Außenwelt verborgenen Zeichen schöpft sie fort und fort die Freudigkeit und den rastlosen Eifer in dem ihr befohlenen „Mengen" nicht müde zu werden. Wir haben bei der Mission unter den Hindufrauen in gesteigertem Grade den gleichen Maßstab der Beurteilung anzulegen wie bei der unter ihren Männern. Unsere Sendboten in

Indien liegen vor einer Festung, deren Steinmauern noch einen Stahlpanzer tragen wie in keinem andern heidnischen Lande. Eine viel stärkere Widerstandskraft als die heidnische Religion besitzt das Kastenwesen. Wenn es nur erst gelingt, da eine Bresche zu legen, dann wird der heidnische Kult und Götzendienst bald morsch auseinanderbrechen. Unter der vollen Zwingherrschaft der Kaste lebt die arme Gefangene in der Zenana. Ihr offnes Bekenntnis stößt sie unfehlbar aus der Kaste, aus der Familie, aus ihrem Volke hinaus auf die Straße, in der sie weltfremd dann steht. Was soll aus der Ausgestoßenen werden? Wie und wo kann ihr die Gemeinde, der Missionar ein Unterkommen, einen Erwerb bieten? So gilt es in aller Treue der Arbeit Geduld haben, in dem Vermengen des Sauerteiges fortfahren, selbst wider Hoffen. Bricht die Stunde an — Gott allein weiß um dieselbe —, in welcher die Unterminierung des Felsens vollendet ist und die Sprengmine sich entzündet, so sind unsre wackeren Gehülfen überzeugt — wer ihre Arbeit etwas kennen gelernt, ist sehr geneigt, ihre Überzeugung zu teilen—, daß an dem großen Erntetag die erstaunte Welt sehen wird, daß auch die Töchter Indiens in hellen Scharen zu den Füßen des Herrn sitzen und zwar völlig „durchsäuert“ und wohl ausgerüstet, dem Meister auf die schwierigsten Lebensfragen wie Martha antworten zu können: ja, Herr, ich glaube, daß du bist Christus, der Sohn Gottes.

Von ganzem Herzen wünsche ich, daß die Wichtigkeit, die Unentbehrlichkeit der Mithülfe unsrer Schwestern, dem Herrn Jünger auch unter den Frauen Indiens zu werben, von unsern deutschen Missionen, von unsrer heimischen evangelischen Kirche voll und unumwunden anerkannt werde. Ich kann den schmerzlichen Eindruck nicht los werden, daß noch

in weiten Kreisen selbst warmer Missionsfreunde diese weibliche Mitarbeit in der indischen Mission etwas mißgünstig, verdächtig angesehen wird, ähnlich wie vor Jahrzehnten in gewissen kirchlichen Kreisen die innere Mission als sog. Laienarbeit in der Gemeinde oder die Helferin in unsern Sonntagsschulen. Angesichts der unleugbar bedeutenden Schar und Kraft von Arbeiterinnen in Indien fängt man bei uns an sich zu fügen, sie sich gefallen zu lassen. Wer sie bei der Arbeit in Indien gesehen, diese Hunderte und Hunderte von Bahnbrecherinnen da, wohin der Fuß des Mannes nicht bringen kann, wer den unleugbaren Fortschritt und Segen dieser Mitarbeit an so manchem verheißungsvollen Zeichen an Ort und Stelle hat erkennen dürfen, giebt sich mit einem kühlen Gewährenlassen heute schon nicht mehr zufrieden. Er verlangt unumwundenes und auch dankbares Zugeständnis von der Ebenbürtigkeit dieser weiblichen Arbeit auf dem indischen Missionsfeld, ihre vollberechtigte Eingliederung in die Mission überall da, wo dieselbe unter Hindus und Mohammedanern arbeitet. Unsre evangelischen Missionsgesellschaften in England und den Vereinigten Staaten haben dies Recht lange schon anerkannt. Unsre wackern deutschen Schwestern sowohl in Sikandra als auch überall da, wo sie ihre willkommen geheißene Kraft den Engländern zur Verfügung stellen, sie haben sich wahrlich in einer mehr als halbhundertjährigen stillen, treuen, von der eignen Heimat kaum beachteten Wirksamkeit das Recht erworben, das ihren Schwestern längst schon eingeräumt ist. Unsre deutsche evangelische Kirche ist ihre Schuldnerin geworden; es ist hohe Zeit, diese Schuld anzuerkennen und zu tilgen.

Sei es dem, der bewundernd Zeuge der opferwilligen und gesegneten Thätigkeit unsrer deutschen evangelischen Schwestern hat sein dürfen und was er da in unaufhaltsamem Fortschreiten gesehen, unter die Lichtpunkte seiner Missionsreise

zählt, sei es mir gestattet anzudeuten, wie diese Schuld am zweckmäßigsten getilgt werden kann. Die Frauenmission ist Gehülfe um die Mission der Männer; sie kann nur da auch in Indien sich entfalten, wo sie sich wie zum Schutz und Trutz an die Mission ihrer Brüder anlehnt. Wir Deutsche haben auf indischem Boden an drei Stellen Fuß gefaßt. Die Arbeitsgebiete von Basel, Leipzig, Berlin II gewähren nicht — aus hier jetzt nicht zu erörternden Gründen — den geeigneten Raum für die Anlage weiblicher Mission; deren fruchtbares Feld ist vorzugsweise der Norden Indiens, das unabsehbar weite Stromgebiet des Ganges und längs dem Gebirgsstock des Himalaya. Da haben wir Deutsche seit langen Jahrzehnten ein paar Missionsorte, unter ihnen als die blühendste Ghazipur. Durch die Tüchtigkeit des gegenwärtigen Leiters Lorbeer und seines noch unvergessenen, weithin am Ganges volkstümlichen Vorgängers ist die Ansiedelung materiell fast völlig von der heimischen Missionsgesellschaft unabhängig geworden. Ich habe bereits darauf hingewiesen, wie vorteilhaft es wäre, wenn unsre Goßnermission ihre Gesamtkraft und Leistungsfähigkeit allein für die Kols verwenden würde, unter denen gerade jetzt eine doppelte und dreifache Arbeiterschar nicht genügend ist, die reife Ernte einzubringen. Nun gut: so mache man Ghazipur mit den paar umliegenden deutschen Stationen selbständig und siedele unsre Schwestern, wo möglich auch in drei- und vierfacher Zahl — wahrhaftig: Indien und seine so niedergedrückten Frauen sind es wert —, daselbst an, daß das Schwergewicht der dortigen Thätigkeit auf eine festgeordnete, zielstrebige Zenanamission gerichtet werde. Nach Ghazipur sandte der Berliner Frauenverein für christliche Bildung des weiblichen Geschlechtes im Morgenland seinen ersten Sendboten, Dorothea Keil aus Königsberg, bereits 1846 aus, ein paar Jahre nur, nachdem 1843 Goßnermissionare da-

selbst sich angesiedelt. Noch besitzt der Verein aus dem Nachlaß einer ihrer Gründerinnen eine Karte Indiens mit dem Eintrag vom Oktober 1843: „Ghazipur, Niederlassung der drei ersten Missionare, welche die Berliner Missionsgesellschaft (Goßner) nach Ostindien gesandt, den Missionar Reuther an ihrer Spitze. Das nächste Ziel unsrer Hoffnungen für die von uns zu gründenden Schulen.“ Daß doch diese Hoffnung wieder aufleben möchte! Man kehrt ja gern zu seiner ersten Liebe zurück, auch ein Missionsverein. Mag die Umgestaltung der dortigen Mission viele Arbeit, noch viel mehr Opfer beanspruchen: um so besser. Arbeit und Opfer können nie den Jüngern und Jüngerinnen des Herrn einen Hinderungsgrund bieten; immer nur, sobald im Glauben erkannt ist: Gott will es! einen mächtigen Ansporn zur That. Unsre gesamte evangelische Mission ist in unsern großen, schönen Tagen Thatbeweis der Predigt des größten Heidenapostels: ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus.





VIII.

Delhi.

Um halb zwei Uhr des Morgens lief der Schnellzug in die um diese Zeit öde Halle ein, etwas ungelegen für den einzigen Reisenden erster Klasse, der auch diesesmal wieder wie durch ganz Indien, aus Unlust an solcher Begleitung, ohne Diener die Fahrt gemacht. Zum Glück war noch ein Kuli aufzutreiben, der das Gepäck nach der einzigen Droschke brachte, die so spät am Bahnhof hielt. Der schläfrige Rosselenker war schließlich wach genug, um den Namen des Gasthofes zu verstehen, und nun ging es über die Brücke hinein in die etwas entlegene, weltfremde Stadt. Nach geraumer Zeit war auch der Gasthof ausfindig gemacht; es währte aber noch eine gute Weile, bis durch vereintes Poltern wider die Hausthür irgend ein schlaftrunkener dienstbarer Geist öffnete. So viel merkte er, daß es sich um ein Unterkommen handele, und war auch bereit, das beste Zimmer dem Fremden einzuräumen. Gut, daß es kaum beleuchtet war; die nach ein paar Stunden sichtbar gewordenen Vorzüge würden doch vielleicht von der Benutzung abgeschreckt haben. Das große Zimmer lag im Erdgeschoß.

Statt einer verschließbaren Thür nach dem Garten ein angelehnter Laden, der tagsüber die Aufgabe hatte, die Sonne nicht eindringen zu lassen; ebenso statt der Fenster nur verschiebbare Läden nach der Straße. Kein Schloß, kein Riegel in der Stube. Das Bett so unsauber, daß an eine Benutzung nicht zu denken war. So brauchten auch die Wertsachen nicht abgelegt und vor diebischen Fingern versteckt zu werden. Im Sessel sitzend, von den beiden Gepäckstücken umgeben, aber auch in dieser etwas unbequemen Lage von einem erquicklichen Schlafe bald überwältigt, wurde der Tag erwartet, um alsbald früh am Morgen die mir unbegreiflicherweise warm empfohlene Herberge, in welcher außerdem kein Mensch ein Wort Englisch verstand, mit dem schön gelegenen und vorzüglich unterhaltenen Maiden Hôtel zu vertauschen.

Der erste Gang galt nun doch nicht einer Besichtigung der einst so glänzenden Hauptstadt der Groß-Moguln. Mit Macht zog es mich vor allen Dingen hinaus aus der Stadt, vorüber an dem Fort mit seinen jetzt verwaisten Prachtbauten, vorüber auch an der mächtigen, eindrucksvollen Dschumma-Moschee nach der Trümmerstätte von Alt-Delhi. Eine tiefwurzelnde Liebhaberei an ehrwürdigen Zeugen längst entschwundener Zeit forderte wieder einmal ihr Recht; wer will sie einem einsamen Reisenden mißgönnen? Draußen etwa zwei Kilometer von dem Delhi-Thor, zwischen dem Strom und der Landstraße, breitet sich ein ödes, unebenes Blachfeld aus; man erkennt deutlich, daß nur lose ein dürres Erdreich alte Trümmerhaufen, untermischt mit Schuttmassen, überdeckt. In der Mitte etwa tritt verwittertes Mauerwerk zu Tage: alles, was noch von dem festungsartigen Palast des Firuz Schah aus dem Hause Tughlak (1351—1388) nach dem Einbruch und der argen Verwüstung Tamerlans (1398) übrig geblieben ist. Die

Trümmer lassen auf keinen schönen Bau schließen; er muß plump im Stil, roh in der Ausführung gewesen sein, aber beachtenswert durch die Stärke des Mauerwerks, das aller Verwüstung und auch dem Zahn der Zeit widerstanden hat. Noch deutlich erkennbar, trotzdem das Erdgeschoß im unterwühlten Boden und aufgehäuften Schutt eingesunken ist, bestand der wuchtige Bau aus drei viereckigen Stockwerken, von denen je das obere an Umfang kleiner war als das vorangegangene. Auf dem teilweise erhaltenen, jetzt mit einer Erdschicht überdeckten flachen Dache steht hochragend wie ein gen Himmel ausgestreckter Riesenfinger eine schlanke, vierzig Fuß hohe Säule aus einem einzigen, schwarz gewordenen Sandstein; der Umfang am Boden von zehn Fuß verjüngt sich nach oben bis zu sechs Fuß; ein Kapitäl scheint abgebrochen, das obere Ende ist etwas abgesplittert. Die Säule mag Jahrhunderte hindurch irgendwo im Erdreich versteckt und dadurch erhalten worden sein; unter Firuz Schah dann gefunden, hat er sie in seinem Palaste aufrichten lassen, ein weithin in der Landschaft sichtbares Wahrzeichen.

Bedeutung und auch Ursprung der Säule ist dem mohammedanischen Herrscher unbekannt geblieben. Es ist eine Stambha oder Lat, wie sie König Asoka, der Konstantin des Buddhismus, vor den massenhaft von ihm in seinem Reiche gebauten Stupas, den buddhistischen Reliquienschreinen, wie eine Art Mastbaum wahrscheinlich hatte aufrichten lassen. Ihrer sind nur ein paar noch auf unsere Zeit gekommen. Auch diese Säule ist mit uralten, seltsamen Schriftzügen bedeckt. Firuz Schah und seine Schriftgelehrten konnten die ihnen fremden Zeichen nicht mehr entziffern; das ist erst in unsern Tagen nach langem, rastlosem Bemühen dem ungemeinen Scharfsinn des Forschers Prinsep gelungen. Nun redet der ehrwürdige Zeuge einer

Zeit zu uns, die — man kann es genau ausrechnen — heute 2157 Jahre zurückliegt, das älteste erhaltene Kunstblatt aus dem Geschichtsbuche Indiens und darum zwiefach wertvoll und fesselnd. Die Säule selbst, für Indien was die Pyramide dem Lande der Pharaonen ist, steht an der Schwelle, an welcher der haltbare Stein das ursprüngliche Holz in der Kunst ablöst; die ganze Ausgestaltung der Säule weiset noch auf solche Herkunft hin. So mögen wohl die Tragebalken der flachgedeckten Häuser in Altindien zugeschnitten gewesen sein. Von dieser ältesten Holzbaukunst in Indien ist keine Spur auf uns gekommen; auch für ein paar folgende Jahrhunderte sind die wenigen erhaltenen Lats die allein übrig gebliebenen Zeugen auch der Kunst jener längst entschwundenen Zeit. Was von Kapitälen und sonstigem Zierschmuck erhalten ist — ich kenne sie leider nur aus Lichtbildern; die Säule in Delhi hat ihre Verzierung eingebüßt —, erinnert deutlich an assyrische und auch griechische Einwirkungen; es wäre verwunderlich, wenn zumal die Griechen im Heereszug Alexanders des Großen, die, wenn auch vereinzelt, im Lande geblieben, ihre hohe Kunstbegabung nicht geltend gemacht hätten.

Fesselnder für mich ist, was die etwas redseligen Inschriften an der Delhi-Säule bekunden, eine Geisterstimme wie aus dem Grabe, die dem Theologen mehr zu berichten hat als dem Geschichtsforscher. Wir hören Asoka selber reden, wohl die bedeutendste Persönlichkeit der indischen Geschichte jener Zeit, den hochangesehenen frommen König, der ein paar Jahrhunderte nach Buddha den Buddhismus zur Staatsreligion in seinem weit ausgedehnten Reiche erhob. Sein Ruhm ist unter den Buddhisten nicht erloschen; er glänzt ihnen heute noch in so strahlendem Lichte, daß der Vertreter der Ceylon-Buddhisten bei dem Religions-Kongreß in Chicago, Dharmapala, den nun doch darüber

etwas verblüfften Amerikanern den vermeintlichen Hauptanziehungspunkt ihrer Weltausstellung entwand, indem er den zuerst veranstalteten Welt-Religionskongreß für Asoka beanspruchte. Freilich eine echt buddhistische Anmaßung, daß Dharmapala die dritte buddhistische Synode in dem heutigen Patna (244 v. Chr.) zu einem solchen Weltkongreß aufbauschte. Ja, was haben nicht alles die auf den Ruf aus Amerika herbeigeeilten Christen in Chicago sich von den miteingeladenen „Religionsgenossen" bieten lassen und in gepriesener Duldsamkeit ruhig hingenommen! Asoka verhüllt auf der Säuleninschrift seinen Namen unter dem Prijadarcin (der liebevoll Gesinnte), mit dem vorgesetzten Beiwort Devanamprija (der Göttergeliebte). Er giebt an, daß er seine frühere Hindureligion gegen eine bessere vertauscht, ohne jedoch den Namen des Buddha zu erwähnen, und fordert seine Unterthanen auf, seinem Beispiel zu folgen, ihm auch — es ist etwas ruhmredig, nicht unähnlich manchem verwegenen Ausspruch Buddhas! — als Vorbild eines tugendhaften Wandels, des besten Mittels, die Buddhalehre im Lande auszubreiten. Durch königliche Wohlthaten gelte es, die Heiden zu gewinnen. Als solche führt Asoka seine Thaten auf: das Pflanzen schattenspendender Bäume längs der Landstraße, die Errichtung von Herbergen und Verkaufshallen in bestimmten Zwischenräumen (wahrscheinlich auch an den von Wanderern und Pilgern begangenen Straßen). Noch ist die Fleischeskost nicht untersagt, nur an bestimmten Fest- und Fasttagen soll man sich ihrer enthalten.

Seit jener so weit zurückliegenden Zeit, was ist doch aus dem Buddhismus in Indien geworden! Die einsame, geborstene Säule aus dem friedlichen Aufgang der neuen Lehre weiß noch nichts von dem bald schon anhebenden Kampf mit der von ihr mehr und mehr verdrängten alten

Götterlehre; sie ahnt noch nicht den ihr beschiedenen Sieg, noch weniger, daß auch dem Sieg ein neues Unterliegen der Lehre Buddhas in seinem Heimatlande, im weiten Reiche Asokas folgen werde, ein so vollständiges Unterliegen, daß ich in Indien nur auf Ceylon kahlgeschorenen, in safrangelbe Gewänder gehüllten Buddhistenmönchen begegnet bin. Wer nach ihrem Anblick lüstern ist, der muß sie schon außer Landes suchen, in Tibet, in Japan, hier und da zerstreut in China und auch da in einer inneren Verfassung und äußeren Ausgestaltung, daß Buddha selbst schwerlich sie als seine Jünger erkennen würde. Ebensowenig freilich als solche die seltsamen, übersättigten Leute in Europa, die Buddha aufs Schild gehoben, wohl seine Weltverachtung preisend nachahmen, sich aber hüten, demgemäß ihren Wandel in der Weltentsagung nach der Weisung Buddhas zu führen.

Weithin in die stille Landschaft schaut von seinem hochgelegenen Standort der vereinsamte letzte Zeuge aus der unvergessenen Zeit des frommen Asoka. Wenn die schweigsame, trotzdem so beredte Säule nun auch berichten könnte, was sie allein an dieser Stätte in dem letzten halben Jahrtausend erlebt! Welch eine Zeit in Delhi, seitdem der wohlwollende und auch um das Gemeinwohl seines Landes verdiente Firuz Schah sie hatte aufrichten lassen! Hätte er mit seinen Gelehrten die Inschrift lesen können, so würde der Mohammedaner in dem gezeichneten Tugendbild des Buddhisten unschwer eigene Züge erkannt haben. Wohlwollender Gesinnung war er eifrig beflissen, in dem Reiche, das sein Großvater dreißig Jahre vor seiner Thronbesteigung in Indien gegründet, Karawansereien und Hospitäler anzulegen, Moscheen und mit ihnen meist auch baulich verbundene Madrasseen, Theologenschulen des Islams, zu errichten; vor allem aber auch die Wohlthaten Indien

zuzuführen, deren reichen Segen er in dem Lande seiner Väter, in Merw und Buchara, kennen gelernt haben mag. Durch weit ausgedehnte Anlagen von Deichen und Dämmen führte er dem heißen, trockenen Flachland eine künstliche Bewässerung aus den großen Stromläufen des Landes zu, wie drüben in der alten Heimat Oxus und Jaxartes ihren Wasserreichtum tief ins Land hinein durch geschickte, kunstvolle Anlagen abgeben mußten. Firuz schreckte selbst nicht vor der schwierigen und kostspieligen Arbeit zurück, durch den Dschamnakanal diesen mächtigen Strom und durch ihn den Ganges mit dem Hauptnebenfluß des Indus, dem wasserreichen Sutley, zu verbinden, eine unvollendet gebliebene Arbeit, die wohl wert wäre, auch heute noch wieder aufgenommen zu werden. Den Einbruch der Tatarenhorden unter dem allgewaltigen, furchtbaren Tamerlan hat die Säule merkwürdigerweise ungefährdet an ihrem ausgesetzten Ort überstanden. Fünf Tage lang hat der „lahme Timur“ die glänzende Stadt seiner entfesselten Soldateska zur Brandschatzung und Verwüstung, ihre unglücklichen Bewohner zu grausamer Abschlachtung preisgegeben (1398). Wie Mauern aufgerichtet ragten aus dem Schutthaufen der Straßen Menschenleiber empor, deren in einer einzigen Stunde hunderttausend hingemordet sein sollen. Der grausame Sieger wollte keine „Hindusklaven“ auf seinem Heimzuge mitschleppen; der Speisevorrat würde auf dem Wüstenweg dafür nicht gelangt haben. Auch die Kotila der Tughlakherrscher war über der entsetzlichen Verwüstung zusammengebrochen.

Auf ein weites, ödes Trümmerfeld, still wie ein verlassener Friedhof und doch noch wie die Handschrift eines Palimpsesten leise Kunde aus einer jahrtausendalten Geschichte bietend, blickt die einsame Asokasäule dort. Delhi ist das indische Rom. Auch in ihrem Alter ragt diese

„ewige Stadt“ bis in die vorhistorische Zeit des Romulus und Remus hinauf. Ein Brahmane, Delu, wird unter ihren Gründern vor dritthalb tausend Jahren aufgeführt; trotz der vielen Wandlungen, ja völligen Umgestaltung bewahrt die Stadt in ihrem heutigen Namen noch einen Anklang an den einstigen Gründer, wenn nicht vielleicht wie Rom dem Romulus so auch Delhi dem sagenhaften Delu zum Dasein verholfen. Delhi ist nicht wie Rom eine Siebenhügelstadt; sie empfängt aber auch Anteil an der in mancherlei Weise begehrten Siebenzahl. Eingehende Forschungen haben auf einer weiten Fläche des Trümmerfeldes Spuren von sieben Städten ausfindig gemacht, die von sieben Hindukönigen Delhis zu verschiedenen Zeiten erbaut seien. Den Spuren nachzugehen, gebrach es an Zeit und auch Lust; aber nicht vorübergehen konnte ich an Indrapat, etwa zwei Kilometer von der Asokasäule entfernt, dem alten, von den mohammedanischen Pathan-Herrschern an der Stelle erbauten Fort, wo Indraprastha gestanden, die uralte Stadt des Yudishthira. Der bedeutendste Kenner indischer Baukunst weiset mit sachkundiger Hand nach, daß die hier befindliche Kilia-Kona Moschee, — auch in ihren Trümmern noch ein fesselndes Bauwerk aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts, wie er ihn bezeichnet, des indisch-sarazenischen Pathan-Stiles — aus den verwerteten Säulengängen eines vorgefundenen alten Dschaina-Tempels entstanden sei.

Unweit von Indrapat ruft ein ödes, wüste daliegendes Gräberfeld die längst entschwundene Zeit lebhaft in die Erinnerung zurück. Ich war eines Nachmittags hinausgefahren, hatte das prächtige Mausoleum Humayuns, Akbar des Großen Vater, der neun Jahre nach Luthers Tode starb, besucht, ein vorzügliches Bauwerk, das in seinem Aufriß dem Baumeister des Tadsch teilweise als Vorbild

gedient haben soll, hatte von dem hochgelegenen, flachen Dache einen herrlichen Rundblick über die im Abendsonnenschein erglühende, malerische Landschaft genossen und war dann, den Wagen zurücklassend, unter einem Thoreingang, als ob man eine Festung betrete, in den abgesonderten, schier weltabgeschiedenen Teil der Gräberstadt gelangt. Vielleicht denn doch unbesonnenerweise ganz allein. Denn die Hut und Aufsicht über die heute noch hochgehaltene Stätte, wo Nizamu-din, der größte Heilige der Chisti-Sekte, ruht, ist etwa 50 Gliedern dieser Sekte anvertraut, die sich der Abstammung von der Schwester des unverheiratet gebliebenen Heiligen rühmen. Sie hausen da innerhalb der Umfassung der Grabstätte, ein faules, anmaßliches Völkchen, lungern den lieben, langen Tag müßig herum, nur darauf versessen, etwaigen Besuchern ein möglichst hohes Trinkgeld abzuschwindeln. Gleich beim Eintritt drängen sie sich in zudringlicher Weise heran. Dicht am Thor innerhalb der Einfassung ist ein von Tempelhallen umfriedigter Teich, das übelriechendste, schwarze, breiige Wasser, auf das ich je gestoßen; unverfälschte Jauche verpestet nicht also die Luft. Der gefeierte Heilige hat, so berichtet die Legende, den Teich einst durch einen Machtspruch an trockener Stelle entstehen lassen, ohne erkennbaren Zu- und Abfluß mit einer Tiefe von 39 Fuß. Er bewahrt seiner wunderbaren Schöpfung dauernden Schutz; noch nie — so plaudert die Legende weiter — ist jemand seiner Gläubigen in diesem Pfuhl ertrunken. Ehe ich es mich versehe, springen zwei seiner hier hausenden Anhänger von dem flachen Tempeldach aus einer Höhe von 50 Fuß in den widerlichen Schmutzteich, tauchen nach einer Weile wieder auf und laufen dann, noch triefend von der Mistjauche, dem Fremdling nach, von ihm für die ekelhafte Heldenthat in Mark verlangend, was er ihnen nicht in

Groschen zu geben gewillt ist. Beharrt er in seinem Willen, wie ich es gethan, so ist er nach den wilden und drohenden Gesichtern der müßigen „Heiligensprößlinge“ geneigt, denen zuzustimmen, welche Nizamu-din für den Stifter des Thuggismus halten und diese seine spätgebornen Verwandten als den jetzt unter dem englischen Regiment ausgerotteten Thugs nahestehend. Ihr Dräuen durfte nicht einschüchtern. War man ihnen an dem einsamen Orte auch scheinbar preisgegeben, so wagten sie es schließlich doch nicht, den sorglosen Reisenden an der Besichtigung der vielen denkwürdigen Grabmäler zu hindern. Ein Grab fesselte vorzugsweise die Aufmerksamkeit, — um derer willen, die da ruht, um der auffälligen Grabesinschrift willen und der rührenden Pietät, mit der die Stätte heute noch, mehr wie zweihundert Jahre nach der Bestattung (1681), gepflegt wird. Eingefaßt von einem in kunstvoller Ornamentik ausgeführten Gitterwerk aus schneeweißem Marmor steht der schlichte, weiße Marmorsarg, mit immergrünem Blattwerk umrankt. Eine Marmortafel trägt die hier auffällige Inschrift: „Gott ist das Leben und die Auferstehung“; darunter ein paar persische Verse, deren erste Zeilen etwa lauten:

Außer dem grünenden Laub
Legt keinen andern Schmuck mir ums Haupt;
Solch eine Hülle allein
Steht an der demütigen Toten.

Es ist die Ruhestätte der als himmlisch gesinnt gepriesenen Jehanara, Schah Jehans fromme Tochter. Der Antigone nicht unähnlich, hat sie ihren des Thrones entsetzten Vater — einzelne lassen ihn auch des Augenlichtes beraubt sein — während seiner jahrelangen Haft in Agra treu gepflegt, nach seinem Tode dann den Palast ihrer Väter und auch den kaiserlichen Bruder verlassen, um in stiller Zurückgezogenheit bis an ihr Ende frommen Übungen

und barmherzigen Werken obzuliegen. Nicht im glänzenden Tadsch zur Seite ihrer Eltern ist sie beigesetzt. Sie verlangte ihre Ruhestätte in der Nähe des von ihr gefeierten Heiligen, der im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts in Delhi gestorben war. In ihrer ganzen Erscheinung, so fremdartig von der rauhen Zeit und Umgebung sich abhebend, erinnert Jehanara an die blaue Blume des Märchens, die auf blutgedüngtem Schlachtfeld erblüht.

Aus der Gräberstadt und von ihrer schönen „blauen Blume" zurück in die Stadt der Lebenden! Der Weg geht wieder vorüber an dem denkwürdigen Malzeichen aus grauester Vorzeit, der Asokasäule, durch das Delhi-Thor nach Shahjahnabad, dem Teil des heutigen Delhi, der in seinem Namen die Erinnerung an den Großmogul bewahrt, dem die aus den Trümmern auferstandene Stadt ihren höchsten Glanz dankt. Von dem Delhi aus den Tughlaks-Tagen war nach der grauenhaften Verwüstung der Tamerlanschen Horden kaum mehr wie ein Aschenhaufen und ein von wilden Tieren heimgesuchtes Leichenfeld übrig geblieben. An eine Wegräumung des Schuttes war nicht zu denken; was von den früheren Einwohnern dem Blutbade entronnen war, siedelte sich nach langer Pause etwas weiter stromaufwärts an. Die Herrscherhäuser folgten sich rasch, bis endlich Babar, mit Recht „der Löwe" genannt, ein Sprosse Timurs im sechsten Gliede, in Indien einbrach, nachdem er als Sieger von den Reichen in Ferghana und Kabul Besitz genommen. Er ist der Gründer der Mogulherrschaft in Indien; sein Haus hat dem unterworfenen Lande die größten und glänzendsten Herrscher gegeben, Delhi in einer Pracht und Kunstvollendung neu erstehen lassen, die es früher nie besessen. Männer wie Akbar, Babars Enkel, in höherem Grade noch sein Enkel und zweiter Nachfolger auf dem Thron Schah Jehan haben, was die Herrlichkeit

der Bauwerke betrifft, reichlich ersetzt und gesühnt, was der Ahne Timur zweihundert Jahre zuvor an der Stadt gesündigt. Diese Mogulherrscher kamen aus einem Lande, in dem auch Timur in seinen Prachtbauten zumal in Samarkand die bereits zu reicher Entfaltung gelangte Kunstbegabung einzelner mohammedanischer Völker gezeigt; Indien reichte die schier unerschöpflichen Mittel dar, den in mehreren Gliedern dieses Herrscherhauses besonders stark ausgeprägten Kunstsinn und seine Bethätigung in Bauwerken mit verschwenderischer, stellenweise ungezügelter Pracht zur Geltung zu bringen. Zumal in Agra und auch in Delhi.

Ein Vergleich der Bauwerke in beiden Hauptstädten drängt sich unwillkürlich auf. Die Kaiserbauten in Agra haben mich nun doch mehr angesprochen und befriedigt wie die in Delhi. Klar und scharf in fesselnder Weise tritt in Agra der auch in den Bauten ausgeprägte unterschiedliche Charakter des großen Akbar und seines Großsohnes Shahjehan zu Tage. Dazu kommt, daß bei des letzteren formvollendeten Bauten in Agra, von denen einzelne ebenbürtig den vorzüglichsten Bauwerken der Welt zur Seite gestellt werden können, eine reine, keusche Schönheit noch nicht so stark von einer maßlos gesteigerten, fast sinnverwirrenden Pracht überragt und dadurch beeinträchtigt wird wie in Delhi. Ein weiterer Vorzug eignet heute noch in hohem Grade den Bauten in Agra. Sowohl im Fort als auch am Tadsch ist die hochentwickelte Kunst eines stimmungsvollen Zusammenklangs von umgebender Landschaft und Parkanlage mit dem von dem Kunstwerk angeschlagenen „Grundton“ bis zur Stunde reiner bewahrt als in Delhi. Von dem in dieser Beziehung einzigartigen Tadsch abgesehen, so sind zwar auch im heutigen Fort zu Agra Truppen untergebracht und sie wären wohl imstande, die weihevolle Stille, die um solch eine Kunststätte zu weben

und zu schweben hat, zu verscheuchen; aber innerhalb der weit ausgedehnten Umfassungsmauern liegen die Kasernenbauten abgesondert, das in ihnen herrschende alltägliche, nüchterne Leben und Treiben dringt nicht störend in die Umfriedigung der Kaiserpaläste und den wehmütigen Genuß dessen, was von ihren Meisterwerken auf uns gekommen. Der kundige Besucher kann sich dennoch bald in den vielfachen Bauten aus verschiedener Zeit, die nicht einheitlich zusammenhängen, zurechtfinden und ungehindert von außen die fesselnden Hallen und Räume mit alle dem beleben, was in ihnen einst wie in einer fernabliegenden, verzauberten Welt umging. Anders dagegen in Delhi. Noch ist der ursprüngliche Lageplan des Palastbaues vorhanden, eine riesenhafte Anlage, die weit unsere heutigen Kaiserpaläste überragt, ein fast regelrechtes Parallelogramm, das an den Schneidepunkten etwas abgestumpft ist und außer den mächtigen Thoreingängen im Norden und Süden eine Länge von 3200 Fuß, im Osten und Westen dagegen von 1600 Fuß besaß. Und dieses umfangreiche Bauwerk einheitlich entworfen und ausgeführt! Welch eine Wirkung muß einst von dem gewaltigen Bau nach seiner Vollendung ausgegangen sein! Auch hier hat sich das Militär eingenistet; aber in störenderer Weise von dem Fort Besitz genommen als in Agra. Die Hauptbauten, soweit sie erhalten sind, stehen freilich unbenutzt und auch pietätvoll gehütet da; aber weite Teile sind verschwunden und an ihrer Stelle sind nüchterne Kasernenbauten oder alte Räume geschmacklos in moderne Amtswohnungen umgewandelt. Wir haben nur Bruchstücke des alten Baues, wenn auch die wertvollsten, und dazu diese Juwelen aus ihrer einstigen kostbaren Fassung herausgebrochen. Die Gärten sind verschwunden; Räuberhände haben viel mehr noch als nur den Pfauenthron weggeführt. Was uns von dem Kaiserpalast in Delhi

erhalten ist, gewährt den nicht gering zu veranschlagenden Kunstgenuß, daß es wie aus einem Gusse dasteht, durch das Machtgebot eines kunstliebenden Herrschers dahingezaubert. Wohl merkt man auf Schritt und Tritt, daß dieses Prachtstück geschaffen ward, als eine üppig gewordene Zeit anfing, unschätzbare Pracht für Schönheit zu halten und ihre hehren, hohen Züge in der Baukunst mit dem „Kleinwerk" kostbarster Ausschmückung zu überladen.

Ich versuche es nicht, eine Schilderung des Prachtbaues, so weit er noch erhalten, zu geben. Viel geschicktere Federn haben den Versuch gemacht und sie konnten doch nur die äußeren Umrisse angeben; den märchenhaften Eindruck zu schildern, wollte ihnen nach dem eigenen Eingeständnis nicht gelingen. Nur ein paar Bemerkungen. Auch heute noch wirkt feenhaft die innere Empfangshalle, der Diwan-i-Khas, in der überreichen Ausschmückung der einzelnen Teile wie der Decke, der Säulen, des marmorgetäfelten Fußbodens, von allen Bauten des prachtliebenden Moguls das wertvollste Kabinettstück. Wohl fehlt jetzt sein „brutalstes" Prunkstück, der Pfauenthron, dessen Wert auf mehr wie hundert Millionen Mark veranschlagt wurde — Nadir Schah hat die einzigartige Siegesbeute 1739 nach seinem Schloß in Teheran mitgenommen —; aber was die weite, leere Halle heute noch von ihrer einstigen fast traumhaften Schöne und Pracht andeutet, läßt begreifen, daß der Baumeister in die reich vergoldeten Säulenbögen den persischen Vers in verschlungenen Schriftzügen hat eintragen lassen: „Giebt es auf Erden ein wonniges Eden, dann ist es hier, nur hier, kein anderes sonst." Der Diwan-i-Khas wird von dem anstoßenden Harem durch eine Wand aus schneeweißem Marmor geschieden, deren obere Hälfte in reicher Einfassung und geschmackvoller Ornamentik eine wunderschöne Intarsienarbeit aufweiset; die untere Hälfte

dagegen bildet, auch wieder in reich ausgestatteter Einrahmung, ein hochragendes marmornes Gitterwerk, aber von solch unübertrefflicher Feinheit der Ausführung, Schönheit der Zeichnung, wie ein Vorhang mit zartem, durchsichtigem Gewebe es kaum vollendeter bieten kann. Und hier aus dem spröden Marmor herausgemeißelt! Ich habe nirgends wieder, auch nicht bei den Griechen, einen solchen Sieg des Künstlers über widerstrebenden Stoff gesehen; selbst das formvollendete Gitterwerk um die beiden Grabmäler im Tadsch scheint mir in der Feinheit der Arbeit, in der Schönheit und dem Reichtum des durchbrochenen Musters dem in Delhi nicht gleichzukommen. Die Frauengemächer selbst haben hier ihren Hauptreiz eingebüßt, der ihnen in Agra teilweise bewahrt ist: die weltabgeschiedenen, in tropischer Pflanzenpracht prangenden, von wohlduftenden Springbrunnen belebten Gärten, wie sie einst das Auge entzückt haben müssen. Die Bäder, was von ihnen noch im Delhi-Palast zu sehen, scheinen nicht in der sinnberückenden, schwelgerischen Pracht wie in Agra ausgestattet gewesen zu sein, als ob der alternde Schah Jehan für diesen Reiz des Orients unempfänglicher geworden wäre. Von entzückender Schönheit, ein echter Juwel sarazenischer Baukunst, ist die an die Bäder anstoßende kleine „Perl-Moschee“, aus schneeweißem und grauem Marmor in wirkungsvoller Weise hergestellt. Aurangzeb soll sie nach dem Tode des Vaters, den er des Thrones entsetzt, haben bauen lassen.

Gegenüber dem Fort mit seinen Kaiserpalästen erhebt sich auf freiem, weitem Platz die Dschumma-Moschee, nach dem noch von Schah Jehan gebilligten Plan im Jahre seiner Thronentsetzung 1658 begonnen und schon nach sechs Jahren vollendet. In keinem der von mir besuchten Länder des Halbmondes habe ich eine so gewaltige und auch in ihrer zunächst etwas befremdenden Erscheinung dennoch so

wirkungsvolle Moschee gesehen wie diese hier. Ein mächtiger Unterbau aus rotem Sandstein hebt das Bauwerk von dem Menschengetriebe und Straßenlärm auf weitem Platze in die Höhe. Breite Freitreppen von vierzig Stufen führen auf drei Seiten zu den Umfassungsmauern des Tempelhofes, ein Viereck, dessen Längsseiten 325 Fuß messen. Durch prächtige, mit kunstvollen, bronzenen Thürflügeln versehene Thoreingänge — im Osten bildet derselbe ähnlich wie bei dem Tadsch und dem Grabmal Akbars in Sikandra einen vollständigen, mächtigen Bau mit verschiedenen Gelassen — gelangt man in den Hof, welchen Umfassungsmauern mit offenen Pfeilerhallen umgeben, wie das vielfach bei Moscheen Brauch ist. In der Mitte des weiten Hofes ein großes, viereckiges Marmorbecken, mit krystallklarem Wasser bis zum Rande gefüllt, in dem wie aus einem Spiegel wunderschön der tiefblaue Himmel wiederglänzt. An der Westseite, also nach Mekka gerichtet, erhebt sich die Moschee, 201 Fuß lang, 120 Fuß breit, auch nach der Kaaba ein würfelförmiger Bau, aus dessen flachem Dach ein paar zwiebelförmige Kuppeln aufragen. Die Moschee steht frei in dem umfangreichen Hof, nicht, wie wohl sonst in mohammedanischen Ländern, daß ihre Westseite zugleich Abschluß des Hofes bilde. Weithin in der Stadt und auch Landschaft sichtbar, erhebt sich die Moschee auf ihrem 40 Fuß hohen Unterbau, eigenartig in ihrem äußeren Gewande, als ob sie dasselbe einem launenhaften Einfall des Meisters danke. Denn sie ist aus rotem Sandstein aufgeführt, durch den in breiten, schneeweißen Streifen wie eingelegte Rahmen Marmorbänder gehen. Das Auge hat sich in Agra und Delhi an den schneeweißen Moscheen und Mausoleen gelabt, die so wunderbar und harmonisch mit dem tiefblauen Himmel Indiens stimmen. Aber auch dieses absonderliche Gewand entbehrt nicht ergreifender

Farbenwirkung; bezaubernd erschien mir dieselbe in den flüchtigen Augenblicken des Sonnenauf- und unterganges, wenn der leblose Stein glührot angehaucht wird und von seinem Feuer etwas auf die weißen Marmorstreifen abtönt. Zur Seite der Moschee ragen ein paar schlanke Minarets in die Höhe, oben wie ein Zelthaus mit einer von Säulen getragenen kleinen Kuppel überwölbt. Gegen ein Trinkgeld ließ man, wenn nicht gerade der Muezzin Korangebete über die Stadt ausrief, den Giaur unbehelligt und auch allein dieselben besteigen. Man sollte es nicht versäumen. Des Morgens in der Frühe ist die Ausschau über die Stadt und in die weite, reizende Landschaft bezaubernd schön. War es bei uns daheim auch schon tief im Winter, so prangte hier noch alles im frischesten, tropischen Grün. Man sieht hinab auf die Wohnhäuser und ihre Innenhöfe mit den hochragenden Palmen, auf die flachen Dächer, die nun in der Kühle des Morgens von den Insassen aufgesucht werden: ein fesselnder Blick in das sonst unzugängliche Treiben der Familie, die sich von solch hohem Standorte aus wohl kaum beobachtet wähnte. Auch am Abend dann wieder war das offenstehende Zelthaus auf dem 130 Fuß hohen, schlanken Minaret ein prächtiger Luginsland, zumal um die Feierstunde, hinab in den ausgedehnten Tempelhof, auf dem sich um diese Zeit Tausende von Muslims wie ein Bienenschwarm bewegen. Sie haben die umständlichen Gebete nach ihren strengen Satzungen gehalten und pflegen nun noch gern an geweihter Stätte der Unterhaltung.

Wovon sie wohl an den Abenden vorzugsweise gehandelt haben mögen? Es war die bewegte Zeit, in der jede neue Post neue, aufregende Kunde von den blutigen Vorgängen am Kheiberpaß brachte, durch den einst ihre Väter unter dem Zeichen des Halbmondes von dem lockenden,

sonnigen Indien Besitz genommen. Gerade hier in Delhi, an der Südostseite des Pandschabgebietes, an dessen Nordwestseite ihre Glaubensgenossen mit den christlichen Gebietern des Landes in blutigem Ringen sich jetzt schlagen, gerade hier im Tempelhof ihrer gefeierten Dschumma-Moschee, die wie ein Herrscher über der Stadt und ihren Bewohnern thront und auf deren hochragender Kuppel weithin in die Landschaft das Siegeszeichen des Halbmondes schaut, da erinnert jeder Stein die spätgebornen Söhne, was den Vätern einst Allah hatte gelingen lassen. Und zeigten nicht vielleicht die Vorgänge dort an den schwarzen Bergen ihnen den ersehnten und auch verheißenen Anbruch einer noch glänzenderen Zeit an? In den Wochen meines indischen Aufenthaltes erschien ein auswärts kaum beachteter Artikel in einer von Mohammedanern in Hindustani herausgegebenen Zeitung. Es wurde in demselben auf eine Weissagung eines der ältesten und gefeiertsten Ausleger des Koran hingewiesen, nach welcher für die Muslims nach langer, schwerer Zeit der „andere Tag" anbrechen werde, der dem Islam den Sieg über die ganze Erde bringe. An diesem „anderen Tage" werde der „Halbmond" voll werden, um in solcher Gestalt fortan über alle Welt zu herrschen. Aus einer Reihe von Zeichen deutete der Zeitungsschreiber den unmittelbar bevorstehenden Anbruch dieses verheißenen Tages an. Der Padischah in Konstantinopel habe ungestraft Zehntausende von Christen in Armenien hinmorden lassen; die christlichen Herrscher seien ohnmächtig, dem von Allah beeinflußten Willen zu wehren. In den letzten Monaten habe der Halbmond einen glänzenden Sieg über das Kreuz in Griechenland wie in den Heldentagen Solimans davongetragen. Mit einem überlegenen und mitleidigen Lächeln unsrerseits wird nun doch nicht das verblendete Wahngebilde aus den erhitzten und fanatisierten Gemütern der

Mohammedaner verscheucht. Der tolle Spuk treibt sein Unwesen ungestört weiter.

Wer aufmerksam und sachkundig während der letzten Jahrzehnte bis etwa an den Ausgang des Krimkrieges die bedeutsamen inneren Vorgänge in der mohammedanischen Welt beobachtet hat, dem ist eine tiefgehende Gärung nicht entgangen, die sich in immer weiteren Kreisen der Gemüter der Muslims bemächtigt. Es ist wie das dumpfe Grollen im Innern des Berges, das dem Ausbruch der feurigen Lohe und Lavamasse vorangeht. Bis in das entlegenste Dorf hinein spürt diese leicht erregbare Welt etwas von ihrer Ohnmacht gegenüber den christlichen Großmächten; auch der Unempfänglichste merkt dennoch fast auf allen Gebieten des Verkehrs und Volkslebens, wie die überlegene Macht der „Ungläubigen" Gewalt über die auserwählten Söhne des Propheten gewinnt. Und dennoch hält er mit zähem Fatalismus an der ihm zugesagten Verheißung fest. Alles schickt sich ihm zu der Überzeugung an, daß der Tag endgültiger Entscheidung unaufhaltsam nahe. Ein Gefühl der Unruhe ist unverkennbar über sie gekommen, als gelte es, zum letzten Waffengang zwischen Halbmond und Kreuz sich zu rüsten; über den Ausgang weissagen die jüngsten Ereignisse, deren Kunde bis in die unzugänglichsten Gegenden des Islam vorgedrungen, dieser so rasch fanatisierten Welt nur Günstiges. Ein christliches Volk im Lande des Padischahs ist anstandslos hingemordet worden; christliche Heere haben vor dem Halbmond die Waffen strecken müssen.

Leider hören unsere christlichen politischen Vertreter auf türkischem Gebiete nicht aufmerksam hin auf das, was da und dort an den verschiedensten Orten der mohammedanischen Welt fanatische Mollahs in den Moscheen und Schulen ihren „Gläubigen" in aufreizender Rede mitteilen. Oft ist ihnen die Sprache, in der es geschieht und gierig

von Ohr zu Ohr weitergetragen wird, fremd; fremder noch leider bei so vielen unter ihnen, was in Tempeln und Schulen gelehrt werden mag, gleichermaßen in christlichen wie in mohammedanischen. Dem allen glauben sie, kühl bis ans Herz, in ihrer anders gerichteten Weltbildung entwachsen zu sein. Es ficht diese religionslosen Kulturmenschen nicht mehr an und zwar so völlig, daß ihnen selbst das Verständnis dafür abhanden gekommen ist. Der Verlust läßt sie kalt. Sie ahnen nicht, daß dennoch auch in unserm neunzehnten Jahrhundert wie zu aller Zeit die Wurzeln jeglichen Volkslebens auf religiösem Boden liegen und alle Strömungen auf diese geheimnisvolle Quelle im letzten Grunde zurückweisen. Bereits vor zehn Jahren habe ich darauf hingewiesen,*) daß unter den Augen der Regierung, ja mit Genehmigung der Censur in Kasan, das in der ganzen Welt des Islams mit erhitzter Begeisterung gelesene Büchlein „Die Gabe der Könige" in kasan-tatarischer Übersetzung erschienen und verbreitet sei, in welchem dem Padischah in Konstantinopel das Recht feierlich zugesprochen wird, alle Kafirs auf der weiten Welt — das sind die Nichtanhänger des Islams, demnach auch die Christen — umzubringen oder zu Sklaven zu machen. In dieser Flugschrift wird offen zum „heiligen Krieg" wider die Kafirs aufgerufen. Ein Anwalt der durch solche Enthüllung verdutzten und etwas in Schrecken gesetzten Censur hat dieselbe zu rechtfertigen versucht, daß der Ausdruck djihad (heiliger Krieg) auch ~~noch eine~~ andere Bedeutung zulasse; in seinem Eifer aber — oder vielmehr aus dem triftigeren Grunde des Unvermögens — hat er den Nachweis versäumt, daß diese von ihm angegebene andere mögliche Bedeutung in dem Büchlein die allein zulässige sei.

*) Vgl. „Offenes Sendschreiben". Leipzig 1889. 8. Aufl. S. 63.

Zu den bedeutsamen, den Muslims einleuchtend gedeuteten Zeichen des anbrechenden „anderen Tages" ist neben den Vorgängen in Armenien und Griechenland nun auch der Aufstand an den sagenberühmten Einfallsthoren des Hindukusch getreten. Gerade während der heißesten Tage des Kampfes berührte ich das angegriffene Pandschabgebiet, eifrig bemüht, den tieferen Anlässen des Ausbruches, der die Regierung nun doch wieder etwas unvorbereitet vorgefunden, nachzuspüren. Er hat sich mir in erster Linie als ein weiteres Zeichen der Gärung und fieberhaften Erregung erwiesen, deren Zuckungen bald da, bald dort in der auf diesem Punkt einheitlichen mohammedanischen Welt heute und morgen und in immer häufigeren, verstärkteren Anfällen hervorbrechen werden. Dort im äußersten Nordwesten Indiens schwärmen an der Grenze eine Reihe von nicht seßhaften Stämmen umher, den alten schottischen Clans darin nicht unähnlich, daß sie völlig selbständig nebeneinander, vielfach widereinander sind. Nur in ihrem Islam besitzen sie ein gemeinsames Band. Bis jetzt waren sie, wenn auch die einzelnen kriegerischen Stämme oft Raubzüge auf indisches Gebiet machten, nie zu einem gemeinsamen, geordneten Vorgehen verbunden; dieses Mal in überraschender und auch bedenklicher Weise, daß die rasch zusammengezogenen indischen Truppen sich gleichzeitig von den Afridis, den Orakzais, den Swatis und wie die Clans dort in den schwarzen Bergen, um den Kheiberpaß und in all den schwer zugänglichen Schluchten und Bergen heißen mögen, angegriffen sahen. Unverkennbar, daß hinter ihnen ein Treiber stand, dem sie sich fügten. Es ist nicht allzuschwer, auf den versteckten Führer hinzuweisen, der alle gegenseitigen Reibereien der Clans für eine Weile zur Ruhe brachte und sie — völlig ausnahmsweise — zu einträchtigem, gemeinsamem Vorgehen aufstachelte.

Seit unvordenklicher Zeit herrschen die Emire von Afghanistan über eine rein mohammedanische Bevölkerung. Der Padischah ist fern in Konstantinopel; was von dem „kranken Mann“ zu seinen „Gläubigen“ nach dem entlegenen Gebiete im Herzen Asiens drang, war nicht dazu angethan, ihn als obersten Kalifen der Muslims in glänzendem Lichte zu zeigen. Die afghanischen Emire begehrten wenigstens ihren Leuten in diesem Lichte zu erscheinen; zumal der fanatische gegenwärtige, Abdur Rahman. Er hat seinem Reiche Kafiristan zugefügt; er hat in seinem grausamen Vorgehen wider die eben unterworfenen Ungläubigen seinen Muslims das einem wahren Kalifen nach dem Koran zustehende Verhalten gezeigt. Von ihren Mollahs angestachelt, haben die Muslims solchem Verhalten ihre begeisterte Zustimmung gegeben. Im August 1896 kamen sie in hellen Haufen unter Führung ihrer Priester vor den Mauern Kabuls zusammen und belehnten ihren Emir mit dem neuen glänzenden Titel Zia-ul-Mitatiwadin, der mir verdolmetscht wurde als „Die Leuchte des Verbandes und Glaubens“ (the Light of Union and Faith). Die Verleihung der neuen Würde machte einen so tiefen Eindruck auf die Muslims weithin, daß einer der größten Gegner des Emirs, Mollah Powindah, nach Kabul kam, ihm unterwürfig huldigte und ihn aufforderte, als Schutzwart des mohammedanischen Glaubens den in ihrem Glauben arg bedrängten Waziris auf englischem Gebiete zu Hülfe zu kommen. Powindah stand jetzt im Juni an der Spitze der Aufständigen im Totschi-Thal. Auch auf den fanatischen Emir wirkte die neue strahlende Würde und daß nach dem eben ausgesprochenen Bittgesuch auch die sich bedrängt wähnenden Religionsgenossen jenseits der Grenze seines Gebietes ihn als Haupt des Islams anerkannten, berauschend. Er veröffentlichte eine Schrift „Takwin-ud-

din", in welcher er die Gläubigen zum djihad, zum „heiligen Krieg" aufruft.

Die Wirkung dieser aufreizenden Schrift ist neben all den andern angedeuteten Vorgängen den Engländern empfindlich gezeigt worden. Der djihad drängt zurück, was die uneinigen Stämme der Muslims sonst trennen mag; nur eins erfüllt dann ihre feurige Seele: auf Geheiß Allahs der schonungslose Kampf wider die Kafirs. Mag ein solch „heiliger Kampf" noch so aussichtslos erscheinen, er wird doch unternommen, und wenn es einer wäre gegen Zehntausende. Einen Beleg dafür bringen eben die Zeitungen aus dem Ferghana-Gebiete des 1876 einverleibten ehemaligen Chanates Chokand, wo es in dem Kreise Margilan einem fanatischen Mollah gelungen ist, einen Volkshaufen zum „heiligen Krieg" aufzurufen und das in der Nähe befindliche russische Lager zu überrumpeln. Es wäre interessant, an Ort und Stelle nachzuspüren, ob nicht die aufreizende Schrift des Emirs und die Kunde von den Vorgängen am Tschitral in Indien bis zu den Glaubensgenossen in Chokand gedrungen, ob nicht vielleicht auch die vor Jahren in Kasan erschienene Schrift mit ihrem Aufruf zum „heiligen Krieg" bis ins abgelegene Chokand ihren Weg gefunden. Wer Länder und Völker des Halbmondes kennt, weiß, daß eine solche Botschaft in geheimnisvoller, oft unerklärlicher Weise in fliegender Eile von Moschee zu Moschee dringt, als ob Eisenbahn und elektrischer Draht sie befördert habe.

Nicht gering für die Engländer ist die Gefahr solcher Ausbrüche in Indien. Großbritannien zählt hier unter seiner Botmäßigkeit mehr Muslims wie Deutschland Deutsche. Von den etwa 57 Millionen Mohammedanern lebt die größere Hälfte (33) im Pandschab und Stromgebiet des Ganges. Zum Teil sind dieselben Nachkommen der mancherlei Völker-

schaften, die im Laufe von acht Jahrhunderten unter siegreichen Heerführern vom Hindukusch herabgestiegen und in Indien eingebrochen. Kundige Volkskenner wollen heute noch in den nachgebornen Söhnen Spuren erkennen, ob ihre Väter einst aus Turkistan oder Afghanistan oder aus Persien und Iran gekommen, ob türkisches oder tatarisches oder iranisches Blut in ihren Adern rollt. Ein anderer Teil von ihnen sind Sprößlinge von alteingesessenen Hindus, die dem grausamen, fanatischen Druck der Eroberer und Herrscher aus der Fremde nachgegeben und Anhänger des Propheten geworden. In Treue zu ihrer übernommenen Religion stehen sie ihren einstigen Vergewaltigern nicht nach. Die bekannte, rätselhafte Thatsache findet ihre Bestätigung auch hier, daß von dem Halbmond gewonnene oder unterworfene Völker, Stämme, Familien, selbst einzelne Glieder unzugänglicher und unempfänglicher für die christliche Wahrheit sind als ihre heidnisch gebliebenen Landsleute. Der Koran hat sich nirgends als geeignete Zwischenstufe und Vorhof vom Heidentum zum christlichen Glauben erwiesen. Eine gewisse Sicherheit bietet dem britischen Regiment in Indien die Spannung und feindselige Gesinnung zwischen den Hindus und Mohammedanern im Lande. Ab und zu flammt der Gegensatz in blutigen Reibereien auf. Gerade zur Zeit meines ersten Aufenthaltes in Bombay waren die beiden feindseligen Brüder wieder einmal tagelang scharf aneinander geraten; an den Hindutempeln und vor den Moscheen kam es unter den fanatisch erregten Haufen zu wiederholtem und starkem Blutvergießen. Die einstige Warnung eines genauen Kenners Indiens, Malcolm, darf auch in unsern viel günstiger gewordenen Tagen nicht völlig überhört werden, daß Indien still sei, aber still wie ein Pulverfaß.

Gerade die Besorgnis einflößenden Vorgänge an der afghanischen Grenze während meines Aufenthaltes in Delhi haben mir die unterschiedliche Politik der beiden unaufhaltsam und unwiderstehlich vorwärts dringenden europäischen Mächte in Centralasien auch in ihrem Verhalten auf dem Gebiete der Mission lebhaft unter die Augen gestellt. Sie fordern zu einem ernsten Erwägen und auch Vergleichen den Missionsfreund heraus. Das sich aufdrängende Ergebnis ist für den evangelischen Christen ein hocherfreuliches; ich kann es nicht verschweigen. Die Missionspflicht, das Bewußtsein einer den Heiden und Mohammedanern gegenüber unwiderruflich einzulösenden Schuld ist in unsern großen und schönen Tagen in dem evangelischen Volke der einen der beiden hier in Betracht kommenden Großmächte in einem Grade erstarkt, daß sie es nicht wagen kann, dem hochgesteigerten Missionseifer durch eine gerade an diesem Punkte oft so kurzsichtige Politik Schranken anzulegen; was noch rühmenswerter, daß die Staatspolitik dieses evangelischen Volkes nicht einmal Lust danach verspürt. Die klägliche Krämerpolitik der einstigen ostindischen Compagnie, die um irdischen Gewinnes willen dem Missionsbefehl des Herrn Widerstand entgegensetzte, hat Schiffbruch gelitten, ist vor dem sich erhebenden Zorn und Unwillen des britischen Volkes untergegangen. Der evangelischen Mission in Indien ist freie, ungehinderte Bahn gebrochen; das weltliche Regiment legt ihr keine Schranken in den Weg, im Gegenteil, weil es eben das Regiment eines evangelischen, seiner hohen Aufgabe bewußten Volkes ist, fördert sie — wenn auch nur mittelbar, wie sie nicht anders kann und soll — diese mächtige Strömung zur Verchristlichung des Volkes in Indien. Treu, standhaft, unentwegt durch die Vorgänge an der Grenze und völlig unbehelligt seitens der Regierung setzt die evangelische

Mission in Indien ihre fromme Arbeit auch unter den fanatisierten, zum „heiligen Krieg“ aufgereizten Mohammedanern fort. Sie sorgt sich nicht, daß ihre Arbeit den Widerstand der Millionen Muslims im Lande wecken und stärken könne, daß es vielleicht klüglicher wäre, ihnen gegenüber die ihr von dem Siegesherzog verliehenen Waffen eine Weile ruhen zu lassen. Sie predigt zur Zeit und zur Unzeit, sie wirbt um Jünger auch unter den erregten Mohammedanern, weil sie eben das Gebot des Herrn ohne Ermüden ausrichten muß und es nicht mehr lassen kann.

Wesentlich verschieden das Verhalten der andern christlichen Großmacht ihren mohammedanischen Unterthanen gegenüber. Da hatten evangelische Sendboten eine verheißungsvolle Mission unter Tataren und Kirghisen in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts in Angriff genommen. Als das bearbeitete Feld weiß und zur Ernte reif war, wurde durch einen Machtspruch den Säeleuten und Schnittern die Sichel aus der Hand genommen. Die Staatskirche versprach die Arbeit zu übernehmen. Mit welchem Erfolge, ist aus einem Berichte des Oberprokureurs an den Kaiser vor mehr wie einem Jahrzehnt zu ersehen, daß ganze Scharen zur Taufe gebrachter Mohammedaner des Landes rückfällig zur Religion der Väter geworden seien und die Staatskirche dem nicht gewehrt habe. Die beiden christlichen Großmächte nähern sich einander in Centralasien mehr und mehr wie nach einem unaufhaltsamen Naturgesetz. Der Puffer zwischen ihnen bröckelt ab; wie lange wird er noch standhalten? Auf beiden Seiten ist eine unwiderstehliche Vorwärtsbewegung, der auch die letzten Kämpfe an den Grenzpässen endgültig Vorschub leisten. Kaum sind die Zeltpflöcke auf indischer Seite weiter vorgeschoben, sehen wir auch die Bahnbrecher der evangelischen Mission beherzt unter den Mohammedanern des einverleibten Landstriches

)re Friedensarbeit aufnehmen. So ganz anders auf der
ntgegengesetzten Seite des Puffers. Da ist nach wie vor
en evangelischen Sendboten die Mission unter den Nicht-
)risten der neu angegliederten Stämme untersagt; es ver-
ıutet aber nichts, daß fromme Glieder der Staatskirche
Sendboten ausschicken, den Mohammedanern in der Gegend
on Chiwa, Merw und Buchara, in Samarkand und
:hokand und wie die uralten Sitze des Islams alle heißen
ıögen, das Evangelium zu verkündigen. Man gewinnt
en Eindruck, als ob ein solcher Vorgang der Staatspolitik
ngelegen kommen würde. Ihre offen zur Schau getragene
)uldsamkeit diesen neu gewonnenen nichtchristlichen Unter-
hanen gegenüber ist beflissen, sie in ihrem religiösen Leben
ınd Treiben völlig unbehelligt zu lassen, daß sie darin auch
on keinem christlichen Missionar gestört werden, ja daß sie
ich zum djihad rüsten können, und weder Staatskirche noch
Staatspolitik merken vor dem Ausbruch etwas davon.

Auch in Indien hat es die evangelische Mission sattsam
rfahren, daß ihr Weg zu Mohammedanern dornenvoller
ınd unergiebiger ist als einer heidnischen Bevölkerung
;egenüber. Das darf selbstverständlich nicht abschrecken und
)at es auch nicht gethan. Gerade hierzulande ist die Arbeit
ıussichtsvoller als irgendwo sonst. Denn die christliche
Regierung gewährt auch ihren mohammedanischen Unter-
hanen eine Gewissensfreiheit, die ihnen in den Ländern
)es Padischah und ihrer Emire und Kalifen und welchen
Titel die mohammedanischen Herrscher in ihren verschiedenen
Ländern führen mögen, trotz aller Hat Humayums versagt
ist. Es wäre deshalb zu wünschen und klüger, statt die für
die Arbeit unter den Muslims verwendbaren freiwilligen
Kräfte da und dort in fast völlig unfruchtbarem, aussichts-
losem Ringen zu versplittern, die zusammengehaltenen, ver-
einten Kräfte auf dem freien indischen Boden zu verwerten.

Raum ist hier noch für die zehn-, ja hundertfache Zahl der Arbeiter, unter den fast sechzig Millionen Mohammedanern Neuland noch die Hülle und Fülle, das unter den Pflug genommen werden kann. Die Zeit ist in hohem Grade der Aussaat günstig.

Ähnlich wie bei den Hindus geht auch durch die gebildeten Kreise der Muslims eine wachsende Unruhe, ein Unbehagen, dessen sie nicht Herr werden können. Mit den Christen sind sie schon auf der Schule in nahe Berührung gekommen und durch sie mittelbar oder unmittelbar unter ihren christlichen Einfluß. Ein immer größerer Teil von Staatsstellen ist auch ihnen zugänglich; da arbeiten sie tagtäglich mit Christen und werden willig oder widerwillig von dem christlichen Geist, der unvermeidlich Gesetzgebung und Verwaltung durchdringt, berührt, ja sie stehen durch ihr Amt gewissermaßen in seinem Dienst. Sie wollen nicht das von den Vätern ererbte Haus verlassen und merken doch, daß es baufällig geworden und vor dem Abbruch steht. So versuchen sie denn, das Unvermeidliche hinzuhalten, die rissigen Mauern zu stützen. Es regt sich wie ein „Neu-Hinduismus“ so ein „Neu-Islam“. Genaue Kenner von Land und Leuten bemerken bei dieser Bewegung in Indien zwei Strömungen. Die eine bezeichnen sie als eine rationalistische, deren Anhängern der Koran kein geoffenbartes und darum unantastbares, unabänderliches Buch mehr ist und deshalb dem Fortschritt der Zeit und Kultur sich unterwerfen und nachgiebig sein muß. Als Volk und als Religion, so läßt sich wehmütig eine Stimme aus diesem Kreise in Haiderabad vernehmen, sind wir im Aussterben begriffen. Weniger mutlos erscheint mir die andere Strömung. Einer ihrer hervorragendsten Vertreter, ein hoher Beamter im Reichsgericht zu Kalkutta, ruft in einem veröffentlichten Werke „Der Geist des Islams“ zu einer

geistigen und sittlichen Erneuerung des Islams und zwar auf Grundlage des Korans auf. Seine begeisterten Worte können nicht über die Täuschung hinweghelfen, daß nicht aus dem Koran diese erneuernde Kraft strömt, sondern der Verfasser dem Koran zutraut und unterschiebt, was er für die vermeintliche Kraft ausgiebt.

Alle derartigen Versuche können einen Augenblick blenden, bestehen aber nicht auf die Dauer und verfangen nicht bei tiefangelegten frommen Naturen. Des ist ein schlagender Beleg Maulvi Imad-ud-Din. Unweit von Delhi 1830 geboren, war er einst eifriger, unter seinen Religionsgenossen gefeierter Mollah; seit mehr wie einem Menschenalter (1864) ist er ein entschiedener Christ, ein so durchgebildeter, daß er Doktor der Theologie geworden. An verschiedenen Orten wurde er mir als gefeiertster Prediger des Evangeliums in Indien gerühmt. Leider schlugen meine Bemühungen fehl, die bedeutende Persönlichkeit kennen zu lernen; wohin mich meine Wege führten, begegnete ich ihm nicht und wo er sich gerade als Wanderprediger aufhielt, lag zu abseits meiner Straße. Der einstige Mollah hat einen fesselnden Bericht veröffentlicht über seine Bekehrung durch einen frommen Regierungsbeamten, einen entschiedenen Christen. Er hat dem Bericht ein Verzeichnis von 117 einflußreichen Männern in hervorragender Stellung beigefügt, die seit dem Tage, wo Henry Martin 1810 den ersten Muslim, Abdul Masih, taufte, dem später Bischof Heber die Weihe zum geistlichen Amte verlieh, bis vor ein paar Jahren in Indien vom Islam zum Christentum übergetreten sind. In dieser Zahl befinden sich nicht weniger wie 62 Täuflinge, die dann evangelische Geistliche und hervorragende Männer in der Mission unter ihren „Brüdern dem Fleische nach“ wurden. Es ist ein beachtenswertes Zeichen, daß die Missionsarbeit unter den gebildeten

Mohammedanern einen günstigeren Eingang findet wie unter den einfachen Leuten des Islams. Die christlichen Schulen des Landes bis hinauf zur Hochschule leisten in dieser Hinsicht wie bei den Brahmanensöhnen gute Vorarbeit.

Es liegt diesen Zeilen fern, die ganze weit ausgedehnte, zielstrebige Arbeit unter den Muslims Indiens auch nur anzudeuten. Fast jede evangelische Missionsgesellschaft, wo sie an ihren verschiedenen Standorten mit ihnen in Berührung kommt, nimmt an dieser Arbeit willig und hoffnungsvoll teil; auch ihre weiblichen Sendboten, die wie in die Zenana so auch in den Harem beherzt vorzudringen suchen und die Töchter in eigenen Schulen um sich sammeln. Die Hauptarbeitsgebiete unter den Mohammedanern sind da, wo sie dichtgedrängt ihre alten Sitze haben, in den Gangesländern, mehr noch im Fünfstromgebiet. Darum auch in Delhi. Die Mohammedaner bilden hier in der alten Hauptstadt ihrer glänzenden Mogulherrscher mit etwa 200 000 Einwohnern auch heute noch einen bedeutenden Bruchteil der ansässigen Bevölkerung; verstärkt wird derselbe durch die nähere und weitere Umgebung der Stadt, die Jahrhunderte hindurch dem harten Druck mohammedanischen Bekehrungseifers am stärksten ausgesetzt war und dem Druck nachgab. Sie alle haben in der auch durch ihren hochragenden Unterbau weithin die Landschaft beherrschenden mächtigen, prächtigen Dschumma-Moschee einen vorzüglichen Mittelpunkt, der ihnen die unvergessene Pracht und Gewalt ihrer einstigen mohammedanischen Herrscher vergegenwärtigt und die ihnen unbezwingbar erscheinende Größe des Islams ständig unter die Augen rückt. Die Mehrzahl der Mohammedaner gehört hier dem Handwerkerstand an oder ist unter den zahlreichen kleinen Kaufleuten zu suchen, die im Chandni Chauk, der breiten, mit schattigen Bäumen bepflanzten, vom Lahorethor des Forts bis zum Lahorethor der Stadt-

umwallung reichenden Bazarstraße und ihren Nebengassen wohnen. Fast am Eingang der Handelsstraße die Dschumma-Moschee; mitten in der Straße die kleine „goldene Moschee" mit ihren den Muslims unvergeßlichen geschichtlichen Erinnerungen; unweit davon der Platz, an welchem vor vierzig Jahren (1857) die Leichen der hingerichteten Prinzen, die sich als letzte Sprößlinge der Mogulherrscher an dem blutigen Aufstand beteiligt hatten, zur Warnung der umwohnenden Muslims ausgestellt waren, daß England seine Herrschaft in Indien von niemanden ungestraft antasten lasse. Und am Ende der langen Straße die Fatehpuri-Moschee, die auch in ihrem Namen die Muslims daran erinnert, daß sie von einer Gemahlin Schah Jehans errichtet wurde. Außer diesen Tempeln besitzen die Muslims noch 258 Moscheen, durch die ganze Stadt zerstreut. Delhi machte mir trotz der größeren Zahl von Hindus den Eindruck, hier in einer Hochburg des Islams zu sein.

Die ersten am Platz vor dieser Hochburg waren die Bahnbrecher unter den englischen Missionen, die wir gewohnt sind, überall im Vordertreffen zu sehen, die kühn und glaubensfreudig voranstürmenden Baptisten. Schon vor nun achtzig Jahren (1818) schlug der feurige Missionar Thompson sein Zelt hier auf; Carey hatte ihm den Weg gewiesen. Mit großer Hingabe hat der treue Sendbote Jahre und Jahrzehnte hindurch auf dem harten Boden gleichermaßen unter Hindus und Muslims gearbeitet; er lange allein, dann mit Mitarbeitern seiner Glaubensgenossen. Und nicht vergeblich! In der unweit von meinem Gasthof in einem sorgfältig und pietätvoll unterhaltenen Garten gelegenen St. Jakobi-Gedächtniskirche, die Oberst Skinner in Ausführung eines Gelübdes auf dem Schlachtfeld völlig auf eigene Kosten hat erbauen lassen, ward ich lebhaft an einen geistigen Sohn Thompsons und Märtyrer erinnert.

Wie die ergreifend schöne Gedächtniskirche in Kanpur auf weißen Marmortafeln die Namen der Tausende während des Aufstandes 1857 hingemordeten Christen und Christinnen bewahrt,*) so auch diese „Votivkirche" die Namen der christlichen Opfer bei dem gleichzeitigen Aufstand in Delhi. Unter ihnen auch Wilayat Ali, einer der ersten Täuflinge aus den Muslims in Delhi, ein Mann von lauterem, apostolischem Glauben, der als evangelischer Prediger der kleinen, aus seinen einstigen Religionsgenossen und nun Brüdern im Herrn gesammelten christlichen Gemeinde vorstand. Auch ihn nahmen die aufständigen Mohammedaner der Stadt gefangen. Nach seinem Glauben gefragt, erwiderte er unumwunden: ich bin ein Christ und entschlossen, als ein Christ zu leben und zu sterben. Das letzte Wort vor seiner Hinrichtung war: Herr Jesus, nimm meine Seele auf. Wie durch ein Wunder entkamen seine Witwe und Tochter der grausamen Abschlachtung; beide waren dann noch dreißig Jahre in der Zenana-Mission thätig. Wohl hat der furchtbare Aufstand das gesegnete Werk in Delhi stark geschädigt und eine Zeitlang zum Stillstand gebracht; aber schon längst haben die Baptisten die unterbrochene Arbeit wieder aufgenommen, so daß heute der damalige Ertrag eingeholt und auch bereits überholt ist. Unter ihren Zenanaarbeiterinnen fand ich auch eine seit Jahren schon hier im Segen thätige und geschätzte Deutsche. Eine ganze Reihe von christlichen Schulen steht unter der Leitung der Baptisten; in ein paar Gemeinden sind mehr wie tausend Christen aus dem Islam gesammelt, eingeborne Prediger verkündigen ihnen das Evangelium.

Ein großes Arbeitsfeld hat sich die englische Ausbreitungsgesellschaft in Delhi seit 1854 geschaffen. Zur

*) Vergl. die Schilderung meines Besuches am vierzigsten Jahrestag des Gemetzels in der Kreuzzeitung (1898, Nr. 1—3).

Zeit des Aufstandes war das Feld zu kurz in Angriff genommen, die eigentliche Aussaat hatte noch nicht begonnen, so daß ihm das verwüstende, über das Land dahinbrausende Unwetter keinen merklichen Schaden verursachte. Bei meinem Besuche freute ich mich über den sichtbaren Erntesegen. Auch für den, der wie ich weder ihr hochkirchliches Sondergepräge noch auch alle von ihr eingeschlagenen Missionswege gutheißen und vertreten mag, bleibt diese „Ausbreitungs-Gesellschaft“ (S. P. G. Society for the propagation of the gospel in foreign parts) höchst beachtenswert und fesselnd. Ursprünglich (bereits 1701) nur als ein Verein zur kirchlichen Versorgung englischer Kolonisten ins Leben gerufen, hat die Gesellschaft frühe schon die Mission in ihr Arbeitsverzeichnis aufgenommen und zwar mit so wachsender Berücksichtigung, daß von ihrem gegenwärtig über drei Millionen Mark betragenden Jahreseinkommen mehr wie drei Viertel für die Mission und nur der so viel geringere Rest für Kolonialkirchen verwandt wird. Wie die „kirchliche Missionsgesellschaft“ steht auch die „Ausbreitungsgesellschaft“ in inniger Verbindung mit der Kirche von England; im wesentlichen Unterschied von ihr jedoch vertritt sie in starkem und ausgeprägtem Maße die hochkirchliche Richtung in ihr. Da die nach meiner Überzeugung endgültig für die englische Kirche schwer verhängnisvolle Strömung noch immer in bedenklichem Steigen ist, so wird je länger je mehr diese ihre Vertreterin in der Mission zur Nebenbuhlerin der kirchlichen Missionsgesellschaft, in welcher die echt evangelische Richtung innerhalb der Staatskirche nach wie vor die Oberhand hat. Jeder der hochkirchlichen Strömung gewonnene Geistliche — ihre Zahl ist unbegreiflicherweise noch immer sehr im Wachsen —, wie er bestrebt ist, seine Gemeinde willig oder widerstrebend in das romanisierende Fahrwasser zu ziehen, so auch mit gleich regem Eifer, die reichlichen

Missionsgelder der Gemeinde von der kirchlichen Mission weg der von ihm bevorzugten Ausbreitungsgesellschaft zuzuwenden. Wir bedauern, daß dieser schmerzliche Zwiespalt in der heimischen Kirche seine Schatten nun auch auf die erstgeborne Lieblingstochter der christlichen Kirche, die Mission, wirft. Die staunenswert ausgedehnte, die ganze Heidenwelt umspannende, reichgesegnete Thätigkeit der kirchlichen Missions-Gesellschaft, der größten innerhalb der gesamten Kirche der Reformation, darf keine Schädigung in ihren Einkünften erleiden; das muß eine Ehrenpflicht der evangelischen Kirche Englands sein. Die Sammlung ihrer nach Millionen benötigten Einkünfte ist eine mustergültige. Sie umspannt zielstrebig das ganze Land, alle Gemeinden der Kirche von England, alle die verschiedensten Schichten in ihr in so weiser und auch kluger Ordnung, daß dieselbe als vorbildlich angesehen werden kann. Was an dem feindurchdachten und zur Ausführung gelangten Sammelgewebe mich besonders anspricht, ist der erkennbare Einschlagfaden: wir suchen nicht das Eure, sondern euch. Die eifrig getriebene Geldsammlung, wie sie hier gehandhabt wird, erstrebt durch die erbetenen Mittel das Herz der Geber für die Mission zu gewinnen und die Gewissen zu schärfen, dem Befehl des Herrn zu gehorsamen. Es ist wie das Fallen und Reißen einer Masche in dem Netz, wenn durch die Bemühung eines hochkirchlichen Geistlichen eine in dies Netz eingegliederte Gemeinde von der „kirchlichen Mission" zur Ausbreitungs-Gesellschaft abwendig gemacht wird. Daß diese Gesellschaft bereit ist, auch in anderer Weise noch, wenn sich eine günstige Gelegenheit zeigt, auf fremdem Grunde zu bauen, haben unsere Goßnermissionare unter den Kols einst schmerzlich erfahren (vergl. S. 127).

Auf dem indischen Missionsgebiet faßte die Ausbreitungs-Gesellschaft bereits 1818 Fuß. Sie hat in den abgelaufenen

Jahren auf dem heißen Boden nicht gerastet; sie ist unverdrossen über das Land gezogen. In Delhi hat sie sich einen Hauptherd und Stützpunkt ihrer ausgedehnten Missionsarbeit im Fünfstromgebiet geschaffen. Verschiedene jüngere Missionsgesellschaften gleichen hochkirchlichen Gepräges haben sich an die ältere, gereiftere, stärkere Schwester wie zum Schutz und Trutz angelehnt. So in Kalkutta in etwas, wie mir scheint, loserem Verbande die erwähnte „Oxford Bruderschaft der Epiphanias" (Oxford Brotherhood of the Epiphany, vergl. S. 71), hier in Delhi die „Cambridge Mission to Delhi". Auch sie ist eine Frucht der hochkirchlichen Strömung an der berühmten alten Hochschule Englands, eine aus den Studenten hervorgegangene „Bruderschaft" wie die zu Oxford, ebenfalls mit den drei übernommenen Ordensregeln, die aber nicht in so strenger Fassung wie bei den Oxforder Brüdern gehandhabt zu werden scheinen. Dadurch mag auch ein engerer Anschluß an das Missionsanwesen in Delhi ermöglicht sein. Die beiden leben hier unter gleichem Dach und Fach; die Bruderschaft erscheint wie ein vom Stamm nicht losgelöster Zweig. Wohl wird auch hier die Ehelosigkeit gefordert, aber nicht als ein lebenslang währendes Gelübde. Wer von den Brüdern in die Ehe dennoch tritt, scheidet zwar unwiderruflich aus der Bruderschaft aus, damit aber nicht aus dem Zusammenhang mit der Ausbreitungsgesellschaft; nur daß er ihr nicht mehr in Delhi dienen darf. Sie sendet ihn mit seiner Frau, so sie beide dazu willig sind, ins Innere des Landes auf ihr ausgedehntes Missionsgebiet.

Es ist ein schönes, großes Missionsanwesen, welches sich die Ausbreitungsgesellschaft in den letzten Jahrzehnten in Delhi geschaffen. Im Mittelpunkt des Anwesens steht die herrliche, stilvolle Basilika in rotem Rohbau, in seiner

äußeren Erscheinung anheimelnd wie ein holder Gruß aus weiter Ferne, aber fremdartig in der hier so ganz anderen Umgebung. Es bedürfte im Innern des geschmackvollen Baues kaum einer Änderung, um ihn für römischen Gottesdienst zu benutzen, wie ja auch ein solch moderner hochkirchlicher Gottesdienst seinem römischen Vorbilde nur allzu ähnlich sieht. — Auf dem anstoßenden, weiten Spielplatz tummelte sich eine muntere Knabenschar, Christen, Hindus, Mohammedaner. Ich glaubte mich wieder einmal auf die prächtigen Spielplätze in Rugby und dem Eton College bei Windsor versetzt, so eifrig und geschickt waren die Jungen beim Criket und Fußball; die Hitze schien sie nicht im geringsten anzufechten. Ein großer Teil der Knaben wohnt in der Anstalt; um einen kleinen Innenhof zieht sich vierseitig ein einstöckiges Gebäude, ähnlich wie bei so mancher Klosteranlage; es herbergt die Knaben der bereits gesammelten christlichen Gemeinde (the Christian boy's boarding house). Der Lehrplan ähnelt unsrer Gymnasialbildung. Unweit von meinem Gasthof befindet sich das College der Gesellschaft, das seine Studenten befähigt, an irgend einer Hochschule des Landes den gelehrten Grad eines Kandidaten zu erwerben (M. A. und B. A.). Es ist ein etwas massigschwerer Steinbau, wie eine kleine Festung anzusehen, in seiner inneren Einrichtung sehr zweckentsprechend. Auf eine große, bis zum Dach hochgeführte Halle münden die verschiedenen Lehrsäle, im oberen Stockwerk durch eine offene Galerie verbunden. Während in der Schule 396 Knaben waren (27 Christen, 37 Mohammedaner, 332 Hindus), befanden sich im College 70 Studenten (7 Christen, 9 Mohammedaner, 54 Hindus). Selbstverständlich, daß in beiden Anstalten der christliche Religionsunterricht für alle Schüler verbindlich ist. Kurz vor meinem Besuche war ein schönes, steinernes Wohnhaus unweit dem Garten des

College eingeweiht worden, das eine Reihe von Studenten herbergt.

Auf diese wichtige Arbeit in der Schule beschränkt sich nicht die Thätigkeit der Gesellschaft und ihrer Genossen von der Cambridge-Mission. Wie die Oxforder Bruderschaft in Kalkutta missionieren ihre Cambridge-Kameraden hier durch litterarische Arbeiten; eine Reihe von veröffentlichten Flugschriften, zumeist in englischer Sprache, legt Zeugnis dieser Thätigkeit ab. An verschiedenen Punkten der Stadt werden Straßenpredigten in der Landessprache gehalten, in eigenen Kapellen regelmäßige Gottesdienste für die bereits aus den Hindus und Mohammedanern Gewonnenen. Auch damit ist der weite Umkreis der Missionsthätigkeit der Gesellschaft in Delhi und für die umliegende Landschaft nicht zu Ende. Stark in Anspruch genommen und dementsprechend auch wirksam ist der Zweig ihrer ärztlichen Mission; eine kleine Schar weiblicher Sendboten entfaltet eine rastlose Arbeit in den Zenanas und in einer Reihe von durch sie ins Leben gerufenen Mädchenschulen.

Eine Anekdote noch, ehe ich in diesem Briefe mit Delhi abschließe. Gerade hier trat mir (wie freilich auch an andern Orten) die günstige Wirkung lebhaft unter die Augen und in die Erinnerung, die von tüchtigen Missionaren auf die ansässige europäische Bevölkerung ausgeht. Wiederholt kam ich auf meinen Wanderungen durch das denkwürdige Kaschmirthor am entgegengesetzten Stadtende vom Delhithor, das nach der Asokasäule führt. Durch dieses damals noch stark befestigte Thor legten am 14. September 1857 die stürmenden Engländer eine Bresche in die monatelang von den Aufständigen besetzt gehaltene Stadt und Festung. Elf Freiwillige hatten sich zu dem gewissen Toten-

gang gemeldet, im Dunkel der Nacht mit Pulversäcken an das Thor heranzuschleichen und dasselbe durch Anzünden der Säcke zu sprengen. Das tollkühne, heldenmütige Wagestück gelang. Fünf von den Helden blieben tot im Festungsgraben liegen, unter ihnen der eine der beiden Offiziere. Sterbend konnte er noch dem über ihn gebeugten Kameraden seine Brieftasche mit der Bitte übergeben, sie seiner frommen Mutter in England als Abschiedsgruß ihres einzigen Sohnes zuzustellen. „Und dann noch einen Gruß und innigen Dank an Missionar Hebich. Wenn er frage von wem, dann solle er ihm melden, von einem, der sterbend es ihm unter den Menschen danke, daß er als lebendiger Christ selig aus diesem Leben scheide.“ Lord Napier hat im Jahre 1876, als er Oberbefehlshaber der indischen Armee war, eine Marmortafel mit den Namen der elf Helden aufstellen lassen. Von dem originellen, urwüchsigen Hebich hatte ich 1860 in Zürich den Namen des gefallenen Offiziers, den ich jetzt auf der Tafel verzeichnet fand, gehört, von ihm auch, was es für eine Bewandnis mit dem Dank des Sterbenden habe.

Unser wackerer Sendbote aus Württemberg, hochgeachtet fast in ganz Indien als außergewöhnlich tüchtiger Missionar, war dortzulande auch einige Zeit als Militärgeistlicher thätig. Bei einem Festmahle der Offiziere, zu dem er geladen, versuchte ein jüngerer Offizier, vielleicht in Weinlaune, sich an dem ehrwürdigen Manne zu reiben. Laut brüstete er sich über Tisch mit seinem Unglauben; ein denkender Mann wie er könne nur dem reinen Materialismus huldigen; was man von einer Seele und ihrer Unsterblichkeit früher gefabelt, halte nicht stand vor den Ergebnissen moderner Forschung. In einer so drastischen und auch empfindlichen Weise gab der herkulisch

gebaute Missionar dem etwas schmächtigen jungen Offizier einen unwiderlegbaren Beweis, daß er nun doch, anders wie ein lebloser Stuhl, eine Seele und in ihr einen Sitz für Ehre habe, daß der Ungläubige stutzig ward, zur Besinnung kam und wieder nach langen Jahren, wie er es als Kind von seiner Mutter einst gelehrt war, zum Worte Gottes griff. In ernster Führung desselben, nach heißem inneren Kampfe war er dann zum lebendigen Glauben an seinen Heiland gekommen.





IX.

Dschaipur.



Die zehnstündige Eisenbahnfahrt von der einstigen Hauptstadt der Großmoguln hierher in die ganz moderne Stadt eines der wenigen noch unabhängigen indischen Lehnsfürsten ist nicht ohne fesselnden Reiz. Anfänglich freilich ist die flache Landschaft völlig reizlos. Auf dem ausgedörrten Boden glüht und brütet die Mittagssonne; man ist froh, hinter dichten Halbläden oder den aufgezogenen blauen Fensterscheiben des Abteils etwas Schutz wider die sengenden Sonnenstrahlen zu finden und über einem Stoß frisch von daheim erhaltener Zeitungen sich träumend in den winterlichen Norden zu versetzen. Für weitere Zerstreuung sorgen getreulich Bahn und Mitreisende. Der Zug war noch keine Stunde unterwegs, da wurde der einsame Leser durch einen heftigen Ruck des Wagens aufgestört. Mit gewaltigem Krachen flog die wahrscheinlich nur angelehnte Thür, die unbemerkt aufgegangen und an einem Brückenpfeiler zerschellt war, aus den Angeln und weit ins Feld hinein. Das störte weder den Zugführer, noch durfte es den einzigen Fahrgast des Wagens behelligen; erst nach geraumer Zeit wurde auf sein Fordern, weil der

ungehindert eindringende Staub denn doch zu lästig wurde, der arg beschädigte Wagen ausgewechselt. An einer folgenden Haltestelle gaben Parsen einem angesehenen Religionsgenossen feierliches Geleite zur Bahn. Er wurde nach der schönen Sitte des Landes mit Blumenkränzen geradezu überladen und mit wohlriechendem, erfrischendem Wasser besprengt; in liebenswürdiger Weise bekam von den freundlichen Leuten auch der neugierig dreinschauende Europäer einen Teil der Huldigung ab.

Sobald der Schnellzug die Grenze der Radschputana erreicht, wird das Landschaftsbild reicher, malerischer. Mitten aus dem Flachland steigen vereinzelte Bergkuppen auf, als ob sie in vorsündflutlicher Zeit aus der Erde aufgequollene Riesenblasen wären, die alsbald an der Luft versteinten und wunderliche, grillenhafte Umrisse annahmen. Es sind vorgeschobene Vorposten, an die sich tiefer im Lande und auch nach kurzer Zeit längs der Bahn die schönen, malerischen Höhenzüge der Arawali-Kette anreihen, von der einzelne Berge bis zu mehr als 5000 Fuß aufsteigen. Das Ackerland ist gut und fleißig angebaut, allem Anschein nach alter fruchtbarer Kulturboden. Noch mehr fesselt schon auf den ersten Blick, was von den Bewohnern an die Bahn herankommt, ein- und aussteigt. Das sind nicht mehr die weichen, schlaffen, unterwürfigen Bengalen in notdürftiger, armseliger Bekleidung; das sind nun kühne, freie, trotzige Gestalten, hochgewachsen mit stolzer, selbstbewußter Haltung, markig in der ganzen strammen Erscheinung, die Männer alle mit prächtigem pechschwarzem Vollbart, auch die Frauen schöngestaltet, in reicher, geschmackvoller Tracht selbst am Werktage, als ob sie zur Fahrt Feierkleider angelegt hätten, mit Schmucksachen überladen. Ihr farbenprächtiger Rock ist so faltenreich, daß er dem einer Spreewälderin an Zeugmenge nicht nachsteht; das untere Ende ist mit buntfarbigem,

starkem Besatz eingesäumt, durch welchen die Falten festgelegt sind. Über den Oberkörper mit einem enganschließenden Mieder, bei einigen auch noch über den Kopf, wird ein farbensattes, weites Tuch mit großem Geschick, ohne die freie Bewegung der Arme zu hindern, getragen. Gleich bei der ersten, reizend gelegenen Stadt Alwar zeigte sich ein schönes Bild der andersgearteten Bevölkerung. Zur Begrüßung eines mitreisenden hohen Civilbeamten war der ihm befreundete junge, unabhängige Radscha mit seinen Hofleuten an die Bahn gekommen, auf einem reich geschirrten Dromedar, mit einer ebenfalls auf Kamelen berittenen, bewaffneten Ehrenwache von zwölf Soldaten, als eine Art Leibgarde aus den 8000 Mann ausgewählt, die der reiche Lehnsfürst zu halten berechtigt ist. Der vornehm und doch bescheiden auftretende Radscha war halb europäisch, halb indisch gekleidet: schneeweiße Pumphosen, die sich nach unten verengten, daß sie da nur wie knapp anliegende Strümpfe erschienen; eine ebenfalls schneeweiße Jacke mit einer dunkelroten seidenen Halsbinde, auf dem schönen, ausdrucksvollen jugendlichen Kopf ein Turban in zart-rosa Farbe, der den ganzen Hinterkopf mit Einschluß der Ohren bedeckte.

In hohem Grade ziehen die Radschputen die Aufmerksamkeit an sich. Unter all den vielen Völkerbruchstücken in Indien haben sie aus ältester Zeit wohl mit am reinsten und ausdrucksvollsten ihr Sondergepräge bewahrt. Sie sind ein Zweig des arischen Stammes — andere wollen auf skythische Herkunft schließen —, der bei jenem wiederholt erwähnten geheimnisvollen Völkergeschiebe in vorgeschichtlicher Zeit von den Ursitzen sich loslöste und von dem ebenso geheimnisvollen Zuge nach dem Sonnenlande im Südosten sich fortreißen ließ. Ob der kriegerische Stamm dem Indus entlang bis in sein Mündungsgebiet hinabgestiegen, um dann, nach Osten sich wendend und die alten

Bewohner siegreich vor sich herdrängend, in das Gebiet zu gelangen, in dem sie sich festgesetzt, wird wohl bei dem Mangel geschichtlicher Überlieferung unentschieden bleiben. Durch die wasserarme, unfruchtbare indische Wüste sind sie schwerlich nach ihren Arawali-Bergen gezogen; sie hatten an dieser langgestreckten Wüste eine vortreffliche Vormauer, die sie in ihrem fruchtbaren Hinterlande vor weiteren Eindringlingen, die ihnen den Besitz hätten streitig machen können, schützte. Hier in dem ausgedehnten Gebiete zwischen dem Indus und der Dschamna setzten sich die Radschputen („Radschassöhne", wie sich diese Kriegerkaste stolz nannte) fest. Es bildete sich eine Reihe selbständiger Fürsten mit größerem oder kleinerem Gebiete, völlig unabhängig voneinander, nicht unähnlich den alten schottischen Clans. Die im Lande sitzen gebliebenen Urbewohner wurden Hörige des siegreichen kriegerischen Stammes; sie hatten für ihre neuen Herren das Land zu bauen und erhielten von ihnen Schutz und Trutz. Jeder Radscha besaß unter seinen Leuten solche, die ihm Heeresgefolge zu leisten hatten, je nach der Größe seines Clans eine entsprechende Zahl. Mit der Zeit und auch ihrer Not herandrängenden Feinden gegenüber traten einzelne Radschas in ein Lehnsverhältnis zu einem Maharadscha aus der eigenen Mitte.

Die kriegerischen Radschputen haben sich mannhaft Jahrhunderte hindurch der alles überflutenden Macht der verschiedenen mohammedanischen Herrschergeschlechter erwehrt. Ihr ausgedehntes Land dawider dauernd abzudämmen, dazu waren sie denn doch ohnmächtig. Sie gaben bei jedem neuen Einbruch und nach mannhafter, wenn auch vergeblicher Abwehr den Boden der verwüstenden Woge preis, schlossen sich in ihre befestigten Städte, auf ihre hochgelegenen, zum Teil unzugänglichen Burgen ein und setzten von da den unermüdlichen Streifscharenkampf fort. Konnten

auch diese Befestigungen dem Anprall nicht auf die Dauer widerstehen, so zogen sich die wehrhaften Leute tiefer in die Bergesschluchten, in die Wüste zurück; als Räuberbanden waren sie den Siegern oft gefährlicher als in der offenen Feldschlacht. Nicht selten haben die Großmoguln in Delhi, des fortwährenden, aufreibenden Kampfes müde, andere Wege mit dem kriegstüchtigen, auf seine unabhängige Selbständigkeit pochenden Nachbar eingeschlagen. Akbar der Große besaß in seinem reich besetzten Harem zwei Radschputen-Prinzessinnen, darunter eine Tochter des Maharadscha von Dschaipur. Sein ältester Sohn hatte ebenfalls eine Fürstentochter von Dschaipur zum Weibe; er erhielt ihre stolze Hand erst, nachdem er die Zusicherung gegeben, daß ihre Hindureligion nicht angetastet würde und ihre Söhne in gleicher Weise erbberechtigt seien wie die Söhne einer Mohammedanerin des kaiserlichen Harems. Endgültig haben die kriegerischen Radschputen, wenn auch oft übermocht, die Zwingherrschaft der Großmoguln überdauert. Ein Teil der alteingesessenen Maharadschas hat es verstanden, eine gewisse Selbständigkeit auch unter britischem Regiment zu bewahren; einer der angesehensten und reichsten unter diesen Lehnsfürsten ist der Maharadscha von Dschaipur.

Es war schon Nacht geworden, als der Zug in Dschaipur einlief. Trotz des klaren, sternbesäten Himmels war in solch später Stunde kaum mehr wie der dunkle Schattenriß der hügeligen Landschaft zu erkennen. Erst am andern Frühmorgen trat die ganze entzückende Lage der Stadt farbenprächtig, lichtdurchglüht unter dem blauen indischen Himmel in berückender Schöne zu Tage. Man preiset — denn doch etwas überschwenglich — Dschaipur als die schönste Stadt Indiens. Der Gasthof liegt etwa eine halbe Stunde vor der Stadt an der zur Zeit des Sonnenaufgangs bereits recht belebten Landstraße; sie verlockte mich, auch um

des fesselnden Reizes der Landleute willen, die ihre Waren zum Markt brachten, zu einer Fußwanderung. Die Landstraße mit ihrer schattigen Baumreihe zieht sich im Bogen längs der Stadtmauer hin, die aus mächtigen, nach oben gezackten, roten Steinplatten, einem breiten Lattenwerk nicht unähnlich, hergestellt ist und die ganze weitangelegte Stadt mit ihren 200000 Bewohnern umgiebt. Die starken, fest aneinander gefügten Steinplatten mögen 12—14 Fuß hoch sein; nach der Innenseite lehnen sie sich wider einen Erdaufwurf an, der ihnen Halt genug bieten kann, den ersten Anlauf eines Feindes abzuwehren. Mehr freilich aber auch nicht und auch nur, wenn der Eindringling ohne Kanonen, selbst ohne Sturmleitern den Ort überrumpeln will. Bis auf die offene Südseite ist die Stadt von einer malerischen Kette teilweise schroffer Hügel und Bergkuppen eingesäumt, die allesamt mit alten, schwer zugänglichen Festungswerken gekrönt sind. Dicht an der wie in einem weiten Bergkessel gelagerten Stadt steigt an der Nordwestseite der Felsberg in die Höhe, der auf seinem lang hingezogenen Kamm die Trümmer der alten Fürstenstadt Amber trägt. Schon Ptolemäus erwähnt den schier unzugänglichen, damals bereits bewohnten Horst; im Anfang des elften Jahrhunderts haben die Radschputen die Bergfeste erstürmt und den vorzüglich gelegenen Sitz nicht mehr losgelassen. Da hat der Maharadscha seine in die Felsen und Schluchten eingeklemmte Hauptstadt gehabt, bis sie am Anfang des vorigen Jahrhunderts in die neugegründete Ansiedlung am Fuße des steilen Bergzuges verlegt ward. Auch heute noch verbringt der Maharadscha die heißen Sommermonate in der luftigen Höhe; ein reizender, auch als Bauwerk ausgezeichneter Palast mit weiten, kühlen Hallen, prachtvollen, schattenreichen Parkanlagen, mit lauschigen Bädern, Springbrunnen und Seen wehren so weit möglich die erschlaffende Hitze ab. Unterhalb dem am Rande

des Felsberges aufgeführten Palaste, von dem eine entzückende Aussicht über die am Fuße gelagerte Stadt, über die weite, so schön von Bergen umrahmte Landschaft sich bietet, dort in lichter Höhe grüßt aus dem dunkeln Gestein in riesengroßen schneeweißen Buchstaben das Wort Welcome, dem Prinzen von Wales schon in meilenweite Einfernung zugerufen, als er, der Einladung zu dem angesehenen Lehnsfürsten Folge leistend, „hoch zu Elefant“ vor mehr als zwanzig Jahren Dschaipur und Amber besuchte. Auch den jetzigen Kaiser von Rußland überraschte der gleiche Willkommgruß, als der damalige Cesarewitsch bei seiner Weltreise Gaste des mächtigen Maharadscha war.

Die halbe Stunde Weges vom Gasthof bis zum Stadtthor ist im Anschauen all der Reize wie im Fluge verstrichen. Draußen vor dem Thor herrscht auf weitem Marktplatze ein kunterbuntes, fremdartiges Treiben. Breitspurige Ochsenwagen bringen die Früchte des Feldes herbei; in langem Zuge, bedächtigen Schrittes eins hinter dem andern, schleppen Kamele auf ihrem geduldigen Rücken schwere Lasten. Nun wieder ein paar Elefanten: dieser trägt eine Reihe mächtiger Balken mit seinem Rüssel, jener ist wie ein wandelnder Heuwagen anzusehen; andere sind unbeladen, ihr breiter Rücken mit mehr oder minder schönem Tragsessel wird als Droschke erster oder zweiter Güte dem Wanderer angeboten. Er hat auch die Wahl, ob er nicht lieber den Zwerg nebenan, das geduldige Langohr, als Reittier benutzen will. Und all dies Getreibe neben den Hunderten von Landleuten, die auf der staubigen Straße vor ihren paar Körben hocken und ihre Feldfrüchte anbieten. Niemand scheint an den Tagen bessere Geschäfte zu machen, als die mit Zuckerrohr handeln, das massenweise von der Straßenjugend und den Bauern vertilgt wird. Auch um die Stände drängt sich die Menge, an denen Götzengestalten aus Thon

in rohester, plumpster Ausführung und anderes heidnisches Kleinzeug feilgeboten wird; ganz wie auf einem Jahrmarkt daheim bei einem römischen Heiligenfest mit seinen Bildchen und Amuletten, mit seinen Kreuzchen und Rosenkränzen.

Durch eine mächtige Thorpforte wie bei einer Festung gelange ich zunächst in einen weiten Vorhof, der als Karawanserei zu dienen scheint, von da durch eine zweite, noch größere, steinerne Pforte in die eigentliche Stadt. Der erste Eindruck, als ob ich im Fluge weit aus Indien entrückt wäre, nicht in die alte, traute Heimat, viel eher in eins jener Wandeldörfer, die Patjomkin einst in der unbewohnten öden Steppe Südrußlands an den verblüfften Augen der Kaiserin wie eine täuschende Luftspiegelung vorüberziehen ließ. Aber hier ist die Straße, sind die Häuser nun doch nicht auf Leinwand gemalt; leibhaftig steht die Stadt vor mir, ich mitten in der Straße und um mich Hunderte und Tausende, die in lebhafter Bewegung ihrem Berufe nachgehen. Wie in einer genialen Eingebung hat der berühmte Maharadscha Siwai Dschai Sing II. diese „Willkürstadt“ am Fuße der alten, hochgelegenen Feste Amber 1728 „aus dem Boden gestampft“. So war es eben seine Lust. Ihr zu frönen standen ihm bei mehr wie zwanzig Millionen Mark Jahreseinkünften reichere Mittel zur Verfügung als seinem fernen, ihm unbekannten „Vetter auf dem Throne“, dem Markgrafen Karl Wilhelm, als derselbe dreizehn Jahre früher im Unmut über Durlach mitten im Hartwald, wo sein einsames Jagdhaus gestanden, sich eine neue Hauptstadt, die sich fächerartig um sein Schloß legen sollte, gründete. Nicht die Windrose wählte sich Dschai Sing als Vorbild für sein Dschaipur wie Markgraf Karl für sein Karlsruhe; er zog mit der Meßschnur durch die ausgewählte Bodenfläche eine kerzengerade Linie, die er durch eine Reihe gerader, gleichlaufender Linien im

scharfen, rechten Winkel durchschneiden ließ. Die so entstandenen Straßenzeilen, in einer Breite von 111 Fuß, ließ er mit schönen, hochragenden Häusern besetzen. Es sind eigentlich nur in die Augen fallende Außenseiten, buntfarbig angestrichen, einzelne Häuser in der That, wie ein Reisender vergleicht, wie mit Himbeersaft übergossen. Tritt man in ein Haus, so ist man überrascht, nur in einen Innenhof zu geraten; längs den Stockwerken und den mit Fensterläden nach der Straße zu versehenen hohen, breiten Lichtöffnungen läuft meist ein schmaler Umgang wie bei unsern alten Stadtmauern, ein beliebter Luginsland, von dem aus zumal am kühleren Abend die Bewohner der einzelnen Stockwerke gern dem bewegten Treiben auf der Straße zusehen. Die eigentlichen Wohngelasse liegen auf der Rückseite des Baues nach dem Hofe hin, die Zenana noch tiefer in einen zweiten, von der Straße aus unzugänglichen Hof hinein.

Die Mitte der breiten, mit schattenspendenden Baumreihen eingefaßten Straßen ist ungepflastert; die ebenfalls sehr breiten Fußsteige zu beiden Seiten sind mit großen, glatten Fliesen belegt; helles Gaslicht erleuchtet bei den früh einbrechenden Abenden die Straßen. In den offenen Läden der Erdgeschosse treiben die verschiedenen Handwerker ihr oft lärmiges Gewerbe den lieben langen Tag hindurch, von keinem Ruhetag unterbrochen. Einzelne Gewerbe, wie Weber und Färber, beanspruchen und benutzen unbehelligt einen großen Teil der Straße für ihre Hantierung; die Frauen hocken auf dem Fußsteig vor ihren steinernen Handmühlen und zerreiben die Körnerfrucht für den Hausbedarf. Auch alles Geschäft, der Klein- wie der Großhandel, geschieht auf offener Straße. Stundenlang trieb ich mich wiederholt und wiederholt in den Straßen und auch den schmaleren Seitengäßchen herum und konnte nicht satt werden

des ungemein fesselnden, buntscheckigen Lebens. Ein Gedränge und Getreibe stärker noch wie in unsern Großstädten und welch eine überreiche Musterkarte der verschiedensten Volksstämme! In der Mehrzahl wohl die schöngestalteten Radschputen; aber da treiben sich auch aus allen Teilen Indiens Vertreter in der geschäftigen, blühenden Handelsstadt herum, ja selbst von jenseits der Grenze. Die dort sind alsbald als Afghanen zu erkennen, die andern da müssen von Asam hergekommen sein und diese wieder sind unverkennbar Juden, vom günstigen Geschäft wer weiß woher angelockt, dazwischen Parsen u. s. w. u. s. w. Oft will selbst die breite Straßenzeile nicht ausreichen, nicht für die Menschen, nicht für das vielerlei Getier. Elefant, Kamel, Pferd und Esel werden von ihren Führern auf der breiten Fahrstraße gezügelt; völlig frei treibt sich Stier und Kuh umher, und zwar als recht verwöhnte, heilige Tiere. Sie lagern sich breit und unbehelligt auf den so belebten Fußsteig; es würde auch dem Reisenden übel bekommen, wenn er es wagen wollte, das geweihte Tier in seiner Ruhe da aufzustören. Mag sich der müde Bettler und Fakir auf die schmutzige, staubige Landstraße in der Mitte hinstrecken und zusehen, daß er nicht unter die breitspurigen Füße von Kamel und Elefant gerät.

In der Mitte der Stadt liegt der umfangreiche Palast des Maharadscha, der ein Sechstel des ganzen Weichbildes einnimmt, nach der Hauptstraße hin aber kaum von den andern Gebäuden der Straßenflucht sich unterscheidet. Der prachtvolle Palast mitten in schöner tropischer Gartenanlage ist in modern-indischem Stil aufgeführt; er bietet nicht viel, was die Aufmerksamkeit an sich ziehen könnte. Fesselnder ist dem Pferdefreund der Marstall unter freiem Himmel mit seinen 2—300 ausgewählt schönen Pferden, Vollblutaraber meist, aber auch nicht wenige im Lande selbst gezogene edle Tiere, an denen allen der Kenner das aussetzen

mag, daß sie zu gut genährt und dabei zu müßig sind. Unweit von dem Marstall werden die wilden Elefanten für die Kampfspiele gehalten. Obgleich die gewaltigen Tiere mit starken eisernen Ketten an allen Füßen gefesselt sind, wagt auch kaum der Wärter sich in ihre Nähe.

Nicht weit von hier befindet sich die berühmte, eigentümlich gebaute Sternwarte des fürstlichen Stadtgründers, dessen Lieblingsbeschäftigung die Sternkunde war, für die er selber eine Reihe, heute freilich völlig wertloser, längst überholter Werkzeuge erfunden hat; sie stehen nun da als Schaustücke, deren Verwendung selbst unsern Sternkundigen fremd geworden ist, immerhin aber als ein achtunggebietendes Zeugnis der genialen Persönlichkeit, die in manchem kleinen Zuge mich an seinen Zeitgenossen Peter den Großen erinnert hat.

Das moderne, fast europäische Gepräge der Stadt haben auch die dem Gründer folgenden Maharadschas in einer so überraschenden Weise zu wahren verstanden, wie man es außer den Sitzen der englischen Regierung im Lande kaum irgendwo in Indien wiederfindet. In einer der Hauptstraßen stoße ich auf einen Prachtbau mit der weithin leuchtenden Inschrift „Kunstschule“. In einer ganzen Flucht von Zimmern werden verschiedene Künste unentgeltlich jungen Leuten gelehrt: Zeichnen, Malen, Bildhauerei, auch mancherlei Kunstgewerbe. In andern zugänglichen Räumen arbeiten einfache Künstler herrliche Sachen in Gold, Silber, Email, Bronze u. s. w. In einem großen Saal werden die hier gefertigten, zum Teil kostbaren Erzeugnisse des verschiedensten Kunstgewerbes zum Selbstkostenpreis feilgeboten, um in solcher Weise den Kunstsinn des Landes und auch die hohe künstlerische Begabung des Volkes zu fördern. Sämtliche in dem Albert-Museum gesammelten kunstgewerblichen Gegenstände, zum Teil von hohem künstlerischen

Werte, macht sich die Anstalt anheischig, einem Besteller in kurzer Frist und zu billigem Preise in Nachbildung zu liefern; sie hat das Recht solcher Vervielfältigung in dem gleichen Stoff wie das Urbild erhalten. — In einer andern Hauptstraße lockt an einem schönen Haus die Inschrift „Dschaipurer öffentliche Büchersammlung". Im Obergeschoß des kühlen Hofgebäudes finde ich eine gegenwärtig aus 11 000 Bänden bestehende Bücherei mit einer allen unentgeltlich offen stehenden Lesehalle, auf der die neusten, zumeist englischen Zeitschriften ausliegen. Ein liebenswürdiger, dienstwilliger Bücherwart hat mir in kurzer Zeit aus dem reichen Vorrat einen Stoß Bücher zum Studium der Landeskunde Indiens und auch der Missionsarbeiten im Lande zusammengetragen, darunter nicht wenige Werke, die ich bei meiner Reiseausrüstung vergeblich in der Berliner königlichen Bibliothek gesucht hatte. Wiederholt habe ich in ungestörten, stillen Stunden in der kühlen Bücherei gearbeitet, für deren Neuanschaffungen der Maharadscha jährlich 6000 Mark verausgabt. — Ein weiteres glänzendes Zeugnis, wie sehr die letzten Fürsten die höhere Erziehung der Jugend sich angelegen sein lassen, bietet der Prachtbau der „Hochschule des Maharadscha". Unweit dem belebtesten Kreuzungspunkt der beiden Hauptstraßen, gegenüber dem grillenhaften „Windpalast" (Hawal Mahal; eigentlich nur eine phantastische Außenseite, eine in Stein aufgerichtete, kostbare Bühnenwand wie in einem Theater, der kein Innenausbau entspricht) erhebt sich der Universitätsbau, der in Deutschland und England jeder Hochschule zur Zierde gereichen würde. Im Bau wie in der inneren Einrichtung und auch in der Stellenbesetzung mit königlichen, freigebigen Mitteln ausgestattet, war die Anstalt, bei meinem Besuche, ein halbes Jahrhundert nach ihrer Gründung, bereits von tausend Studenten verschiedener Fakultäten besetzt. Was

denen hier in ihren Sonderfächern geboten wird, ist europäische Wissenschaft, losgelöst von dem Einfluß und der Bevormundung der Hindu- oder mohammedanischen Religionsbücher, die so gern und geflissentlich in alle möglichen Wissenschaften dreinreden wollen.

Draußen vor der Stadtmauer ist in weiter Anlage der allen zugängliche „öffentliche Garten", als der schönste Park in Indien gepriesen. Ich wüßte an keinem gefeiertsten europäischen Badeorte eine ähnliche große und prachtvolle Parkanlage zu nennen, hier noch gehoben einmal durch die reich vertretene, tropische Pflanzenwelt mit ihrer verschwenderischen, glühenden Farbenpracht und dann durch eine äußerst geschmackvolle, reichhaltige Vögelsammlung und auch Sammlung wilder Tiere, wie beides Indien in herrlicher Fülle bietet. Auch in unsern am sorgfältigsten unterhaltenen Zoologischen Gärten können sich diese reizende gefiederte Welt, diese Prachtexemplare von Tigern, Löwen, von Affen u. s. w. niemals so daheim fühlen als dort in ihrem heißen Sonnenlande, wo selbst der Käfig weit und groß genug angelegt ist, daß sich die Tiere wie in voller Freiheit bewegen. Mehr wie eine Million Mark hat der Maharadscha für die Gartenanlage verausgabt, mehr wie 60000 Mark sind nur für die gärtnerische Instandhaltung jährlich bestimmt. An bestimmten Tagen der Woche spielt wie an Badeorten eine leidliche Hof- oder Militär-Kapelle; denn auch der Maharadscha besitzt seine eigene kleine Armee. Es hält einem Deutschen schwer, sich des Lächelns zu erwehren, wenn er auf dem Exerzierplatz die Truppe ihre Übungen machen sieht. Burschen jeden Alters, darunter viele alte Männer mit grimmigem schneeweißem Vollbart, fast chokoladenbraune, kräftige Gestalten, barfuß, weite weiße Hosen — wenigstens hatten sie diese Farbe nach der letzten Wäsche — ein ebensolches weißes Hemd, von der ledernen

Patronentasche um die Hüften zusammengehalten, ein dicker weißer Turban um das kräftige, schöne Haupt, eine lange Büchse über den Schultern. „Gamaschendienst“ ist es in der That nicht, den diese Soldaten treiben; von einem „gleichen Schritt und Tritt“ ist ebensowenig zu merken; die Straßen der Stadt bilden regelrechtere Linien als der mühsam ausgeführte Aufmarsch der Truppe, die sich gründlich bei den Übungen langweilt und allem Anschein nach lieber mit einem Feind handgemein werden möchte als in der Hitze dies mühsame, eintönige Marschieren, diese lästigen Handgriffe mit dem ungeladenen Gewehr.

Mitten im herrlichen Park steht nun vollendet die „Alberthalle“, ein großartig angelegter, in der That geschmackvoller Prachtbau im modern-indischen Stil. Der Prinz von Wales hat 1876 den Grundstein gelegt, mit königlichen Mitteln hat der Maharadscha den schönen Bau ausführen lassen, der in indischer Pracht zu einem „Kensington-Museum“ des Orients bestimmt ist. Im Mittelbau eine große Empfangshalle; um dieselbe durch zwei Stockwerke eine lange Reihe von Sälen, in denen eine Überfülle von kostbaren Sammlungen alles dessen in guter Ordnung aufgestapelt ist, was Kunst und Natur Indiens hervorbringen. Gewiß, es ist manches minderwertige Kleinzeug, Schnickschnack darunter. In wie seltenen Fällen weiß sich eine derartige junge Sammlung von solchen Aufdringlingen frei zu halten; sie werden schon mit der Zeit ausgemerzt werden. Unbestritten aber, daß auch heute schon der ernste Forscher eine genügende Menge wertvoller Belegstücke dessen vorfindet, was auf beiden Gebieten Indien in staunenswerter, überraschender Weise bietet. Eine etwas größere Beschränkung auf den ursprünglichen Plan der Sammlung wäre erwünscht. Oder lag es in der Absicht, den Landeskindern auch einen Einblick in die Kunstleistungen

auf christlichem Kulturgebiete zu gewähren? Dann würde der Vorwurf eintreffen, daß schlecht hält, wer zu viel umfaßt. Es befremdet, an den Wänden des Treppenaufgangs wohlbekannte Abbildungen aus der Arundel-Sammlung vorzufinden, oder Nachbildungen der rafaelischen und vorrafaelischen Malerei, oder ein Mosaikbild aus der alten Kirche S. Vitale in Ravenna, oder unweit davon ganz gute Fresken mit Darstellungen aus der indischen, aber auch der griechischen Götterwelt, ebenso aus der reichen indischen Heldenzeit, die gerade bei den Radschputen bis zur Stunde in einer Fülle von Volksliedern und religiösen Gesängen fortlebt. Noch heute werden sie nicht müde zuzuhören, wenn ein Barde in ihre Mitte tritt und ihnen Stücke aus dem hochgefeierten, im Sanskrit wie die alten Religionsbücher verfaßten Volksepos Maha-Bharata, „der große Kampf des Bharata“, berichtet. Ja, das war ein Held, dieser sagenhafte Bharata, so recht nach dem Herzen der mannhaften Radschputen. Schon als Knabe hat dieser Sohn der Sakuntala wie ein indischer Herkules mit Löwen tief im Urwald gespielt. Kalidasa hat von diesen Heldenthaten in seinem berühmten, auch uns Deutschen zugänglich gemachten Drama Kunde gegeben. Damit nicht genug, hat man auch begonnen, die Wände mit Weisheitssprüchen aller Zeiten zu schmücken, teils in der Sprache des Landes, teils in der der heutigen Herrn des Landes. So habe ich mir das Wort angemerkt: Who is accounted dead though he lives? He who fulfils no useful purpose (Wer ist unter die Toten zu zählen, ob er gleich lebt? Wer kein nutzbringendes Werk ausrichtet). In einem Nebensaale befindet sich eine reiche, fesselnde Sammlung von vorzüglich hergestellten — in der Nähe von Delhi oder Agra wird die Kunst in hoher Vollendung getrieben — gemalten Thonfiguren der verschiedensten Volksstämme

Indiens in ihren bunten, schönen Trachten, eine gleiche Sammlung der verschiedenen Berufsleute in ihrer mannigfaltigen Hantierung. Wohl an fünfzig derartige Darstellungen aus dem Leben und Treiben der indischen Fakire mit ihren verzerrten, widerlichen Bußübungen habe ich vorgefunden, etwa zehn aus dem Leben der nun ausgerotteten Thugs und wie sie ihre unglückseligen Opfer zu Tode brachten.

Auch wer es nicht wüßte, würde bei diesen Bauten und den Zwecken, welchen sie dienen, machtvolle europäische Einflüsse voraussetzen, denen die letzten Maharadschas nicht mehr widerstreben konnten, oder zutreffender: nicht mehr wollten. Es ist eine Freude, diese umgestaltenden Einflüsse zumeist auf evangelische Missionare zurückführen zu können, in erster Linie auf einen schottischen ärztlichen Missionar, der dank seiner Heilkunde festen Fuß in dem der Mission bis dahin unzugänglichen Gebiete des Maharadscha von Dschaipur faßte.

Die Radschputen sind in der überwiegenden Mehrzahl Hindus, vielfach durchsetzt mit Dschainiten. Von Haus aus der Kriegerkaste angehörig, haben im Laufe der Jahrtausende auch bei ihnen die Brahmanen die Oberhand und beherrschenden, heutzutage tiefwurzelnden Einfluß gewonnen. In dem Jahrhunderte hindurch währenden Kampf wider die Mohammedaner ist das religiöse Bewußtsein erstarkt und damit Hand in Hand die Macht der Brahmanen. Als bereits an die meisten Orte Indiens der evangelische Sendbote vorgedrungen war, blieb ihm die Radschputana noch ein verschlossenes Gebiet. Die unabhängigen Radschas wehrten jedem fremden Eindringen; Hindusitte und auch Unsitte beherrschte das ganze Volk. Keine Unsitte hatte tiefere Wurzel gefaßt als der grauenhafte Mädchenmord;

in keinem andern Teile des Landes war dies heidnische Unwesen schwerer auszurotten als in der Radschputana. Und ob es wohl schon völlig, auch in den abgelegenen Winkeln, ausgerottet ist? Spät erst gelang es den Engländern, auch in diesem Lande Fuß zu fassen, dessen Bewohner seit der Urväter Zeit gewohnt waren, für ihre Freiheit Leben und Tod einzusetzen und lieber ihr Land verwüstet sehen wollten, als ihre Unabhängigkeit einbüßen. Der sich um die Gewinnung des Landes, insbesondere des Gebietes von Mewar, und auch der Herzen seiner Bewohner die größten Verdienste erworben, war ein englischer Oberst, Dixon — es ist mehr wie ein halbes Jahrhundert her —; aber ein Mann in religiöser Beziehung noch aus der zum Heil des Volkes zu Ende gegangenen Schule der ostindischen Compagnie. In einer von ihm gegründeten Stadt baute er Hindutempel, setzte Brahmanen ein, ja stellte sein eigenes Bild als Götze aus neben das des Affengottes Hanuman. Noch heute — so wird erzählt — opfern die Hindus an seinem Grabe Kokosnüsse und Blumen wie vor einem Götzen.

Solch unchristliches Treiben mußte zusammenbrechen; der furchtbare Aufstand 1857 war das ernste Mene Tekel. Das in so reichen Strömen vergossene Blut mahnte an die Schuld der Christen diesem heidnischen Volke gegenüber. Unverkennbar trat von da an ein Wandel ein; die evangelische Kirche daheim und auch im Lande stand auf, die schwere Schuld abzutragen. Wilson in Bombay, der auf seinen weitausgedehnten Missionsreisen auch die Radschputana und ihre bisherige Vernachlässigung aus eigenem Augenschein kennen gelernt, rief die dritte Schwestermission seines Heimatlandes herbei, beherzt in das bis dahin von der Mission noch nicht betretene Gebiet vorzudringen. Sein Ruf war nicht vergeblich. Schon im vorigen Jahrhundert

hatten sich von der schottischen Staatskirche in zwei Loslösungen (1732 und 1752) Teile abgesondert, die ein Jahrhundert hindurch unabhängig voneinander neben der Staatskirche bestanden. Als dann 1843 die freie Kirche sich von der Staatskirche trennte, gab dies den beiden längst schon abgelösten Zweigen Veranlassung, sich zu der „Vereinigten presbyterianischen Kirche“ (United Presbyterian Church) zusammenzuschließen, nachdem sie schon ein Jahrzehnt zuvor die Mission gemeinsam in die Hand genommen. Auch diese dritte Mission Schottlands ist ein würdiger, ebenbürtiger Genosse und Mitstreiter der beiden andern im Lande, daß es schwer sein dürfte zu sagen, wem die Palme zu reichen ist, jedenfalls aber leicht, daß sie alle drei der Stolz und die Freude der gesamten Mission der evangelischen Kirche sind, jede einzelne ein köstliches Vorbild, dem nachzueifern unsere evangelischen Landeskirchen beflissen sein sollten. Auch dieser Zweig der schottischen Kirche ist an Mitgliederzahl viel geringer als die evangelische Bevölkerung Berlins und bringt dennoch alljährlich 8 Millionen Mark für ihre kirchlichen Bedürfnisse auf, davon ein Zehntel für die Mission.

Im Oktober 1859 trafen die Pfadfinder und Bahnbrecher dieser Mission bei Wilson in Bombay ein, zwei junge Theologen, die eben ihre Studien an der Edinburger Hochschule mit Auszeichnung vollendet, der eine von ihnen D. Shoolbred, über dessen Heimgang das Jahr zuvor nach mehr wie 36jähriger reichgesegneter Arbeit unter den Radschputen in Biaur ich seine Arbeitsgenossen in Dschaipur in Trauer fand als über den Verlust des Vaters ihrer nun weit ausgedehnten Mission im Lande. Im Laufe eines Vierteljahrhunderts hatten diese schottischen Presbyterianer bereits neun Standorte in einem Gebiete besetzt, das ausgedehnter wie Großbritannien und Irland ist, wenn auch

seine Bevölkerung nur der von Schottland und Irland gleichkommt. Mit praktischem Geschick haben sich diese Presbyterianer in einer Gegend niedergelassen, die noch von keiner andern Mission besetzt war und wo ihnen auch bis zur Stunde das weite Gebiet nicht strittig gemacht wird. Mit gleichem praktischen Geschick haben sie ihre Kräfte nicht durch das ganze Land zersplittert, sondern auf ein klar umrissenes Gebiet beschränkt, von dem aus sie mit wachsender Kraft weiter vordringen. Zugänglich war anfangs das Volk gar nicht. Die Zenanas blieben fest verschlossen; auch die unter dem Einfluß der Brahmanen stehenden Radschputen verspürten geringe Lust, sich durch christliche Sendboten von ihrer Religion abspenstig zu machen, da doch, wie sie erklärten, einer aus dem fremden christlichen Volke, ihr Oberst Dixon, ihnen Tempel gebaut, Melas eingerichtet und sein eigenes Standbild wie einen heimischen Götzen in ihrem Tempel aufgestellt.

Solch Gerede schreckte die wackeren Schotten nicht ab. Sie ergänzten ihre Streitschar durch ärztliche Missionare und durch Zenanabesucherinnen. Unter diesen ärztlichen Missionaren ragt besonders Dr. Valentine hervor, der sich zunächst bei Shoolbred in Biaur niederließ und namentlich durch erfolgreiche Pockenimpfungen endlich die ausgesprengten Vorurteile überwand und Eingang bei dem Volke fand. Sein ärztlicher Ruf drang bald weithin. Der ihm bekannte Maharadscha von Dschaipur, Ram Singh, der Vorgänger des gegenwärtigen, vertraute ihm 1866 die Pflege seiner todkranken Lieblingsgemahlin an. Ihre wunderbare Rettung veranlaßte den dankbaren Fürsten, den Arzt und Christen an seinen Hof zu fesseln; er sollte seine rechte Hand bei Durchführung großartiger Pläne in seinem Lande sein. Nur unter der Bedingung willigte der Schotte in die glänzende Stellung ein, daß der Maharadscha sein

ganzes Gebiet der evangelischen Mission öffne und daß er selber neben seinem hohen Vertrauensposten nach wie vor völlig ungehindert seine Missionsarbeit treiben könne. Gern willigte der aufgeklärte Maharadscha, der teilweise eine europäische Erziehung genossen, in die Forderungen ein. Ihm war schon lange der mächtige Einfluß der Brahmanen auf das in festen abergläubigen Banden festgehaltene Volk ein Ärgernis; er beschnitt in starkem Grade die bisherigen überreichen fürstlichen Gaben an die Götzen und die Brahmanen und stellte sie zuletzt fast völlig ein, darin sich von dem Christen Dixon vorteilhaft unterscheidend. Zu dem letzten entscheidungsvollen Schritt, Christ zu werden, konnte er sich nicht entschließen. Er begünstigte in seinem Lande eine neu aufkommende deistische Sekte, deren Glieder wie Sannyasis in mystischer Weise an Iswara, dem höchsten Wesen über allem Sichtbaren, hängen. Es war eine schöne Zeit (1866—80), die der schottische Missionar bis zum Tode des Maharadscha in der hohen, einflußreichen Stellung am Hofe verbrachte; man hat sie zutreffend mit der eines Kultusministers bei uns mit weit ausgedehnten Vollmachten verglichen. Valentine gestaltete die Pläne des erleuchteten Fürsten aus und hatte die reichen Mittel zur Verfügung, sie zu verwirklichen. Was bei den Rundgängen durch die Stadt besonders die Aufmerksamkeit gefesselt, das ist zum großen Teil das Werk des ärztlichen Missionars: die Kunstgewerbeschule, die öffentliche Büchersammlung, auch die Albert-Halle; die Hochschule war seiner Leitung unterstellt und erhielt von ihm das Gepräge, dem sie ihre gegenwärtige Blüte dankt. Nach dem Tode Ram Singhs 1880 siedelte Valentine nach Agra über und gründete daselbst, was ihm für das Gedeihen der Mission in Indien besonders wichtig erschien, eine missionsärztliche Schule für eingeborne Christen. Leider traf ich den hochverdienten

Mann bei meinem Besuche dieser seiner Anstalt nicht an; er befand sich auf einer Erholungsreise in seiner schottischen Heimat. Ein paar der in der blühenden Anstalt ausgebildeten Missionsärzte hatte ich bereits früher die Freude; mitten in ihrer gesegneten Arbeit kennen zu lernen; so einen in dem Aussätzigen-Asyl zu Purulia, einen andern in dem Krankenhaus zu Rantschi, beide Kolschristen, die in unsern deutschen Missionsschulen in Rantschi für Agra vorgebildet waren.

Der einflußreichen Stellung ihres Sendboten am Hofe des Maharadscha dankt die Mission der Vereinigten Presbyterianer Schottlands ihr prächtiges Missions-Anwesen draußen in schöner Lage vor der Stadt. Vielleicht nur unsere Goßnermissionare in Rantschi erfreuen sich in Indien einer größeren, schöneren Missionsanlage, die sie auch in reicherem Umfange zu einer vorzüglichen Ansiedlung der mannigfaltigsten Missionsanstalten ausgenutzt haben. In Dschaipur habe ich in der ausgedehnten Gartenanlage — wenn mir nichts entgangen ist — nur weite, bequeme Häuser der Missionare gesehen. Ihre Schulen, Anstalten &c. sind in der Stadt; die Arbeit erstreckt sich weiter von diesem ihrem Heim auf die benachbarten Dörfer, tiefer ins Land hinein. Drei Missionare mit ihren Familien und drei unverheiratete Missionarinnen sind hier angesiedelt; jede Familie in ihrem eigenen Haus, die Zenanaarbeiterinnen in gemeinsamem Haushalt; sie alle wie eine Familie, daß an dem Sonntag, wo ich draußen bei dem tüchtigen D. Macalister speiste, wir zur Abendandacht, wie er es an den Sonntagen gewohnt ist, in das Haus der Missionarinnen gingen. An zwölf verschiedenen Orten der Radschputana haben gegenwärtig die Presbyterianer — wie mir Macalister berichtete — Arbeitsplätze errichtet und kleine Gemeinden gesammelt, insgesamt mit etwa 1500

Gliedern, von denen die Gemeinde in Dschaipur 210 zählt. Sonntagsschulen haben sie im Lande 104 eingerichtet mit einer Schülerzahl von mehr wie 4500 Kindern; die überwiegende Mehrzahl von ihnen wie ersichtlich Heidenkinder, deren Eltern aber dem Besuche nicht wehren. Neben diesen Kindergottesdiensten haben die Presbyterianer an 15 Orten der Radschputana im ganzen 78 Volksschulen errichtet, die von 4500 Knaben besucht werden, davon in Dschaipur 7 Schulen mit 460 Schülern. An 9 Orten des Landes wird Zenana-Mission getrieben. 265 Zenanas sind den treuen Arbeiterinnen zugänglich, davon 93 in Dschaipur; mehr wie 450 Mädchen unterweisen sie in den Zenanas, über 1000 in kleinen, von ihnen geleiteten Mädchenschulen. An 5 Orten des Gebietes haben die Presbyterianer ärztliche Missionen errichtet; wie stark dieselben beansprucht werden, ist daraus zu ersehen, daß 1896 205 759 Leidende sich Rats erholten, an tausend Kranke aber in den Missionsanstalten verpflegt wurden. Diese ganze gewaltige Arbeit lastet auf 20 Missionaren und 10 Missionarinnen, denen aus den Eingebornen als Prediger, Evangelisten, Lehrer u. s. w. 32 tüchtig geschulte und bewährte Gehülfen zur Seite stehen. Aber auch mit dieser Helferschar ist die mächtig anwachsende Arbeit nicht mehr zu bewältigen. Man sagt, Schottland müsse die zehnfache Zahl von Söhnen und Töchtern auf dieses eine ihrer 7 Missionsfelder (Jamaika, Trinidad, Alt-Kalabar, Kaffraria, Radschputana, Mandschurei, Japan) senden; das wäre mehr als die Gesamtzahl ihrer Sendboten. So tritt die drängende Notwendigkeit ein, daß von denen in den andern Booten Hülfe komme, das Netz an Land zu ziehen. Überall eben in ganz Indien der Ruf nach mehr Arbeitern, eine reiche und reife Ernte einzubringen.

Die unheimlichen Schatten der mit erneuter Kraft wieder ausgebrochenen Pest in Puna und Bombay fallen bereits bis hierher nach Dschaipur, obgleich die Stadt noch mehr wie tausend Kilometer von dem gefürchteten und weithin gemiedenen Ansteckungsherd entfernt ist. Es giebt eben der ängstlichen Gemüter so erschreckend viele. Niemand will die sonst stark benutzte Strecke von Delhi und aus dem Norden nach Bombay benutzen und auch der Zug von Reisenden aus dem Ausland über die schwer heimgesuchte Stadt ins schöne Indien hat fast gänzlich aufgehört. In der ersten Wagenklasse bin ich beinahe immer allein und auch hier in dem besuchtesten Gasthof die letzten paar Tage einziger Gast. Die beiden Häuser hatten sich völlig geleert. Ebenso leer scheinen die Speiseschränke und der Geldbeutel, sie zu füllen, geworden zu sein; denn der mohammedanische Koch quälte sich redlich ab, in schier unmöglicher Zubereitung aus schier unmöglichen Speiseüberresten der Vorratskammer Gerichte herzustellen, die sicherlich in keinem Kochbuch verzeichnet stehen. Weil ein genügsamer, dauerhafter Magen sie mit etwas Humor und auch Mitleid über den Wirt würzte, so kam der in der That erfinderische Koch doch noch damit bei dem einzigen übrig gebliebenen Gast aus; aber dem Leiter des Gasthofes, einem stillen, friedfertigen Parsen, wurde es nun doch etwas bange um denselben; er meinte für seine Sicherheit verantwortlich zu sein. Das Haus lag außerhalb der Stadt und dem Schutz ihrer Wächter, ganz frei in einem offenen Garten an der tagsüber belebten, während der Nacht aber einsamen Landstraße. Meine Zimmer waren zu ebener Erde; die in den Garten gehende Thür war nur durch einen Schieber verschließbar und dieser abgebrochen, so daß ein vorgestellter Stuhl vor dem Aufgehen schützte; das anstoßende Ankleidezimmer besaß nur eine scheibenlose Lichtöffnung, das Wannenzimmer daneben

hatte eine von außen zu verriegelnde Ausgangsthür nach dem Hof für den Diener. Mein besorgter Parse wollte einen bewaffneten Radschputen als Nachtwächter auf der vor meinen Fenstern befindlichen Veranda anstellen. Daß der Deutsche dankend seine angebotene Fürsorge ablehnte, war ihm verwunderlich, noch mehr ihre scherzhafte Begründung. In seinem äußerst einfachen Stübchen in einem Hofraum neben der Küche und den Stallungen hatte er an der Wand ein Bild unsers auch von ihm bewunderten Altreichskanzlers Bismarck. Der große Held — so setzte ich ihm auseinander — habe im Reichstag vor aller Welt bezeugt, daß der Deutsche nur Gott fürchte und sonst nichts auf der Erde, auch nicht, wenn er mutterseelenallein in Dschaipur in einem leeren Gasthof wohne. Inwieweit unser Bismarck mit seinem prächtigen Worte das Ansehen des deutschen Gastes in den Augen des Parsen erhöht haben mag, weiß ich nicht; aber bei der Abreise am letzten Abend gestand er mir doch offenherzig, daß er froh sei, der Sorge um den furchtlosen Deutschen nun enthoben zu sein.





I.

Ahmedabad.

Die einst glänzende, hochgepriesene Stadt scheint heutzutage nicht mehr so in der Gunst der Reisenden zu stehen, wie sie es nach jeder Seite hin reichlich verdient. Unbegreiflicherweise besitzt sie keinen Gasthof trotz ihrer noch immer 150 000 Einwohner. Das mag manch einen abschrecken, obgleich die Stadt nicht abseits der Fahrstraße liegt, sondern eine Haupthaltestelle auf der großen Bahnlinie nach dem Norden und Osten Indiens ist. So eilen die bequemen Leute von Bombay aus an der unwirtlichen Stadt vorüber, angelockt von den gefeierten Prachtstädten Delhi und Agra, oder auf dem Heimwege und vollbefriedigt von den dort geschauten Wunderwerken der Baukunst wähnen sie an diesem, dem Fremden unholden Orte nichts zu sehen, was ihnen nicht in schönerer Vollendung bereits jene andern Städte mit ihren vorzüglichen Gasthäusern geboten. Diese Art Zugvögel durfte nicht zur Nachfolge verleiten; wie bin ich froh und dankbar, auch da meine eigenen Wege gegangen zu sein. Es ist nicht schwer, bei den hier angesiedelten wenigen Europäern, zumal bei den durch ihre Gastfreundschaft

ausgezeichneten Missionaren, eine liebenswürdig gebotene Herberge zu finden. Um meine Unabhängigkeit und die Freiheit der Bewegung auf den Studiengängen bei knapp gemessener Zeit nicht durch in solchem Falle unvermeidliche gesellige Zerstreuungen einschränken zu lassen, verzichtete ich auf jede wiederholt und warm ausgesprochene Einladung und belegte mir im voraus eins der beiden Gastzimmer, die der Pächter der Bahnhofwirtschaft Reisenden zur Verfügung stellt. Auf große Bequemlichkeit muß man freilich dabei verzichten und eines gesunden Schlafes sich zu erfreuen haben. Die beiden Zimmer liegen neben der Speisehalle im Erdgeschoß am Bahngeleise, so daß die nächtlichen Züge mit ihrem Pfeifen und Pfauchen, nur durch den Bahnsteig getrennt, an der Lagerstätte vorüberbrausen. Die Zimmer sind recht geräumig, zumal nur drei Betten, ein kleiner Tisch und ein paar Stühle darin sind; aber bei stärkerem Andrang von Reisenden kann es geschehen, daß in dem einen Zimmer die Männer, in dem andern die Frauen untergebracht werden; mögen die fremden Zimmergenossen dann selbst zusehen, wie sie sich miteinander vertragen. Der Pest in Bombay hatte ich zu danken, daß meine Verträglichkeit während des Aufenthaltes keine Probe zu bestehen hatte.

Auch nach all der Überfülle einzigartiger, so wunderbar schöner Eindrücke der letzten Wochen bot dennoch Ahmedabad neue Reize und sie konnten mit frischer, nicht übersättigter Empfänglichkeit genossen werden. Gerade nach den Tagen in dem modernen Dschaipur mutete jeder Gang durch die Stadt und zu ihren Meisterwerken alter Bauwerke an, als ob man wie im Traume in das arabische Märchenland von Tausend und einer Nacht entrückt wäre. Hier in der einstigen Hauptstadt des Gudscharati-Landes befinde ich mich auf uraltem, klassischem Boden. Hindus, deren Väter in

unvordenklichen Zeiten aus Mittel-Asien ausgezogen und nicht wie der Hauptstrom der arischen Genossen durch das Fünfstromgebiet dem Wasserlauf des Ganges entlang gewandert, sondern — vielleicht ähnlich den Radschputen und mit ihnen gemeinsam und gleichzeitig — an den Ufern des Indus bis zu seiner Mündung vorgedrungen und von da zu Wasser und zu Land in das fruchtbare Gudscharati gekommen, Hindus waren da, wo Ahmedabad heute steht, bereits in festen Wohnsitzen zu einer Zeit angesiedelt, als noch die See aus dem Ran von Katschh nach dem Golf von Cambey flutete und der heutige Landvorsprung eine meerumspülte Insel bildete. Die Lage war für den Verkehr ungemein günstig. Auf alter, stark belebter Handelsstraße brachte das Schiff der Wüste, das hier heimische Kamel, die reichen Erzeugnisse des Hinterlandes aus dem Malwa- und Mewargebiet, ja bis aus der Gegend von Delhi in die blühende Ansiedlung. Hier führte der Sabarmatistrom die wertvolle Ladung nach dem Meere, nach Surat, von wo sie längs der Küste bis ins Rote Meer, weiter nach Ägypten und bis nach Griechenland und Rom gelangte. So ging es Jahrhunderte, fast zwei Jahrtausende. Im Südteil der Stadt glaubt der Forscher die Lage der uralten Hindustadt Asaval vermuten zu dürfen; Überreste freilich konnte man mir nicht zeigen. Dennoch ist die blühende Stadt mit ihrem hochentwickelten künstlerischen Schaffen nicht spurlos verschwunden. Wie der Strom noch eine Weile die andere Färbung des Nebenflusses an der Uferseite bewahrt, so ist bis zur Stunde an den erhaltenen Bauwerken in einer für den Kunstfreund ungemein fesselnden Weise der nachhaltige Einfluß erkennbar und festgehalten, den die andersgeartete Kunst des Inders auf die Schöpfungen der Araber ausgeübt. Der Besiegte hat auf dem Gebiete der Schönheit unaustilgbare Siege gewonnen; der neue,

machtvolle Gebieter hat es nicht verschmäht, vorgefundene Kunstschöpfungen für seine andern Aufgaben zu verwerten. Das ist ja je und je die unantastbare Hoheit, das freie Recht des wahrhaft Schönen, das nur ein Barbar zu verletzen wagt.

Kaum war der „Prophet“ in seinem Heimatlande Arabien aufgetreten, kaum waren nach seinem Scheiden die kriegerischen Scharen seiner Gläubigen wie ein unentrinnbares Verhängnis über die Landesgrenzen nach allen Seiten hin ausgeschwärmt, da stieg auch schon „der Halbmond“ über dem lockenden Wunderlande auf, das seit langen Jahrhunderten wie ein Magnet die Wandervölker angezogen. Noch ehe der ganze Nordrand Afrikas im Besitze der Araber ist, ein paar Jahrzehnte vor ihrem siegreichen Betreten Spaniens, erscheinen ihre Heere an dem andern „Land voll Sonnenschein“ fern im Osten. Ein Schwarm von ihnen ist dem Indusstrom entlang gezogen und durch das Sindhgebiet vorgedrungen. Da sind sie wie an einem Grenzwall auf die Kriegerkaste der Radschputen gestoßen, die ihnen an Mannhaftigkeit, an unbeugsamem Freiheitssinn wohl gewachsen waren. Die Berichte der langwährenden Kämpfe, im Tageslichte der Geschichte geführt, lauten wie fesselndste Sagen aus längst entschwundener Heroenzeit. Oft war der heldenhafteste Widerstand vergeblich, daß die „Radschasöhne“ unterlagen; aber immer wieder erhoben sie sich wider die Vergewaltiger. Wir haben schon in Dschaipur erkannt, daß dieselben sie endgültig doch nicht übermocht haben. So auch in Gudscharati. Ein ständiges Auf- und Niederwogen der beiden ringenden Mächte. Auch als die Muslims als Sieger hervorgingen, anerkannten sie die Sonderart der Besiegten; sie hatten von ihnen gelernt, selbst den Großmoguln und ihren Vorgängern in Delhi gegenüber eine immer wieder betonte Unabhängigkeit und Selbständigkeit

zu wahren. Niemand verstand das besser, als Sultan Ahmad I., der unter den Tughlaks (vgl. S. 226) mit der schwierigen Verwaltung von Gudscharati betraut und belehnt war und noch vor dem Zusammenbruch des glänzenden Herrscherhauses (1414) sich selbständig zu machen verstand. Fast 200 Jahre herrschte sein Haus über dies hervorragende Gebiet, ein Jahrhundert in steigender Blüte, ein weiteres in langsamem Herabsinken, bis Akbar der Große 1593 die Provinz seinem Mogulreich wieder einverleibte.

Ahmad verlegte 1411 den Sitz der Regierung aus der alten Radschputen-Hauptstadt Anhilwarra nach der noch älteren Hindustadt Asaval, die er wie einen Phönix aus der Asche als Ahmedabad neu erstehen ließ. Der vertauschte Name bewahrt die Erinnerung an den genialen Mann, der ihr zweiter Gründer geworden, ihr zu einer wunderbaren Blüte verholfen und in seinen Bauwerken zumal einen unvergänglichen Ruhm erworben hat. Als Ahmads Herrscherhaus bereits untergegangen war und die glänzende Stadt unter den Großmoguln eine Nachblüte erlebte, fand der Botschafter Jakobs I., Thomas Roe, im Jahre 1615 Ahmedabad in einer Größe, welche die von London in seinen Tagen überragte (900 000 Einwohner). Von der Höhe freilich ist die Stadt gewaltig herabgestiegen, wenn auch, seitdem sie in unserm Jahrhundert unter britischem Regiment steht, unverkennbar sich wieder ein Aufschwung zeigt. Aus der einstigen ans Wunderbare grenzenden Blütezeit sind Ahmedabad neben der Erinnerung an die entschwundene Größe die noch immer laut und vernehmlich redenden Zeugen einer reinen Schönheit geblieben, die um die alten Tempel und Grabstätten weihevoll webet und schwebet und selbst durch die heutigen Straßen noch und längs den Häuserzeilen — wir werden ihr bei unserer Wanderung gleich ins schöne Auge schauen — dahinzieht.

Die erste Ausfahrt vom Bahnhof in die Altstadt gilt wohl bei den meisten der Dschumma-Moschee. Als ich am ersten Frühmorgen nach der spät am Abend erfolgten Ankunft dem Kutscher eine andere Reihenfolge angab, beharrte er dabei — und ich hatte mich zu fügen —, allem voran den Fahrgast in den Mittelpunkt der Stadt und bei den „drei Thoren" vorbei nach dem berühmten, von Ahmad I. gebauten Tempel zu bringen. Die Moschee liegt arg versteckt in einem alten Häusergewirr; es währt einige Zeit, bis man sich zurechtgefunden und zum Genuß des hervorragenden Bauwerks gelangt. Am Ende des rechtwinkligen, mit seinen langen Säulenreihen etwas eintönig wirkenden, in der Mitte dem Herkommen nach mit einem großen Wasserbecken versehenen Hofes steht die Moschee, in ihrem für die Länge der Vorderseite nicht hohen Aufbau wohlthuend gegliedert. Von beiden Seiten zur Mitte hin zunächst eine nach dem Innern zu offenstehende Säulenreihe, daran im Nord und Süd sich anreihend eine höher ragende mächtige Pforte, in der Mitte dann eine noch höhere, ebenfalls bogenförmige Pforte, alle drei Thüreingänge in schöner, kräftiger, würfelförmiger Einrahmung. Diese fünf klar und scharf sich voneinander abhebenden und doch geschmackvoll und schlicht miteinander verbundenen Teile sind je von einer Kuppel überragt. Beim Betreten der offenen Gebethalle mit ihren drei Kiblahs oder Gebetnischen gegenüber den drei Eingangspforten wird man überrascht durch 250 Säulen, die das flache Dach und seine 15 niedrigen Kuppeln tragen. Die Säulen alle sind aus einem Dschaintempel herübergenommen. Der Tempelwächter versäumt nicht, auf einen weiteren schnöden Tempelraub des Baumeisters aufmerksam zu machen. Auf der Schwelle der Haupteingangspforte ist eine schwarze Platte aus einem Dschaintempel eingefügt; auf der nach oben gekehrten Seite



befindet sich, auf daß sie nur ja von jedem den Tempel betretenden Muslim wie zum Hohn noch einen Fußtritt erhalte, die Abbildung eines Dschaingötzen in Stein gehauen, aber nun fast völlig, wie Grabinschriften auf dem Fußboden alter Kathedralen, abgetreten und unkenntlich geworden.

Unweit der berühmten Moschee ist das Grabmal des Ahmad mit schönen, fein und kunstvoll durchbrochenen Marmorplatten, eine Kunst, welche die Araber bei den Hindus vorgefunden, von ihnen entlehnt und zu formvollendeter Meisterschaft ausgebildet, wie sie in unübertrefflicher Schönheit in Agra und Delhi das bewundernde Auge erfreut. Etwas entfernter über den Marktplatz und in ihrem Versteck nicht bequem zugänglich sind die Grabmäler der Hauptfrauen des reich besetzten Harems von Ahmad. Sie verdienten eine gründliche Ausbesserung. Die lange Zeit und auch ihre Ungunst ist nicht eindruckslos an den Grabstätten vorübergezogen; sie zeigen Spuren der Verwitterung und langsamen Verfalles, die beide unter dem leuchtenden, farbenprächtigen indischen Himmel peinlicher, trübseliger wirken als bei uns im grauen Norden. Es sind hier Kunstwerke von hervorragendem Werte, namentlich das in schwarzem, mit schön verschlungenen weißen Marmorstreifen ausgelegte kostbare Grabmal der Moghlai Bibi. Die Perle dieser Grabstätten, wohl auch die Perle unter den Bauwerken der Stadt, ist die abgesondert, aber in der Nähe gelegene Rani Sipri-Moschee, die sich neben dem Grab dieser kunstbegabten Schwiegertochter Ahmads erhebt. Rani Sipri selbst soll den Plan des Meisterwerkes entworfen und auch noch den Bau (1431) überwacht haben. Die so viel kleinere Grabstätte läßt sich kaum mit dem Tadsch, mit den prachtvollen Schöpfungen eines Shah Jehan in Agra und Delhi vergleichen; sie steht auch nicht in so reicher, einzigartig stimmungsvoller Umgebung, auch

nicht mehr in der bis zur Stunde makellosen schneeweißen Reinheit ihrer Marmorgewandung da wie die gefeierte Grabstätte der Lieblingsfrau des prachtliebenden Großmoguls; dennoch rücken mir in der Wertschätzung beide Meisterwerke nahe zusammen, sie beide ein wunderbares, wohllautendes Lied in Steinen. Ja, ich will es nicht verhehlen: in diesem Liede hier sind ein paar Töne angeschlagen, die tiefer und wohliger noch im Gemüte wiederklingen. Auf dem engen, um ein Stockwerk die Straße überragenden Hofe erhebt sich der einstöckige, auch wieder würfelförmige Bau mit etwas vorspringendem Schutzdach, über dem wie Abschluß der Seitenwände ein reichgestaltetes, mit Zacken gekröntes Gesims frei aufsteigt. Die vier Ecken sind mit kleinen Kuppeln gekrönt. In der Mitte des flachen Daches ragt ein weiteres, viereckiges, aber um die Hälfte kleineres Stockwerk empor, ebenfalls wie das untere mit vorspringendem Schutzdach und reichem, nach oben herzförmig gezacktem Gesimse geziert. Eine mächtige, fast das ganze obere flache Dach ausfüllende Kuppel überragt in schöner Rundung den in Marmor ausgeführten Bau. Während das obere Stockwerk flache, nur durch geschmackvolle Wandpfeiler unterbrochene und belebte Wände ohne Lichtöffnungen zeigt, ist der Unterbau an allen vier Seiten auf erhöhtem, reich in Marmor wie ein Paneel verzierten Gesimse, durch flache, mit Kapitälen geschmückte Pilaster in große, viereckige Flächen geteilt, die wiederum schachbrettartig durch ein reiches Marmor-Gitterwerk in gleiche Felder geteilt sind und diese Felder wie viereckige Butzenscheiben mit der feinsten, durchbrochenen Marmorverzierung, als ob es zarte Filigranarbeit wäre, ausgefüllt. Durch diese zarten, kleinen Öffnungen fällt ein wohlthuend gedämpftes Licht in die hochgewölbte Grabstätte, hell genug, um die Einzelheiten des Innenraumes deutlich zu erkennen und doch auch wieder

genügenden Schutz wider die blendende Lichtfülle der indischen Sonne bietend.

Was diesem Bau so hohen Wert verleiht, ist die eigenartige, zu einem einheitlichen Ganzen durchgeführte Verschmelzung der Kunst des Siegers mit der ebenbürtigen Kunst, die er in dem unterworfenen Gebiete vorfand und deren übermächtigem Einfluß er sich nicht entziehen konnte, vielleicht auch, weil er kunstsinnig und kunstverständig sich ihm zunächst nicht entziehen wollte. Er bekam die hoheitsvolle Macht echter Schönheit zu spüren und nahm willig auf, was sie hier in ausgeprägter Weise bot. So verhältnismäßig klein die zur Anwendung gelangten Maße in Höhe, Länge und Breite des Baues sind, tritt doch auch an ihm eine gewisse Weite, Größe der Auffassung zu Tage, wie sie der Araber in seinen Bauwerken zeigt, die indische Kunst meist vermissen läßt. Der Riß, der Aufbau ist klar, einfach, in der Linienführung würdig, wohlthuend, ruhevoll. Dem gesellt sich nun zu das Anmutvolle, das Zarte, fast Zierliche einer ungemein regen Phantasie, das in schöner Entwicklung und Blüte die indische Kunst darreicht, hier von dem maßvolleren Araber wohlthuend in Schranken gehalten, daß es nicht ins Phantastische ausarten und seine strengeren Formen überwuchern darf. Mit solcher Meisterschaft kostbaren Marmor zu bewältigen, als ob es sich um Holzschneidekunst, ja um ein feines Gewebe handele, das hat meines Wissens die arabische Kunst doch erst in Indien gelernt und am frühesten wohl in Ahmedabad verwertet.

Noch stärker wie an dieser Grabstätte tritt das schöne Geben und Nehmen auf dem freien Gebiete der Kunst in der anstoßenden Moschee zu Tage. Da sind die beiden Wandpfeiler am Eingang zur Bethalle von so reiner Schönheit, in der ungemein reichen Gliederung der einzelnen Teile dennoch das Ganze in so maßvoll gehaltener Zeichnung,

daß ich nicht anstehe, diese Pfeiler zu dem Herrlichsten zu zählen, was ich von indischer Kunst gesehen. Hier hat der Künstler einen Sieg über den spröden Marmor davongetragen, daß er sich seiner Meisterhand fügen mußte, als ob es gelte, ein Kunstwerk in Elfenbein auszuführen. Ebenbürtig dieser Leistung ist ein Seiten-Erker an der Wandfläche der Moschee, die der tieferliegenden Straße zugekehrt ist. Der schlichte, maßvolle Umriß in Marmor ausgeführt, aber in seinen einzelnen Teilen, in seiner anmutvollen, reichen Gliederung, als ob der Baumeister Meister der Holzschneidekunst gewesen, ohne darüber die Forderungen eines Steinbaues irgendwie zu beeinträchtigen.

Mag es stehen bleiben, was der reizende Bau in ausführlicher und doch mangelhafter Schilderung in die Feder gesagt. Aber nun auch weiter! Es ist zumal in Ahmedabad gut, sobald man nur ein wenig sich in dem Straßengewirr zurechtzufinden getraut, den Wagen zu verlassen und frei durch die Gassen und Gäßchen zu schlendern. Des Schauens ist so viel. Manchmal war mir zu Mute, als ob ich in Hildesheim oder Goslar oder Nürnberg wäre, wenn ich am Balkenwerk der alten Häuser, an Fenstergesimsen und Thüreingängen zum Teil schönes, kunstvolles Holzschnitzwerk angebracht sah, das auf den Reichtum, aber auch den stark entwickelten Kunstsinn seiner Bewohner vor drei- und vierhundert Jahren schließen läßt, eine Fertigkeit, die zum Teil bis zur Stunde sich bei den nachgebornen Söhnen jener Blütezeit erhalten hat. Noch ein weiterer Zug im Straßenleben, der mir an andern Orten Indiens nicht bekannt wurde, erinnerte mich an altdeutschen Brauch. Das findet man ja in Indien vielfach, daß gewisse Gewerbe besondere Kasten bilden und daß zumal in indischen Großstädten nicht selten eine bestimmte Kaste, ein bestimmtes Handwerk die gleiche Straße Haus für Haus einnimmt. Bekannte haben

mich hier in Ahmedabad auf die Besonderheit aufmerksam gemacht, daß einzelne Handwerker und auch Händler neben ihrer Kastenordnung eine auch heute noch gültige, streng beobachtete Zunft- und Gildensatzung unter sich aufgerichtet haben. Diese Satzungen versuchen unter den Genossen unlauterm Wettbewerb zu wehren, jedem Preisdruck zu steuern, auch dadurch, daß die Zunftmeister Feiertage festsetzen, an denen alle Arbeit in dem bestimmten Fache ruhen muß, um auf diese Weise einen Ausgleich zwischen Angebot und Nachfrage herzustellen. Selbst die täglich zulässige Arbeitszeit wird nach dem Maß der eingegangenen Bestellungen geregelt und sogenannte Überstunden werden unnachsichtig geahndet. Auf alle Übertretungen dieser Satzungen sind Geldstrafen gesetzt. Verweigert der Innungsgenosse die Strafzahlung, so wird er aus der Kaste ausgestoßen, unter den Hindus auch heutzutage noch eine so harte Strafe wie bei uns in vergangenen Zeiten der bürgerliche Tod. Die Regierung ist unvermögend, den verurteilten Händler oder Handwerker in seinem Erwerb zu schützen, so wenig wie sie in Irland dem boykottierten Landbesitzer zu helfen vermochte. Sie ist nicht einmal dazu aufgelegt. Denn sie würde sich damit zu einem Schutzwart der Kaste hergeben.

Eins fällt alsbald dem Fremdling auf, der durch die Straßen Ahmedabads lustwandelt. Wie man im Morgenlande an Straßenecken und auf freien Plätzen oft kostbare Brunnen mit krystallklarem Trinkwasser als Stiftungen reicher, frommer Muslims sieht, die ihren armen Religionsgenossen den ihnen von dem Koran gestatteten frischen Trunk frei spenden wollen, so hier in großer Menge, nicht selten kunstvoll in Marmor oder Sandstein ausgeführte Säulen, deren Kapitäl einen hochragenden Aufbau trägt, die mich zunächst an die auf so manchem alten deutschen Gutshof befindlichen, leicht aus Holz hergestellten Tauben-

schläge erinnerten. Es sind gesicherte Rastorte und allezeit genügend versorgte Futterplätze für das bunte Heer der Vogelwelt, von reichen, frommen Dschainiten mit ihrem stark ausgeprägten Erbarmen und Wohlwollen für alle Arten von Lebewesen gestiftet. Wir merken auch daran, daß wir in Gudscharati sind; denn von diesen nach der letzten Volkszählung etwa noch eine halbe Million ausmachenden „sonderlichen Heiligen“ leben hier und in der Radschputana vier Fünftel, die Mehrzahl von ihnen, ähnlich den Parsen, in geordneten, ja reichen Verhältnissen, arbeitsam, in hohem Grade wohlthätig und durch großartige Stiftungen sich auszeichnend, eng und fest untereinander verbunden. Ihre Religion, nicht die Rasse wie bei unsern modernen Juden, ist das starke, zusammenhaltende Band.

Noch immer gehen die Meinungen der Forscher auseinander, wie hoch hinauf der Ursprung dieser religiösen Sekte zu rücken sei. In ihren eingehenden Untersuchungen, an denen sich auch — wir dürfen mit einer gewissen Genugthuung sagen: selbstverständlich — unsere deutschen Gelehrten mit scharfsinnigem Bemühen hervorragend beteiligt haben, kommen sie immer näher der im blauen Duft der Ferne und Sage verschwimmenden Zeit, an der die Dschainiten selbst unentwegt festhalten. Sie müßten keine Inder sein, wenn sie nicht gleich ihren Landsleuten mit ans Ungeheuerliche streifenden Zahlenreihen von Jahren harmlos wie Kinder spieleten, sie aber, diese alten Kinder, auch in vollem religiösem Ernst, daß ihr Spiel der Wahrheit und Wirklichkeit entspreche. Ewig ist ihnen der Stoff. In unendlichen Perioden verläuft die Zeit; die Dauer einer einzelnen großen Weltperiode wird mit einer sechzehnstelligen Jahresziffer angegeben. Unsere gegenwärtige Periode — ihren Anfang rechnet kein Mensch aus, so wenig wie einer weiß, die wievielste sie im ewig währenden Kreislauf ist — teilt

sich wieder, ähnlich den vorangegangenen und nachfolgenden, in vierundzwanzig Abschnitte, bedingt dadurch, daß ein Heiliger unter den Menschenkindern zu sündloser Vollkommenheit emporsteigt, ein göttergleicher Tirthankar wird. Der dreiundzwanzigste Tirthankar der gegenwärtigen Periode war Parswanatha, den unser Lassen als den wahrscheinlichen Stifter der Dschainasekte bezeichnet. Sein irdisches Leben berührt sich nahe mit dem seines Nachfolgers Mahavira, des vierundzwanzigsten Tirthankar; der Tod der beiden in die Nirwana eingegangenen Heiligen liegt nur ein Vierteljahrtausend auseinander. Damit erreichen wir, wenn auch noch schwankenden Schrittes, die Schwelle der Geschichte. Mahavira, des Sidartha Sohn, hatte schon in seinem 28. Jahre der Welt entsagt und war nach ein paar Jahren durch sein beschauliches Asketenleben zu der Stufe der Bhuvanapathi emporgestiegen, der Herren der Welt, die unmittelbar von Indra, dem brahmanischen Götterkönige, beherrscht werden. Der so hoch über die Menschen gerückte Asket schlug seinen Wohnsitz in Magadha, im heutigen Biharlande, auf; hier lassen die Dschainiten ihn Lehrer des Sakyamuni werden. Auch durch die an diesem Punkte übereinstimmende Überlieferung buddhistischer und dschainitischer Quellen ist geschichtlich genügend bezeugt, daß Buddha in Magadha, wo er die ersten größeren Erfolge erzielt, mit dem Haupt und Heiland der Dschainasekte in Berührung gekommen sei, die von Buddhas Schülern als eine entschiedene Auseinandersetzung mit dem gefährlichen Irrlehrer bezeichnet wird. Ein absonderlicher Zug der Askese des Mahavira erregte bei Buddha starken Anstoß, der freilich auch eine Spaltung zwischen den Anhängern des Parswanatha und Mahavira hervorrief. Während der ältere von beiden als Bekleidung ein weißes Gewand vorschrieb (die Buddhisten tragen bekanntlich ein safran-

gelbes), forderte der jüngere, der sich den strengsten Kasteiungen und härtesten Entsagungen unterzog, von seinen Nachfolgern, daß sie völlig unbekleidet leben sollten, daher heißen jene Swetambaras (Weißgekleidete), diese aber Digambaras (Unbekleidete).

Wie immer die Abhängigkeit oder Selbständigkeit der beiden in ihren Anfängen sich berührenden reformatorischen Bewegungen innerhalb des Hinduismus fast ein halbes Jahrtausend vor unsrer Zeitrechnung sein mag, den gemeinsamen Zug haben sie, daß sie einer tiefgehenden, weitgreifenden Auflehnung des indischen Volksgemütes wider das harte Regiment der Brahmanen und ihrer unerbittlichen Kastenordnung entsprungen sind. Der Dschainismus hat innigere Fühlung mit der alten Volksreligion bewahrt, den Götterhimmel nicht in dem Grade entleert, wie es Buddha in unerbittlicher Folgerichtigkeit seiner atheistischen Grundanschauung gethan. Dem danken die Dschainiten, daß sie von der rückläufigen Strömung der durch den Buddhismus zurückgedrängten Volksreligion, welche den Buddhismus nach jahrhundertelanger Herrschaft vom indischen Boden beinahe bis zur letzten Spur weggespült hat, nicht gleichfalls fortgerissen wurden. Sie konnten sich friedlich mit ihr auseinandersetzen, so sehr, daß Brahmanen sich nicht scheuen und auch zugelassen werden, in Dschainatempeln religiöse Handlungen zu vollziehen.

Ahmedabad zählt nicht unter den gefeierten Wallfahrtsorten der Dschainiten. Hätte ich diese und damit die gepriesensten Bauwerke ihrer hochentfalteten Kunst in alten Tagen besuchen wollen, dann müßte ich meine Wanderung außer nach dem Abu-Berge bis ins entlegene Gebiet von Bandelkhand und Berar ausgedehnt haben. Einen, zumal für den Fachmann fesselnden, prachtvollen kleinen Dschain-Tempel habe ich in Delhi besucht, unweit der Dschumma-

Moschee gelegen, aber in einem so engen Häusergewirr, daß dahin kein Wagen vordringen kann, dazu noch auf dem flachen Dach eines unansehnlichen Gebäudes mitten in der Straßenflucht, nach dessen Äußerem wohl niemand vermutet, welch kostbaren Schatz das Dach trägt. Lohnender ist ein eingehender Besuch des berühmten Hathi-Sing-Tempels hier in Ahmedabad. In der Stadt ist seit uralten Tagen eine bedeutende Dschaingemeinde angesiedelt; die Mehrzahl ihrer Glieder zählt zu den reichsten und angesehensten Bewohnern. Unter ihren Familien nimmt wohl den angesehensten Platz ein die Familie Hathi-Sing; ich lernte während meines Aufenthaltes das gegenwärtige Haupt kennen, einen noch jungen Mann, der englischen Sprache völlig mächtig, der mir seine prachtvolle Teppichweberei und seine große Werkstätte für Holzschneidekunst zeigte. Aus den geforderten Preisen konnte man wohl den Grund seines Reichtums verstehen, weniger vielleicht, wie er trotz derselben so viele Abnehmer seiner freilich vollendet schönen Arbeiten findet. Gerade vor einem halben Jahrhundert hat sein Großvater (oder war es der Großonkel?) mit einem Kostenaufwand von etwa 3 Millionen Mark den Tempel errichten lassen, nach einer Seite hin wohl der hervorragendste Tempel der Gegenwart, weil er den alten, bedeutsamen Dschainstil in einer Reinheit und Pracht durchgeführt wie kein anderer Bau unserer Tage. Das schöne Kabinettsstück erinnerte mich in gewisser Beziehung an die Musterbauten der Basilika, der gotischen und romanischen Kirchen des kunstsinnigen Königs Ludwig I. in München. Ich verzichte auf eine Schilderung des Baues; der Kunstforscher kennt die eingehenden Darstellungen seiner Fachmänner und besitzt die vorzüglichen Lichtbilder, die ein viel anschaulicheres Bild bieten als auch das treffendste nachzeichnende Wort. Nur den Gesamteindruck möchte ich hervorheben, daß der Außenbau

in seiner reichen, glänzenden Ausführung in höherem Grade verleiblicht und enger als anschmiegendes Gewand sich um den Geist legt, der im Innern des Tempels umgeht und den Götzendienst beseelt, als selbst ein gotischer Münster den römischen Gottesdienst verkörpert. Dies Gewand hat infolge davon einen dem Christen nicht zusagenden Schnitt, gewiß! Aber was uns daran fremdartig anmutet, sogar abstößt, das erhöht in meinen Augen seinen Wert als Bauwerk.

Nachdem das lederne Schuhwerk mit alten, abgetragenen Filzpantoffeln am Eingang vertauscht ist, gelangt man in einen abgeschlossenen, marmorgetäfelten Hof, dessen umlaufende Säulenhalle mit 24 nach außen vorspringenden Chornischen geschmückt ist, sie alle mit kostbaren Marmorstandbildern, in der bekannten Stellung des Buddha mit untergeschlagenen Beinen, geschmückt. Man glaubt in ihnen die 24 Tirthankars des gegenwärtigen unermeßlichen Zeitabschnittes annehmen zu können; sie sind aber so völlig gleich und ähnlich dargestellt, mit froh lächelnden, jugendlich-heiteren Zügen, auf der Stirn einen funkelnden Edelstein, wie ihn an dieser Stelle auch Buddhagestalten tragen, mit seltsam blickenden, gläsernen Augen, dazu von einer Reihe ähnlicher kleiner Götzen wie von einem Hofstaat auf dem Altar umgeben, daß ich in ihnen allen denselben fünfzehnten Tirthankar Dharmanath vermute, dem der Tempel geweiht und dessen den andern völlig gleiches Standbild auch auf dem Altar im Innern des Tempels an ausgezeichneter Stelle sich befindet. Der Tempel an der einen Seite des Innenhofes erinnert in seinem, wenn auch viel reicheren Aufbau an die schöne, einfache Grabstätte der Rani Sipri, nur daß hier der alte Hindustil viel reiner, von arabischen Einflüssen fast unbehelligt gewahrt ist. Um die marmornen, geschlossenen Mauerwände legen sich in reicher Ausstattung prächtige Säulenhallen; die eigentümlich

gestalteten, pyramidal aufsteigenden, stark gegliederten Dachaufsätze der buddhistischen Bauweise sind noch nicht völlig von den Kuppeln des arabischen Stiles verdrängt. Trotz der großen Mannigfaltigkeit herrscht in den Einzelheiten keine Verwirrung; sehr rasch findet sich das Auge in der unterschiedlichen Fülle zurecht und gewinnt ein wohlthuendes, einheitliches Gesamtbild. Nur ein paar Andächtige fand ich in dem Tempel vor. Der eine kauerte mit untergeschlagenen Beinen auf dem Boden; vor sich eine Reihe wie Spielkarten aussehender Götzenbilder auf starkem Papier. In der einen Hand hält er eine Papierhülse wie die einer Cigarrette, aber mit Weihrauch gefüllt und angezündet; mit der andern Hand nimmt er eilig Karte um Karte, setzt sie einen Augenblick den Weihrauchdämpfen aus und legt sie zur Seite. Dort wieder kniet auf dem Fußboden ein Priester, den Mund und die Nase mit einem dichten, weißen Schleier umhüllt, auf daß nur ja, während er seine Formeln herleiert und in den mancherlei Gefäßen vor ihm herumhantiert, kein kleinstes Lebewesen in seinen Mund gerate und er dadurch an heiliger Stätte zu dessen Mörder werde.

Ein angesehener Dschainite rühmte mir die Vorzüge seiner Priester, der Dschatis, gegenüber den christlichen Geistlichen, deren Leben und Treiben er genau zu kennen vorgab. Ihre Priester lebten völlig ohne Gehalt. Wenn sie nicht tief im Walde oder an einsamen Orten als Asketen — während der Zeit nur in ihre Haut als einzige Bekleidung gehüllt — in tiefer Betrachtung sich aufhielten, dann wanderten sie rastlos von Tempel zu Tempel, dem versammelten Volke aus den alten heiligen Büchern vorzulesen, die sie nach seiner Aussage in ihrem weißen Gewande mitschleppen. Wohnungen hätten diese unverheirateten, anspruchslosen Dschatis nicht; in der Nähe der Tempel

inden einfachste Hütten, in denen sie, auf der bloßen Erde
:gend, die Nacht verbrächten. Hungert sie, so kehren sie
i Religionsgenossen ein und jeder freue sich, seine Pflanzen=
st mit frommen Asketen zu teilen; werde das weiße Gewand
ır zu fadenscheinig und löchricht — der Schmutz ist, wie
ı mich überzeugt habe, kein Hindernis des Tragens —,
ınn halte er es wie seine reichen Religionsgenossen für
ıe Ehre, ihm den verbrauchten Umschlag durch ein neues
ewand aus dem eigenen Wäscheschrank zu ersetzen. Davon
:ilich wollte der Lobredner nichts wissen, daß nicht wenige
ıner Priester heutzutage an der Börse Geschäfte machen
ıd Geld anzuhäufen verstehen wie Bettelorden in der
mischen Kirche.

Aus den Veden geschöpft, in der Lehre von dem
heimnisvollen, uns schwer verständlichen „Atman", der
ınn doch wieder mit dem Brahma zusammenströmt, aus=
staltet, ist dem Dschainiten wie dem Buddhisten eine
ligiöse Scheu vor dem Leben eigen, das durch das All
:ht und ebenso wie den Menschen auch gleich wesenhaft
ier und Pflanze beseelt. Noch in viel höherem Grade
s der Buddhist hütet sich der Dschainit, Leben anzutasten.
:in Pharisäer hat seine „Aufsätze der Ältesten" so ins Klein=
:hste und Peinlichste durchgeführt, wie hier die ängstlichste
ürsorge, sich nicht am „Leben" zu vergreifen. Ein Dschainit
:enger Haltung legt den Mundschleier, den der Priester
ı Hathi=Sing=Tempel trug, auch auf der Straße nicht ab;
berührt in der Dämmerung keine Speise mehr, um nicht
ı Versehen ein Tierchen zu verschlucken; er trinkt nur
eimal durchgeseihtes Wasser. Es war ihm ein bitterer
chmerz, als der bekannte Missionar Gillespie unter
m Vergrößerungsglas im Wassertropfen die zahllosen
:bewesen zeigte; seit dem Tage trinkt er nur noch ab=
:kochtes Wasser. Ja selbst wenn er auf eine Bank oder

auf den Boden im Freien sich setzt, hat er eine feine Bürste zur Hand, um Lebewesen wegzukehren, die er durch unvorsichtiges Niedersetzen zerdrücken könnte. Ein treu an seinen Satzungen hangender Dschainit gestand mir offenherzig, kürzlich mit kleinem Gewürm durchsetztes Korn und Mehl nicht vernichtet, sondern in das Tierhospital geschickt zu haben, damit die winzigen Lebewesen dort erhalten und auch genährt würden. Sie sind nun zum Glück doch nicht alle von gleich strenger Haltung. Als ich ein paar Stunden später das berühmte Hospital besuchte, traf ich ein paar Frauen angestellter Wärter eifrig der Jagd in dem Tierpark ihres üppigen Haupthaares obliegen; aus der bekannten Fingerbewegung war deutlich zu ersehen, daß sie die reiche Beute nicht gewillt waren, dem unter ihrer Aufsicht stehenden Zoologischen Garten lebend einzuverleiben.

Ein paar der großen und auch großartigen Tierhospitäler habe ich an verschiedenen Orten besucht. Das bekannte Pinjra-Pol in Bombay gleicht einem Spittelhaus für elende Tiere; das noch größere und wie es scheint auch reicher fundierte hier in Ahmedabad macht den Eindruck einer behaglichen, das ganze Jahr besetzten „Sommerfrische und Ferienkolonie“ für allerlei Getier. Da trieben sich auch prächtige, kerngesunde Pferde und Rinder herum, die wohl mancher Gutsbesitzer gern in seinem Gestüte und für die Zucht verwenden würde. Dazu zwischen Hunderten von Tauben eine Menge von Hühnern, Enten und anderem Federvieh, daß man sich fragt, was mit all der massenhaften Nachkommenschaft die Anstalt schließlich beginnen werde. Denn das ist in all diesen Tierhospitälern fest eingehaltene Satzung, daß kein einmal eingeliefertes Tier, auch wenn es gesundet, lebend diesen „Friedhof“ verlassen darf, auf daß es nicht vielleicht doch wieder Tierquälerei oder gar der Schlachtbank verfalle. Nur das wird gestattet,

frischmelkende, gesunde Kühe für bestimmte Zeit an zuverlässige, barmherzige Dschainiten abzugeben. Jämmerliches, verkrüppeltes und verstümmeltes Viehzeug, abstoßende Mißgeburten treiben sich die Hülle und Fülle auf dem weiten Anwesen herum, dem es eine Wohlthat wäre, totgeschlagen zu werden. Ich sah einen armen Dschainiten selbstzufrieden wie über ein verdienstliches Werk eine elende, ausgemergelte Kuh herbeischleppen, die er für seine letzten Sparpfennige auf dem Schlachthofe gerettet und erhandelt hatte und die nun in der reichen Wohlthätigkeitsanstalt ihr „Gnadenbrot" bis zu ihrem vielleicht späten Verenden genießt. In das Empfangszimmer des Arztes bringt während meiner Anwesenheit der Wärter auf seinen Armen sorgsam, wie wohl eine Amme ihr Wickelkind trägt, einen Köter. Um den Kopf hat er dem Hund ein wollenes Tuch gewickelt, ebenso um den Hals; das struppige, häßliche Tier hustet; sein ängstlicher Krankenwärter befürchtet eine Halsentzündung. Der behandelnde Arzt, der seine Ausbildung an einer der ärztlichen Hochschulen Indiens erhalten und der mich mit großer Liebenswürdigkeit bei seinen Patienten herumgeführt, bereitet selbst dem kranken Vierbeiner die Arznei. Selbstverständlich ist der Arzt ein entschiedener Dschainite; er empfängt für seinen Dienst bei dem „lieben Vieh" eine bessere Besoldung wie mancher Kollege an einem Krankenhause für Menschen. Bei der Verabschiedung bat er mich um Eintragung meines Namens in das mit vielen Lobsprüchen angefüllte Fremdenbuch. Endlich nachgebend, schrieb ich in deutscher Sprache nur das Wort ein: Spr. 12, 10. Als ich es ihm dolmetschen mußte, war er entzückt und hielt es nicht für möglich, daß ein solch goldener Weisheitsspruch, wie er nicht schöner in der Kalpa-Sutra, seinem Religionsbuch, sich finde, in das heilige Buch der Christen geraten sein könne. Er ließ nicht nach, bis ich die englische

Übersetzung beigefügt; auf den Eintrag der ihm in ernster und eindringlicher Rede gebotenen schriftgemäßen Erklärung des Bibelwortes verzichtete er für sein Fremdenbuch; sie dünkte ihm denn doch zu wenig von dschainitischem Geiste erfüllt.

In der festgefügten Verbindung untereinander, in der bewahrten Absonderung, dank welcher sie ihren Bestand durch die Jahrtausende und deren gewaltige, auch sie berührenden Umwälzungen aufrecht erhalten haben, besitzen die Dschainiten ähnlich den Parsen eine starke Schutzwehr wider die auch ihnen zugewandte christliche Mission. Sie haben sich der mohammedanischen Einflüsse oft recht brutaler Art jahrhundertelang erfolgreicher erwehrt als die benachbarten Buddhisten und auch Hindus; wenigstens sind mir keine nennenswerte Abfälle und Übertritte aus der langen Zeit bekannt, während welcher der Halbmond auch über ihre Niederlassungen herrschte. Das durfte aber die evangelische Kirche nicht abhalten, ihre Botschaft und Werbung auch unter ihnen auszurichten. Und auch hier so wenig vergeblich wie unter den Parsen. Dazu kommt, daß auch der Dschainismus in langsamem Aussterben sich befindet. Innerlich hat er sich ausgelebt; er besitzt nicht mehr die nötigen Kräfte, in unsern Tagen den mächtigen Kampf mit der überall hin vordringenden europäischen christlichen Kultur aufzunehmen. Auch die andere für einen gesunden Bestand notwendige Kraftäußerung geht ihm als einer heidnischen Religion ab, sich auszubreiten, zu missionieren. Es ist kein Wachstum zu bemerken, vielmehr ein mäliches Abbröckeln des gegenwärtigen Bestandes, ein Hinschwinden. Das darf uns nicht verleiten, den unaufhaltsamen Verfall unbehelligt sich vollziehen zu lassen. Unsterbliche Seelen sind nicht morsche Früchte, die man am Baume hängen läßt. Auch

einem in seiner Religion schwindsüchtig gewordenen Volke, ja gerade dem mit allem Eifer, muß der nahe gebracht werden, der allein unser Arzt ist, damit sein brechendes Auge nicht im Tode erlösche, ehe es auch seinen Heiland gesehen.

Im Gudscharati-Lande, in Ahmedabad, arbeiten auch unter den Dschainiten nicht vergeblich die irischen Presbyterianer. Ihre Ansiedlungen hier wie die der Presbyterianer Schottlands in der Radschputana ist auf den reformatorischen Anstoß von Wilson in Bombay zurückzuführen. Noch hatten die zahlreichen Presbyterianer im Norden Irlands nicht die Hand an den Pflug gelegt. Duff war auf der erwähnten Missionsreise in seine alte schottische Heimat (vgl. S. 65) auch zu seinen Glaubensgenossen in Irland gekommen (1839) und hatte da mit zündender Rede die Christenherzen erwärmt und an ihre ernste Missionspflicht gemahnt. In den von ihm zubereiteten Boden legte Wilson das erbetene Samenkorn seines Vorschlags, daß die fernen Glaubensgenossen Missionare in das noch unbesetzte, von ihm bereiste Gebiet von Kathiawad und von da vordringend in das Innere des weiten Gudscharati-Landes senden sollten. Die irischen Presbyterianer folgten der Weisung, nachdem sie 1840 sich zu einem Missionsverbande zusammengethan. Nur in der auch heute noch nicht unbedeutenden Handelsstadt Surat, in deren Nähe die aus ihrer Heimat vertriebenen Parsen im 12. Jahrhundert sich niedergelassen, hatte bis dahin die Londoner Missions-Gesellschaft einen einsamen Vorposten ohne irgend merkbaren Erfolg aufgestellt; sie ließen ihn gern ablösen und von den frisch ins Land eindringenden evangelischen Glaubensgenossen besetzen, die mit dem glaubensfreudigen Wagemut einer jungen ersten Liebe in das verschlossene Land zogen. Die irischen Presbyterianer sind meines Wissens mit kaum

nennenswerter Ausnahme die einzige evangelische Missions-Gesellschaft in Gudscharati geblieben, die nun ihr Netz über das ganze Gebiet ausgeworfen. Von neun Mittelpunkten aus geht eine eifrige Missionsarbeit tief ins Land hinein; an diesen Hauptorten sind eingeborne Christengemeinden gesammelt, zusammen mit mehr als 2000 Gliedern aus früheren Hindus, Mohammedanern, Parsen und auch Dschainiten bestehend.

Neben Surat und seinen mannigfaltigen Missionswerken ist wohl Ahmedabad die Hauptstation. Wie in Rantschi sah ich da eine ganze Pyramide von Schulanstalten; unten auf breitem Grunde drei Volksschulen für Knaben mit etwa 400 Schülern und fünf Mädchenschulen mit nahe an 700 Kindern. Darüber erhebt sich eine Hochschule mit mehr als 300 Schülern in einem schönen Neubau. Die Spitze der Pyramide bildet das sogenannte Fleming-Stevenson-Gedächtnis-College zur Ausbildung von eingebornen Geistlichen. In drei Klassen erhalten hier 11 Studenten eine volle theologische Ausbildung. Unter den vierzehn Lehrgegenständen fand ich eine Vorlesung über den Dschainismus, eine andere über den Parsismus. Die Mehrzahl der Vorlesungen behandelt Schriftauslegung des Alten und Neuen Testaments, daneben aber auch dogmatische und kirchengeschichtliche Fächer. Die älteren Studenten üben sich bereits wie die Studenten an der Doschischa in Kioto in Missionspredigten draußen auf dem Lande. — Einen eigentümlichen Eindruck machte mir der obligatorische Religionsunterricht in einer Knabenklasse der Volksschule. Der Missionar katechisierte eine biblische Geschichte mit so eingehenden und auch schwierigen Fragen der christlichen Heilslehre, wie man sie bei uns wohl nur an Konfirmanden richten kann. Ich war überrascht über die tüchtigen, ich möchte sagen, überzeugungsvollen Antworten, und doch war der eine Junge

ein Mohammedaner, ein anderer Hindu. Es kann im späteren und auch häuslichen Leben nicht spurlos vorübergehen, wenn jener mit voller Entschiedenheit erklärt, daß Jesus Christus Gottes eingeborner Sohn sei, und dieser wieder, daß es keine Götter, sondern nur den einen lebendigen Gott gebe, der durch Christum unser Vater geworden. Und diese Antworten wurden von den Knaben mit treffenden Bibelstellen belegt.

Alle die andern Zweige evangelischer Missionsarbeit in Indien werden selbstverständlich von diesen irischen Presbyterianern wacker und eifrig gepflegt: Straßenpredigt, Sonntagsschulen, ärztliche Mission, Zenanamission mit Schriftenverteilung u. s. w. u. s. w. Tüchtig geschulte eingeborne Geistliche und Evangelisten dringen immer tiefer ins Land hinein. Bei diesen ihren Wanderungen sind sie unter Führung der europäischen Sendboten auf bis dahin unbekannte Stämme gestoßen, wie die Dhebs und Bhils, die zu den Urvölkern Indiens gehören und ähnlich wie die Kols von den später eingewanderten Herren des Landes gleich Parias behandelt wurden. Und auch ähnlich wie bei den Kols wandte sich das Herz dieser verachteten Leute den milden Predigern des Evangeliums zu, die sie, die armen, kleinen Leute, wie Brüder behandelten, die ihnen auch, wie die Goßnermissionare drüben in Tschota-Nagpur ihren Schützlingen, eine hülfreiche Hand boten und sie materiell auf gesicherten Boden stellten. In sechs Bauernkolonien sind die Christen unter diesen Dhebs, ihrer schon mehrere Tausend, angesiedelt worden. Vor ein paar Jahren (1894) — so erzählen mir die Missionare — ist die irische Mission beherzt in die schwer zugänglichen, fieberreichen Dschungeln landeinwärts von Surat zu einem daselbst hausenden, schier weltvergessenen Stamm der Kali-Paradsch vorgedrungen. Die anfängliche mißtrauische Scheu der wilden Leute, die

sich von den Eindringlingen in ihr gesichertes Gehege nichts Gutes versahen, ist im Weichen begriffen, und schon hat der Evangelist an einem Orte eine von mehr als 25 Knaben besuchte Schule ins Leben gerufen.

So gehen auch hier in Gudscharati unaufhaltsam und siegreich die Feldzeichen unsers Königs immer tiefer ins Land und auch ins Herz des Volkes hinein. Die berufenen Fahnenträger fand ich wie überall in Indien mitten in der heißen Arbeit hoffnungsfreudig und siegesgewiß. Ihre schaffensfrohe Zuversicht erquickt den, der sie, wenn auch nur einen Augenblick, in ihrem aufopferungsvollen Berufe beobachten darf. Nicht mehr allein stehen jetzt die zielstrebigen, mit kluger praktischer Hand geleiteten irischen Presbyterianer im Lande. Fast zufällig bin ich auf dem Rückweg aus dem Stephenson-College drüben über dem Sabarmatifluß in einer entlegenen Gegend der Vorstadt auf einen vor kurzem erst aus Amerika eingetroffenen Sendboten des in New York ins Leben getretenen „Christen- und Missions-Verband" (the Christian and Missionary Alliance) gestoßen. Erst das Jahr zuvor (1896) hatten die beiden, schon einige Zeit nebeneinander bestehenden Verbände, der sogenannte „Christliche Bund" (Christian Alliance) und der „Internationale Missions-Bund" (International Missionary Alliance) sich zu gemeinsamer Arbeit die Hand gereicht. Es ist meines Wissens von ihrer etwas lärmigen und erhitzten Thätigkeit, die beispielsweise darauf ausgeht, noch während dieses Menschenalters die Predigt des Evangeliums an die weite, weite Welt gelangen zu lassen, noch nicht viel unter uns bekannt geworden; davon aber zu reden ist hier nicht der Ort. Daheim haben sie eine Reihe von Ausbildungsanstalten für ihre zur Missionierung der Welt bestimmten Sendboten gegründet (training institutes); die etwas hastig geschulten Männer

und Frauen werden von da an ihre Haftarbeit nun schon fast über die weite Welt ausgesandt. Auch nach Indien. Neben Bombay als Hauptquartier der kühnen Streitschar haben sie das Land in drei Arbeitsgebiete geteilt, Berar, Khandisch und Gudscharat; hier haben sie sich innerhalb der letzten vier Jahre an fünf Orten, darunter auch in Ahmedabad, angesiedelt. Ich traf den Missionar mit Weib und Kind vereinsamt, in kümmerlichsten Verhältnissen, fast wie ein Eingeborner lebend. Seit ein paar Monaten erst im Lande, hatte er sich noch mit der Erlernung der Sprache abzuquälen; seine theologische Ausbildung schien mir dürftig. Ganz auf sich selbst angewiesen, kaum in Fühlung mit den evangelischen Mitarbeitern am Orte war das junge Ehepaar doch unverzagt und glaubensfreudig. Nach den Zielen der Gesellschaft sieht er seine Aufgabe erfüllt, wenn nur an alle, die er erreichen kann, das Evangelium gelangt. Seiner Gotteskraft wird dann vertraut, daß es unter den Hörern ausrichte, wozu der Herr es gesandt. Straßenpredigt, auch Verteilung des Wortes Gottes in der Landessprache ist seine Hauptbeschäftigung; neben ihr kommt die Schule, kommen alle die andern gerade in Indien so wichtigen Arbeitszweige entschieden zu kurz. Auch an diesem Sendboten, so wenig ich der Missionsweise beistimmen kann, für so aussichtslos, weil verkehrt, ich viele ihrer Mittel halte, war dennoch deutlich ein heiliger Ernst, ein vor keinen Hindernissen zurückschreckender, opferwilliger, entsagungsvoller Mut, der viele Glieder der Gesellschaft beseelt, zu erkennen und auch zu bewundern.

Hier in Ahmedabad bin ich auch auf die Heilsarmee gestoßen. Ihre Soldaten ziehen ebenfalls, nach ihrer Überzeugung als eine unwiderstehliche, weltüberwindende Großmacht, über die weite, weite Welt, die Erde für ihren General Booth und das, was er für Christentum ausgiebt,

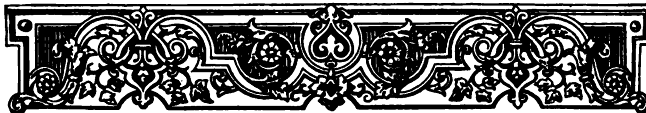
zu erobern. Schon seit Jahren stehen die Krieger, Männlein und Weiblein, auf dem heißen Boden Indiens, eifrig bemüht, in der Lebensweise und auch in der Kleidung den Indern Inder zu werden; die Fräulein Hauptmann, der ich begegnete, sah recht schmuck, fast kokett in der leichten, kleidsamen Gewandung ihrer indischen Schwestern aus. Vor Jahren schon habe ich die hohe Begabung des Generals, dessen staunenerregender Arbeit ich in England näher getreten war, mit der des Loyola verglichen;*) von der Kampfesweise der Jesuiten ist nur allzuviel auf die Truppen von Booth übergegangen. Der hervorragendste irische Missionar im Gudscharati-Lande, Gillespie, hat vor ein paar Jahren ein fesselndes Schriftchen über das Treiben der Heilsarmee auf seinem Missionsfeld veröffentlicht; ich las es, als ob es eine Schilderung dessen wäre, wie die Jesuiten in Tschota-Nagpur auf dem Kolsgebiete unserer Goßner-Missionare wirtschaften. Gillespie macht der Heilsarmee zum Vorwurf und belegt denselben mit unanfechtbaren thatsächlichen Beweisen, daß sie mitten in das von den Presbyterianern bearbeitete Missionsfeld eingebrochen seien, offenkundig daselbst nicht unter den Heiden, sondern ihren eingebornen Christen gearbeitet und die Überläufer dann als von ihnen bekehrte Hindus in ihren „Kriegsruf" eingetragen hätten; daß sie aus der Gemeinde wegen unchristlichen Lebenswandels Ausgestoßene mit offenen Armen aufgenommen und ohne weiteres als sprachenkundige Offiziere dazu verwandt, Abtrünnige unter ihren Landsleuten zu werben; daß sie für den Übertritt Geld und Darlehn versprochen, aber dann nicht gegeben hätten.

---

*) Vergl. Dalton, Ferienreise eines evangelischen Predigers. Bremen, Müller. S. 107.

Großen Erfolg hat weder das äußere Liebesmühen
d Werben um das Volk noch auch das Ernten, wo sie
ht gesäet, der Heilsarmee in Indien gebracht, wie mich
ie Reihe von glaubwürdigen Missionaren an verschiedenen
ten versichert haben. Die glänzendsten Erfolge stehen nur
f dem geduldigen Papier ihres „Kriegsrufes" verzeichnet;
: da angegebenen Zahlen wetteifern und haben gleichen
ert wie die, welche ab und zu von Jesuiten über ihre
folge in Tschota-Nagpur verlauten.





XI.

Bombay.

Weit zurück reichen meine frühesten Eindrücke von Indien. Von wiederholten und längeren Aufenthalten in dem so allgewaltig lockenden Lande hatte der Vater auch ein prachtvoll ausgestattetes Buch mit heimgebracht, dessen Bilder zu betrachten und erklären zu hören der kleine Bursche nicht satt werden konnte. Von all den vielen Kupferstichen fesselte keins seine Aufmerksamkeit in so hohem Grade wie die Abbildung der Felsentempel, zumal in Elefanta, von dessen Innerem ein paar Blätter verwunderliche Darstellungen brachten; ich sehe sie heute noch nach sechzig Jahren deutlich vor mir. Die Wißbegierde des Jungen war kaum zu stillen; immer wieder das Fragen, wer denn diese Tempel mitten in den Berg hinein gebaut; wer die seltsamen Steingestalten seien, so ganz anders wie alle die übrigen Menschen, und nun gar der riesenhafte Kopf da mit den drei starren, unheimlichen Gesichtern? So fremdartig sie anzuschauen waren, schreckten sie doch nicht ab. Sie tauchten auf wie aus einer geheimnisvollen Welt, weit, weit abgelegen von der ganzen Um-

gebung wie das Märchenland, das gerade um die Zeit seine Zauberpforten vor dem Auge des Knaben aufgethan. Und doch waren es keine Bilder aus dem Märchenlande; der Vater erzählte ja, wie er selbst dort gewesen und alle die absonderlichen Gestalten mit eigenen Augen gesehen. So oft in späteren Jahren von Indien die Rede war, traten diese ältesten Bilder vor die Seele; sie waren in der Erinnerung haften geblieben, als ob sie Wahrzeichen des Landes wären. Innig damit verknüpft als einer der frühesten Wünsche regte sich die Sehnsucht und blieb lebenslang frisch, auch einmal einen solchen Felsentempel zu betreten. Und nun ging der Morgentraum am Abend des Lebens in herrliche Erfüllung!

Sobald im großen, vorzüglich gelegenen Watson-Gasthof zusagende Räume bezogen waren, ließ ich mir von dem Wirt für den nächsten Morgen seinen kleinen Dampfer zu einem Ausflug nach der etwa vierzehn Kilometer entfernten Insel Gharapuri zur Verfügung stellen („Stadt des Felsens", wie der Eingeborne sie nennt, mir von Kindesbeinen an nur unter dem Namen Elefanta bekannt; die Bezeichnung stammt von den Portugiesen, die vor dem Felsentempel das ungeheuerliche Steinbild eines Elefanten antrafen, von dem gegenwärtig noch ein paar Trümmer im reizenden botanischen Garten in Bombay zu sehen sind). Es war ein unvergleichlich schöner Morgen. Vor Tagesanbruch — Mondesscheibe und Sternbilder standen noch in strahlender Pracht am Firmament; nebenan auf dem freien Platz kündete das holländische Glockenspiel des Stadtturmes mit anheimelnder Melodie die fünfte Stunde — erhob ich mich hinter dem Moskitonetz vom Lager und nahm als erstes in dem anstoßenden Nebenraum ein erfrischendes, kaltes Bad. Nur in einen leichten, dünnen Bademantel als einzige Bekleidung gehüllt, ging es zu einem weiteren erquickenden

Luftbad hinaus auf den zum Wohnraum gehörigen Sonderbalkon. Eine prächtige Aussicht von hier. Unter mir die weite städtische Schmuckanlage, die auch um diese späte Jahreszeit noch in frischem Grün und farbenreicher Blütenfülle prangte, eingefaßt von einer Reihe großartiger Monumentalbauten, in all ihrer auch anheimelnden Schönheit doch an dieser Stelle etwas fremdartig und absonderlich, als ob die Herren des Landes am Sitze der Regierung den Eingebornen eine bunte Musterkarte europäischer Bauweise hätten unter die darob gewiß verblüfften Augen stellen wollen. Hier das Regierungsgebäude in rein gotischem Stil wie eine Kirche anzusehen, dicht nebenan das andere im reichen Tudorstil, dann wieder ein romanischer Bau, ein anderer mit der Marke der Renaissance. Zwischen den Palästen durch und zum Teil über sie hinweg schweifte das Auge nach der in der Frühe regungslosen Meeresfläche, über welche die Sonnenscheibe glührot heraufstieg, weiter nach dem ferngelegenen Malabarhügel, dessen Palmen jetzt im Sonnenschein erglänzten. Punkt sechs Uhr bringt der dem Reisenden für die Zeit seines Aufenthaltes im Gasthof ausschließlich zugewiesene Hindu-Diener — eine schöne, männliche Erscheinung, dunkelhäutig mit schwarzem Vollbart in kleidsamer weißer Tracht — das Tschotahazri, das erste erquickende Frühstück. Auch jetzt noch, tief im November und während vorgefundene Briefe aus Rußland bereits von Schnee und vollem Winter ein paar Wochen zuvor berichteten, aus einem hohen Glase stark geeisten Wassers bestehend, dazu eine kleine Schale heißen Ceylon-Thees und als einzige Zukost vorzügliches Obst, Bananen, Apfelsinen, Arbusen oder was sonst der Markt an frischen, einheimischen Früchten bieten mag. Das ist alles heute noch hurtiger wie sonst genossen, rasch ist auch das Ankleiden besorgt, und nun geht es hinunter nach der Esplanade und

dem Meere entlang zu der Stelle, wo der kleine Dampfer seinen Fahrgast erwartet.

Fast eine Stunde braucht das Boot, von der Bombay-Insel das dem Festland näher vorgelagerte Felseneiland Elefanta zu erreichen. Seit dem Besuche des englischen Thronfolgers im Jahre 1876 ist der Zugang vom Schiff über mächtige Cementblöcke und Schrittsteine, die nur bei Hochwasser überspült werden, ebenso auch der in steinernen Stufen aufwärts führende Weg bequem hergerichtet. Ohne Aufenthalt, selbst ohne Umschau in die reizende Landschaft geht es allem zuvor die 250 Fuß aufwärts zum Eingang des Felsentempels. Es ist doch ein wunderliches, staunenswertes Ding, diese Bauten tief hinein in den dunklen Schoß der Erde oder vielmehr zutreffender: diese kunstgerecht in maßvoller Ordnung, in reichem und auch, wie gerade hier, schönem, plastischen Bildschmuck aus dem harten, spröden Gestein herausgehauenen Tempel. Sie sind keine Eigentümlichkeit Indiens. Bereits mehr wie ein Jahrtausend früher als die ältesten hier bekannt gewordenen derartigen Felsenbauten, höher hinauf noch als Joseph mit seinen Brüdern im Lande Gosen einzog und dann auch zur Zeit, als Ramses der Große über Ägypten herrschte, legte man in den Felsbergen am Nil vollständige Totenstädte an. Einzelne Forscher meinen, daß bei dem frühen, bis in die grauste Vorzeit hinaufreichenden Verkehr zwischen den beiden Ländern über das arabische Meer Indien die Bauweise von den Ägyptern entlehnt haben könnte; mir will — zumal ähnliche Felsbauten auch in Amerika und anderwärts aufgefunden sind — die von bedeutenden Fachmännern vertretene Ansicht mehr einleuchten, daß das gleiche vorzüglich dazu geeignete Gestein in beiden Ländern — horizontale Schichten von Mandelstein und verwandten Basaltbildungen — den kunstbegabten Völkern unabhängig voneinander

Anstoß und Handhabe geboten. Der Buddhismus beanspruchte für seine rasch sich bildenden Gemeinden Versammlungshallen (Tschaityas); für seine Mönche und Asketen Hütten, bei vermehrter Zahl Klöster (Viharas), meist in der Nähe und verbunden mit den Tschaityas, die beide um der monatelang währenden Regenzeit willen anfänglich in Felshöhlen verlegt, zumeist aber seit Asokas Tagen bei reicherer Entfaltung des Buddhismus kunstvoll und auch prächtig in das Gestein hineingearbeitet wurden. Nicht wenige solcher Tschaityas und Viharas, oft an schier unzugänglicher Stelle, seit dem Zusammenbruch des Buddhismus in Indien verlassen und dem Verfall preisgegeben, sind da und dort im Lande anzutreffen.

Ein flüchtiger Blick schon ins Innere zeigt, daß der Felsentempel in Elefanta seine Entstehung nicht dem Buddhismus verdankt. Seine wuchtigen Säulen, ihrer 26, welche das natürliche Deckengewölbe des lastenden Berges zu tragen haben, mehr noch die Darstellungen des reichen Steinbildschmuckes weisen auf die Zeit hin, da nach jahrhundertlangem Ringen die alte Hindureligion wieder ihren siegreichen Einzug in die Volksseele hielt. Sie kehrte nicht völlig in unveränderter Gestalt zu den alten Heimsitzen zurück. Wahrscheinlich von dravidischen Stämmen in der Tafellandschaft des Dekan führte sie Seiwa, die Verkörperung der schöpferischen und als solche auch zerstörenden Naturkraft, in den Götterring des Volkes ein und zwar mit dem Erfolg, daß er als ein anderer Rudra, Sturmesgott, mit seiner Erscheinung die früheren Götter in der Verehrung des Volkes etwas verdunkelte und sich selbst und seinen Kult allbeherrschend bei der Mehrzahl der Hindus in den Vordergrund stellte. Selbst in Benares tritt in der Gunst der Menge Wischnu stark zurück hinter Seiwa. Er reitet auf dem Stiere Nandi, der vor seinen Tempeln

und in denselben den gleichen bevorzugten Platz einnimmt wie in der fast göttlichen Verehrung der Menge. Seiwas bis zum Ekel und Überdruß überall angebrachtes Wahrzeichen ist der widerliche Linga, von dem die Hymnen der Weden noch nichts wissen; erst in dem späteren Heldengedicht des Ramayana taucht das abstoßende Sinnbild auf. Es eignet nicht allein dem Seiwa. Bei den Osirisfesten in Ägypten begegnet uns der scheußliche Kult; wer im Museum zu Neapel die verschlossen gehaltenen Räume der Pompejanischen Ausgrabungen zu Gesicht bekommen hat, erfährt, wie dies Phallus-Sinnbild bei den Dionysiusfesten selbst in dem bürgerlichen Hausrat der Griechen und Römer Aufnahme gefunden. Am stärksten ist der Kult in Indien, wo namentlich im Süden Anhänger Seiwas sich nicht schämen, Lingaiten genannt zu werden.

Der Felsentempel in Elefanta ist dem Seiwa und seinem Lingakult geweiht. Auch dies weist darauf hin, daß der Bau nicht vor dem achten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung ausgeführt sein kann. In betreff einer genaueren Angabe gehen die Urteile der gewiegtesten Forscher um vier Jahrhunderte auseinander (8.—12. Jahrhundert); das Urteil wird dadurch ungemein erschwert, daß keine Inschrift einen Anhaltspunkt bietet. Leider ist der Bau nicht in dem wohlerhaltenen Zustand auf uns gekommen, in welchem ihn noch die Portugiesen im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts vorfanden. Mit der Brutalität des Fanatismus haben sie das Zerstörungswerk begonnen. Wie ihre Inquisition daheim und auch auf Goa gegen ketzerische Menschen anging, so wurde hier wider die heidnischen Steinbilder gehaust. Mit Kanonen hat man in den wunderbaren Felsentempel rücksichtslos hineingefeuert; gar manche durchschlagene und geborstene, zersplitterte Säule und verstümmeltes Steinbild zeigen heute noch, daß die Kugeln ihr

nahes Ziel getroffen. Lange folgende Jahrzehnte haben in roher Vernachläßigung und Gleichgültigkeit das arge Werk fortgesetzt. Das Innere diente als günstig gelegener Stall für das Vieh in der Regenzeit; die Hirten und Hüter vertrieben sich die müßige Zeit, daß sie die ihnen fremd gewordenen Göttergestalten zur Zielscheibe ihrer Steinwürfe machten. Dann kamen die rohen Reisenden, die von ihrer Ausfahrt Steinproben auch von Kunstwerken mit heimbringen wollten. Erst unsere Zeit, seitdem das Regiment in Indien in den Händen der Regierung liegt, übt pietätvolle Schonung. Ein Wächter achtet darauf, daß keine weitere Verunstaltung und Plünderung statthabe; nur in seiner Begleitung ist das Betreten des düstern Innenraums erlaubt. — Es wäre denn doch ermüdend, mit der beschreibenden Feder in der Hand den 130 Fuß tief in den Fels hineingearbeiteten Tempel zu durchwandern. Darum hier nur ein paar Bemerkungen.

Durch den verhältnismäßig niederen Haupteingang, zwischen sechzehn mehr oder minder beschädigten Säulen, die das schwer lastende Felsdach stützen und in ihrem schönen Aufbau sowohl an der Basis wie dem Kapitäl nicht mehr, wie noch die Asokasäule in Delhi, an ein ursprüngliches Hervorgehen aus hölzernem Gebilde erinnern, erreichen wir das fesselnde Hauptschaustück des Tempels: die kolossale dreiköpfige, aus dem Felsen herausgehauene Steinbüste (Trimurti). Die drei Gesichter stellen nicht, wie man früher allgemein geglaubt, das Antlitz der drei Götter dar, von denen schon Kalidasa singt, daß in diesen drei Personen der eine Gott in die Sichtbarkeit trete, Brahma, Wischnu, Seiwa, sondern den in der Verehrung des Volkes siegreich in den Vordergrund tretenden Seiwa allein, dem der Tempel geweiht, und zwar das Mittelantlitz, so mild und weich und ruhevoll im Ausdruck ihn

in seiner schöpferischen, zur Rechten in seiner erhaltenden, zur Linken in seiner zerstörenden Kraft und Thätigkeit. Die übermenschliche, 17 Fuß hohe Büste ist von zwei Riesengestalten als Dwarapalas, Thorwächter, beschützt: was würde unser Soldatenkönig im Anfang des vorigen Jahrhunderts darum gegeben haben, wenn die 13 Fuß hohen Steingebilde Fleisch und Blut angenommen und sich als Flügelmänner für seine Garde hätten werben lassen!

Bis in die Mitte des beinahe als gleichseitiges Viereck angelegten Tempels zurückkehrend, wenden wir uns links nach der Linga-Kapelle, zu der von dem Osteingang her eine Reihe von zehn Säulen führt. Der mächtige vierseitige Schrein nimmt ein Drittel des Längendurchschnittes ein. Sechs Stufen führen auf jeder Seite zu den vier Eingangspforten, deren jede auch wieder von je zwei steinernen, hier 14—15 Fuß hohen, leider sehr verstümmelten Dwarapalas als Schildwachen umgeben ist. In der Mitte des Raumes ragt aus einem drei Fuß hohen, vierseitigen Untersatz der gleich hohe, abgerundete, von den täglichen Besprengungen seit Jahrhunderten geglättete Linga empor, aus einem härteren Stein hergestellt, als ihn die Felsgrotte bietet. Reiskörner und Blumen am Boden deuten an, daß bis zur Stunde dem widerlichen Sinnbild Opfer und Verehrung dargebracht wird; ein in der Nähe auf der kleinen Insel wohnender Priester, Gurava, versieht den täglichen, recht umständlichen Opferdienst. Zumal an dem Haupt-Seiwafest um die Zeit des Neumondes im Februar sollen noch immer nach Aussage des Wächters Zehntausende von Seiwa-Verehrern aus der Nähe und Ferne hier zur Mela, zum religiösen Volksfest und Jahrmarkt, zusammenströmen, ein deutlicher Beweis, daß der alte Felsentempel und sein hochgefeierter Linga ihre Anziehungskraft noch nicht eingebüßt; ein Zeugnis aber auch, in welchem Ansehen gerade dieser

Tempel zu der Zeit gestanden haben muß, als der Seiwakult seinen siegreichen Einzug gehalten und in voller Blüte stand.

Was dem Felsentempel in Elefanta so hohen, auch künstlerischen Wert verleiht, sind die etwa acht Zellen oder Schreine mit ihren reichen, aus dem Fels herausgehauenen, riesenhaften Wandbildern, Darstellungen Seiwas in hervorragenden Lebensabschnitten und in mannigfaltiger Thätigkeit. Gleich da östlich von der Trimurti das gewaltige Steingebilde in der Felswand: es stellt in fast dreifacher Menschengröße Seiwa dar als Ardbhanari, in welchem das männliche und weibliche Geschlecht noch ungeschieden in einer einzigen Gestalt zum Ausdruck gelangt. Ursprünglich war in der indischen Sage die Gottheit geschlechtslos gedacht; im weiteren Verlaufe erst wurde den einzelnen Göttern ein Weib zugesellt. Auch Seiwa als Erbe des uralten Rudra hat seine Zeit der Geschlechtergemeinschaft durchlebt; er war Ardbhanari. Bei aller ausschweifenden Phantasie, üppig und fruchtbar wie die tropische Pflanzenwelt, ist auch der indische Künstler in seinen Schöpfungen entschiedener Realist in seiner Weise, noch rücksichtsloser und verwegener als die kühnsten Realisten der Neuzeit. Aber sein Realismus trägt ausgesprochenes indisches Gepräge. Dem Inder ist nicht die sichtbare, greifbare Außenwelt die Wirklichkeit; er lebt und webt in seiner religiösen Traumwelt, so völlig darin versenkt, daß nur ihre Gebilde ihm das unantastbare Reich der Wirklichkeit sind, alles andere wesenloser Schein, vorüberziehender, sich verflüchtigender Rauch. Auch der Künstler — und kein Kenner wird dem indischen Volke seine hohe Kunstbegabung streitig machen wollen, mag ihr Ausdruck auch noch so fern von unsern Kunstidealen abliegen — ist treuer Sohn seines Volkes. Was ihm allein Wirklichkeit ist, was er von seinen

Brahmanen und religiösen Sängern als einzige vollgültige Wirklichkeit gelernt hat, das giebt er mit einer uns fast unfaßbar verwegenen Rücksichtslosigkeit in seinen Kunstgebilden wieder; er durchbricht in seinem trotzigen Realismus die unsern Künstlern gezogenen Schranken auch darin, daß er selbst im harten Gestein dennoch ein Gemälde zeichnet, nicht mit Stift und Pinsel, sondern mit Meißel und Hammer. Schildern ihm seine Heldengedichte eine Gottheit mit vier und sechs und mehr Armen, so zeichnet er sie und haut sie in den Stein mit all den Armen oder Köpfen trotz jeglichen Widerspruches der Natur. Die hat seinem Realismus nicht dreinzureden. Seinen Kunstsinn verletzt nicht, seine religiöse Hingabe und Andacht stört nicht die alberne, unmögliche Gestalt; im Gegenteil, er würde als unwahr sich und seinem Volke erscheinen, wollte er sich an dem uns abstoßenden Realismus seiner unantastbaren Göttergebilde vergreifen. Wessen Kunstsinn an den verzerrten und verrenkten Gestalten der indischen Kunst den verletzenden Stachel nicht los werden, wer sich nicht einen Augenblick in das andersgeartete Gemüt des Inders versenken kann, wer — das schöne Wort des Apostels nun auch einmal auf dem Gebiet der Kunst angerufen — wer nicht dem Inder Inder werden kann, dem fehlt meines Erachtens der rechte und auch gerechte Maßstab zur Beurteilung indischer Kunst.

Den Maßstab anzulegen, nötigt gleich dies erste Steinbild. Vom Scheitel bis zu den Füßen mitten durch die einheitliche Gestalt des Ardhanari läuft die Zwitterdarstellung, von der leider nur der Oberkörper unverstümmelt geblieben ist. Die rechte Körperhälfte eignet dem Manne, die linke dem Weibe. Die Ausgestaltung beider Teile ist eine vorzügliche; so genau und sorgfältig durchgeführt, daß im Antlitz der Unterschied der beiden Geschlechter bei

schärferem Hinsehen wahrnehmbar ist. Die rechte Stirnhälfte, das rechte Auge, Nasenflügel, Mundwinkel, Wange und Kinn tragen unverkennbar männliche Züge, wenn auch in indischer Wiedergabe, die andere Hälfte weibliche. Mag dadurch das Antlitz etwas zwitterhaft Unnatürliches bekommen, den Künstler ficht das nicht an; er hat seinen Zweck erreicht, er ist sich als indischer Realist getreu geblieben. Die weibliche Körperhälfte ist sorgfältig nach dem indischen Schönheitsideal ausgeführt. So haben dem Volke seine Dichter die schöne Damajanthi gepriesen, so ihm die liebreizende Sakuntala, die tugendreiche Duschmanta gezeichnet. Thöricht wäre es wahrlich, rechten und hadern zu wollen, daß dieses Ideal sich von den andern unterscheidet, welches die Griechen uns gelehrt, das uns die christliche Kunst in den Madonnengesichtern tief in die Seele geprägt. Die ganze hoheitsvolle Gestalt hat auch in ihrer männlichen Hälfte etwas weibliches Gepräge, von dem die indische Kunst sich nicht lossagen kann. Wie durch die Volksseele geht auch durch seine Kunst ein weicher Zug: das Gesicht auch bei männlichen Gestalten ist voll, Lippen und Kinn gewölbt, die Muskeln treten an dem fleischigen Körper nicht zu Tage, alle Umrisse, Ecken und Kanten sind stark gerundet, als ob die Gestalt ohne Knochen wäre oder auch diese weich, biegsam.

Ein anderes Steinbild, leider arg verstümmelt, macht einen traulichen Eindruck: es ist die Hochzeit Seiwas mit der vielgefeierten Parvati. Der berühmte Kalidasa hat ausführlich in seinem Heldengedicht uns die feierliche Handlung geschildert. Seiwa, eine schlanke, kräftig gebaute Mannesgestalt von 8 Fuß Höhe, die hohe Mukuta auf dem Haupte, blickt mit auffallend freundlichen, glücklichen Zügen herab auf seine um zwei Fuß kleinere, in reichem Kopfputz zu seiner Rechten stehende Braut. Das indische Weib

weiß, daß es nur einmal in seinem langen, einsamen Leben, am Hochzeitstage, diese ausgezeichnete Stellung neben dem Manne einnehmen darf; die Hindufrau trägt vielleicht ihre harte, unterwürfige Stellung geduldiger, wenn sie erkennt, daß auch die Göttin nur an diesem einen Tage das ebenbürtige Recht erhält. Etwas verschämt, mit niedergeschlagenen Augen steht die Braut vor dem ihr gewiesenen Manne; ihr Vater, Himalaya, führt die zaghafte Tochter ihm zu.

Einen wesentlich andern Eindruck macht das ungemein fesselnde, in seinem herben, milden Ausdruck überwältigende Steinbild: Seiwa als Zerstörer. Man verbindet oft diesen stehenden Zug in dem dreifältigen Wesen Seiwas mit dem einmaligen, in der Mahabharata geschilderten Auftritt wider den vermessenen Dakscha, der ihm das Opfer weigert. Die ganze, zwölf Fuß hohe, leider ebenfalls von brutalen Händen arg verstümmelte Gestalt scheint in ungemein ausdrucksvoller Linienführung aus dem Gestein wie eine wild erregte Windsbraut an dem Beschauer vorüberzustürmen, die Augen geschwollen, weit geöffnet, die sonst vollen Lippen jetzt scharf geschnitten, etwas zusammengekniffen; an den Mundwinkeln werden ein paar Fangzähne sichtbar, das ganze Gesicht wie bebend vor grimmer Wut. Über die linke Schulter und um die Lenden hängt ein grauenerregender, aus Menschenschädeln gebildeter Rosenkranz. Acht Arme wachsen aus den Schulterblättern hervor; von fünf sind nur noch armselige Stummel übergeblieben. Um die Oberarme ringelt sich die giftige Cobraschlange; die Faust eines rechten Armes hält ein mächtiges Schwert, fertig zum erbarmungslosen Dreinschlagen, während die entgegengesetzte Hand eines linken Armes eine Schale emporhebt, das Blut eines unglücklichen Opfers aufzufangen. Über der ungemein ausdrucksvollen, grauenweckenden Gestalt ist ein reich belebter Fries angebracht: die Götter schauen von ihrer Himmelsburg

auf den wildwütenden Seiwa, zufrieden, daß sie in der gesicherten Höhe seinen Schlägen nicht ausgesetzt sind. In ihrer Mitte und zwar in auffälliger Weise steht ein rätselhafter Gegenstand. Einer der besten Kenner der indischen Felsentempel, der berühmte Missionar Wilson, wollte darin das geheimnisvolle Zeichen der mystischen Silbe Om erkannt haben, durch deren Aussprache der fromme Hindu sich in das göttliche Wesen zu versenken sucht; andere Forscher wieder haben das befremdliche Zeichen als das bekannte Steinbild des Seiwa, den Linga, gedeutet, wobei nur schwer zu begreifen, wie dasselbe auch unter den Göttern und im Himmel eine Verehrung gefunden wie auf Erden.

Genug des Versuches, die fesselnden Steinbilder mit der Feder nachzuzeichnen. Auch eine geschicktere Hand wäre doch unvermögend, dem Abwesenden eine anschauliche Zeichnung zu bieten. Vorzügliche Lichtbilder, wie sie nun aller Welt zugänglich sind, bieten viel bessere Wiedergabe. Ich war auch froh, aus dem dumpfen Verließe heraus in die Sonnenpracht und Lichtfülle indischer Landschaft wieder zu gelangen. Sie machte mich von zwiefachem Druck los. Das niedrige Felsendach über dem fast lichtleeren Tempel lastet bei längerem Verweilen auf dem Besucher; er sehnt sich nach frischer, freier Luft, nach offenem, blauem Himmel. Stärker noch und peinigender drückt ein anderes Gepressen auf dem Gemüte. Unter den auf uns gekommenen Bildwerken der Götter Griechenlands zu wandeln, ist weihevolle Lust. Die Götter sind untergegangen, in ihr Nichts zurückgesunken; geblieben aber ist im wesenlosen Standbild die formvollendete Schönheit in ewiger hoheitsvoller Größe, wie sie dieses Lieblingsvolk der Kunst hat schauen und darstellen dürfen. Gerade hier unter den indischen Steinbildern drängt sich immer und immer wieder der schmerzliche Gedanke

auf, daß Millionen und Millionen von Mitmenschen im Lande sind, denen diese Wahngebilde leben, die vor diesen harten, starren Gebilden mit ihren Opfern und Gaben sehnsuchtsvoll stehen, ihr Herz wie das unsere ruhelos geschaffen, bis es in dem einen lebendigen Gott zu seliger Ruhe gelangt. Zu dem Jammer mit den Bethörten, in ihrer Herzen Gelüste Dahingegebenen, tritt gerade in solch einem Tempel besonders stark das drückende Gefühl einer Schuld dem armen, verblendeten Volke gegenüber, als die Berufenen, ihm zu verkünden, daß sich Gott auch seiner erbarmt und der Sohn Gottes uns sendet, auch hier ihm Jünger zu werben. Ist unsere evangelische Kirche wacker am Werke, nun auch in Bombay des Herrn Geheiß auszurichten?

Es ist ein besonders harter Boden für die Sendboten des Herrn, die dichtbevölkerte, reiche Handelsstadt Bombay: den Eindruck gewann ich auf tagelangen Wanderungen unter dem mancherlei Volk, ebenso auch unter den treuen, rastlosen Arbeitern und Arbeiterinnen, die unverdrossen und unverzagt seit langen Jahrzehnten an dem ihnen hier gewiesenen Werke stehen. Die erschwerenden Umstände liegen auf der Hand. Die Stadt zählt unter ihren mehr als 800 000 Bewohnern über eine halbe Million Hindus, mehr wie anderthalb Hunderttausend Muslims, dazu kommen fast fünfzigtausend Parsen, 25 000 Dschainiten, etwa 8000 Juden. Die Ziffern weisen auf eine genügende Vertretung der verschiedenen Religionen hin, um den Einzelnen nicht Gefahr laufen zu lassen, in der Menge sich zu verlieren und der väterlichen Religion zu entfremden. Dazu kommt, daß die gemeinsame Religion meist zugleich Stammes- und Volksgemeinschaft ist und mit den Einzelnen in ihren Tempeln und Religionsbüchern die alte Muttersprache im

fremden Lande redet. Das sind alles starke Schutz- und Trutzburgen, die Glieder zusammenzuhalten und sie vor dem Eindringen fremder religiöser Einflüsse zu bewahren. Die blühende Handelsstadt am Meere ist all den verschiedenen Religionsgenossen eine ihnen wohlgesinnte Heimat geworden, die ihnen unbeschränkte, gleiche Freiheit wie des Handels, so auch der Religionsübung gewährte. Seitdem die Engländer Herren auch dieses Gebietsteiles von Indien geworden — das ist nun fast ein Vierteljahrtausend her (1661) —, strömten zumal die um ihrer Religion willen von ihren alten Heimsitzen vertriebenen, überall bedrängten Parsen und Juden in die auch ihnen weitgeöffnete Zufluchtsstätte in so hellen Haufen, daß sie unter den vorgefundenen Hindus und Muslims wie in einem gesicherten, gleichberechtigten Einschlußländchen fortan lebten.

Wer vieler Herren Länder kennt, dem drängt sich bald die Thatsache auf, daß der christliche Kaufmann, wo er in der Fremde in Wettbewerb mit handelsbegabten, darin vielleicht ihm überlegenen Berufsgenossen anderer Religionen zu treten hat, leicht dem ausgesetzt ist, in seinem eigenen Glauben lau und flau zu werden. Gegen ein rücksichtsloses Aufgehen im Geschäft, gegen das ruhelose Hasten und Langen nach Erwerb und Reichtum legt das Evangelium seinen Gläubigen ein strengeres Joch auf als den Parsen und Juden und Heiden ihre Religion. Der Christ kann nun doch den ernsten Stachel nicht los werden, daß wir allem zuvor nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit zu trachten haben. Die herbe Forderung wird manchem in seinem Wettkampfe mit den zügelloseren Handelsleuten von anderer Religion zum Ärgernis an der eigenen. Er wird ihr gleichgültig, entfremdet ihr innerlich, zumal ihm im Auslande das heilsame Gegengewicht der in der Heimat tiefwurzelnden christlichen Sitte des ganzen Volkes abgeht.

eine einreißende Gleichgültigkeit rühmt er und redet sie
) ein als Duldsamkeit. Er übersieht dabei, daß duldsam
ır genannt werden kann, wer treu eigenen religiösen
esitz wahret, nicht wer ihn preisgegeben hat. In recht
inlicher, heute noch Scham und Unwillen weckender Weise
t die englisch-ostindische Compagnie lange Jahrzehnte hin-
ırch in ihrem Verhalten diese Wahrheit bezeugt. Ihre
rühmte Duldsamkeit war zur Botmäßigkeit unter den
ötzendienst des Landes und zur schmachvollen Unduldsamkeit
ider die Forderung des Herrn und auch wider seine treu
ehorsamen Jünger ausgeartet. All den fremden Religionen
eundliches Entgegenkommen; nur den Sendboten Christi
ie widerwärtigsten Hindernisse. Konnte es doch geschehen,
aß erst 1849 die Behörde ein Gesetz ausgehen ließ, wonach
ie Christen gewordenen Hindus in Bombay gegen alle
ürgerlichen Rechtsbeeinträchtigungen seitens ihrer früheren
eligionsgenossen geschützt wurden. Solch klägliche Krämer-
olitik hat zugestandenermaßen wesentlich zum Zusammen-
ruch der ostindischen Handelsgesellschaft beigetragen. Seit
em Beginn unsers „Jahrhunderts der Mission" ist es
esentlich anders und auch unleugbar besser geworden.
Benn auch in starker Abnahme, sind die dunklen Schatten
ner Politik noch nicht völlig von dem verheißungsvollen
sonnenlande gewichen; christliche Gleichgültigkeit ist noch
nmer auch unter den etwa 50000 Europäern in Bombay,
ımal unter den Handelsbeflissenen, stark vertreten. So
iele unter ihnen — die Klage habe ich oft von treuen
hristen dort vernommen — leben jahrzehntelang fern von
er Heimat, aber auch außerhalb des Schattens ihrer Kirche.
völlig in das Reichwerdenwollen und zugleich auch in die
ustbarkeit der fremden Welt verstrickt, stehen sie den reli-
iösen Fragen kühl bis ans Herz gegenüber, oft zum Staunen
ıd Befremden der andern Religionsgenossen in der Stadt.

Am meisten wohl unter den fremden Religionsgemeinschaften in Bombay ziehen die zahlreichen Parsen die Aufmerksamkeit des Reisenden an sich. Man begegnet ihnen in ihrer auffälligen Kleidung auf Schritt und Tritt, die Männer mit der zuckerhutartigen Kopfbedeckung, mit dem enganschließenden Rock fast altdeutschen Schnittes, die Frauen und Mädchen unverschleiert in ihren farbenprächtigen, seidenen Gewändern, die sie gar sittig, geschmackvoll und auch in vornehmer Haltung wie ihre schlankgewachsenen Schwestern in Persien zu tragen verstehen; auf dem Kopfe ein mit Goldstickerei geschmücktes Samtmützchen, nicht unähnlich den Cerevismützen unserer Studenten, über dunkelfarbige Untergewänder ein in zarten Farben prächtig abgetöntes, langes seidenes Stück Zeug, breit genug, daß seine untere Hälfte als Rock dient, während die obere ungemein geschickt und auch anmutvoll um die rechte Schulter, von einzelnen noch um das Haupt, geschlagen wird und den Oberkörper wie eine zarte Decke umgiebt. Die prächtigsten Landhäuser in schattenreichen Gartenanlagen längs der Esplanade und am reizenden Malabarhügel gehören den reichen Parsen; sie sind von alters her an der Börse, im Handel tonangebend wie die Juden in Berlin und Frankfurt.

Gerade mit unsern Juden drängt sich mehr als ein Vergleichpunkt auf, mit den orthodoxen wie mit den Reformjuden. Sie lieben es, wenn auch nicht in gleich anmaßlicher und zudringlicher Weise, ihren Reichtum etwas protzenhaft zur Schau zu tragen. Auf der Fahrt von Amerika nach Japan war einer der reichsten Parsen Reisegefährte. Liebenswürdig im Verkehr, in seinen Umgangsformen durchaus gebildet, hatte er doch schon nach kurzer Zeit der Unterhaltung mir ausgeplaudert, daß er, nachdem er als Sohn reicher Eltern ein Vermögen von 70—80 Millionen Mark „gemacht", sich nun vom Geschäft nach Bombay zurückziehe;

seinen Marstall mit den feinsten Rennpferden in ganz China habe er bereits aufgelöst. Eine reiche Sammlung von Zeitungsausschnitten legte er vor, die alle von ihm redeten und den Schmerz ausdrückten, eine so hervorragende Persönlichkeit in der guten Gesellschaft Hongkongs fortan zu vermissen. Von seiner Religion kein Wort; es schien ihm nicht behaglich zu sein, daß einzelne Zeitungsartikel von dem reichen „Parsen" sprachen; in der ganzen Kleidung und auch Lebensweise das Bemühen, nur ja sich nicht von den andern zu unterscheiden, kurz das Abbild eines emporgekommenen Reformjuden. Ich hatte wahrlich keine Lust, seiner dringenden Einladung zu folgen und ihn in seinem „prachtvollsten Landhaus Bombays" zu besuchen. Ganz anders sein Religionsgenosse, mit dem ich ein paar Monate später von China nach Ceylon fuhr. Schon auf den ersten Anblick war der ernste, sich von der übrigen Reisegesellschaft abschließende Mann in seiner Kleidung als Parse zu erkennen; bei Tisch berührte er die wenigsten Speisen; tagsüber auf Deck verrichtete er sechs-, achtmal seine Gebete, das Gesicht der Sonne zugewandt, dabei so achtlos der Umgebung wie ein Muslim seine vorgeschriebenen Gebete „abmacht".*) Nach ein paar Tagen gemeinsamer Fahrt hatte er erfahren, daß ich ein christlicher „Amtsbruder" sei und so war ich der einzige an Bord, mit dem ab und zu sich zu unterhalten er sich herabließ. Selbst religiöse Gespräche vermied er dann nicht, sobald er herausgebracht, daß ich nicht völlig

---

*) Ich sah einmal an der Wolga einen Trupp nach Sibirien verbannter Mohammedaner auf der Eisenbahnfahrt, die mit Ketten beladen an einer Haltestelle aus dem Wagen ein paar Minuten gelassen wurden, um auf einem fadenscheinigen Betteppich ihr Abendgebet angesichts der ganzen Reisegesellschaft, aber völlig unbekümmert um sie, zu halten; sie waren dankbar, als ich ihnen die Richtung nach Mekka hin angab.

in den Lehren seiner Religion unbewandert war. In Singapore, in Penang wurde er in feierlicher Weise von Religionsgenossen ans Land geholt; man konnte erkennen, daß er ein weithin geachteter „Mobed“, vielleicht gar ein „Dustoor“ war und wie eine Art Superintendent die Parsen in der Diaspora besuchte, mit ihnen Gottesdienst hielt und nach dem Fasten an Bord in ihren Häusern „reine Speise“ genoß. Jedesmal brachte er nach einer mehrstündigen Abwesenheit solchen von Parsenhänden zubereiteten Mundvorrat mit in seine Kabine. Traulich wurde der Verkehr mit ihm nicht. Er lebte wie ein orthodoxer Jude in seiner eng abgeschlossenen religiösen Welt mitten unter den Schiffsgenossen dennoch als ein Einsiedler. In dieser seiner geistigen Heimat begehrte er keinen Besuch von außen; es gelüstete ihn auch nicht, aus seiner Einsiedelei einen Gang in eine andere religiöse Welt, wenn auch nur aus Wißbegierde, zu machen.

Nur ungern versäumte ich es, während meines Aufenthaltes in Bombay allabendlich um die Zeit des Sonnenunterganges am wunderschön gelegenen Strande spazieren zu gehen. Da kommen Hunderte von Parsen, Männer und Frauen, Knaben und Mädchen, die Mütter mit ihren kleinen Kindern auf dem Arm, in ihrer so reizenden, kleidsamen Tracht ans Meer, ist Ebbe, weit hinaus auf dem weichen Sand, ist Flut, so weit es die vorhandenen Schrittsteine möglich machen, das Betbuch in der alten heiligen Sprache in der Hand, regungslos in die sinkende Sonne stierend, bis der ihnen heilige Feuerball unter dem Wasserspiegel verschwunden ist. Die Erwachsenen scheinen aus dem vorgehaltenen Buche die uralten Gebete abzulesen; genaue Kenner behaupten, daß nur die Allerwenigsten unter ihnen die längst ausgestorbene Sprache des Zend kennen. Sie haben von Kindesbeinen an die ihnen unverständlichen

Laute auswendig gelernt und sagen sie ohne Kenntnis des Inhaltes auf, wie so manches katholische Mütterchen zuhört, wenn der Priester in der ihm völlig fremden Muttersprache der römischen Kirche die Messe liest. Manch einen dort am Strande habe ich gesehen, der sein Betbuch verkehrt in der Hand hielt; die Worte waren ihm so fremd wie mir und nur in dem war ich ihm „über", daß ich wenigstens die Stellung der Zeichen kannte. Ein Leseunkundiger bekannte mir auch, daß er den Sinn der Worte nicht kenne; er sage nur her, was er von Kindesbeinen an gelernt. Viele Erwachsene waren noch anspruchsloser. Ihrem religiösen Bedürfnis schien zu genügen, den herkömmlichen Besuch am Strande eilig abgestattet und vielleicht auch noch das langsame Verglühen der bereits untergetauchten Sonne mit den Augen erhascht zu haben. Viel mehr lag ihnen daran, nun noch eine Weile, „da der Tag kühl geworden", ihre prächtigen Pferde, ihre modernsten Wagen den Religionsgenossen und der feinen Welt unter die Augen zu rücken oder ein Stündchen mit Freunden und Gespielinnen in aller Ehrbarkeit zu verplaudern, wie bei uns daheim die Sommerfrischler am Strandweg des Seebades.

Nicht leicht unterläßt es ein Reisender, den „Turm des Schweigens" zu besuchen. Draußen am Malabarhügel in herrlicher Lage befindet sich, abseits dem Fahrweg und dem Straßenlärm entrückt, ein weit angelegter, sorgfältig unterhaltener, in voller tropischer Pflanzenpracht prangender Park, still, wie weltabgeschieden; er erinnerte mich an so manchen als Garten neu angelegten schönen Friedhof in den Vereinigten Staaten. Der Aufseher, ein gar würdig und priesterlich aussehender Greis in schneeweißer Kleidung vom Scheitel bis zur Sohle, will mich nicht einlassen, weil ich versäumt, mir eine Einführungskarte von einem Gemeindeältesten zu verschaffen; er wird aber doch willig, nicht auf

das Angebot eines Trinkgeldes hin, was mir wie eine Bestechung erschienen wäre, wohl aber, als ich mich ihm als einen christlichen „mobed“ vorstellte. Nun bot er sich mir auch als liebenswürdigen Geleitsmann an, bis zu der Stelle des Gartens, bis zu welcher die Angehörigen die „unreinen“ Totenbestatter mit der Leiche begleiten dürfen. Vor uns in geringer Entfernung erhebt sich freistehend, auch nicht einmal von Buschwerk umgeben, auf einem niedrigen Hügel der „Turm des Schweigens“, in seinem weißen Anstrich stark von dem sonnbeschienenen Grün des Gartens und dem tiefblauen Himmelszelt über ihm sich abhebend. Bei einer Höhe von 25 Fuß hat der wuchtige, gedrungene Rundbau einen Umfang von 300 Fuß, einen Durchmesser von 90 Fuß. Auf der Brüstung des Turmes hockt eine Schar wohlgenährter Aasgeier; sie warten auf ihren gräßlichen Fraß, täglich drei bis vier Leichen. In einer nahegelegenen Leichenhalle zeigte mir der redselig gewordene Begleiter an einer sorgfältig und genau ausgeführten Vorabbildung im kleinen den Innenbau des Turmes. In etwas schräger Lage zieht sich von der Innenwand nach der Mitte hin ein Rost, durch niedrige Einfassungen in einzelne gleiche Felder, und dann noch einmal ringförmig, nach der Mitte zu in kürzeren Abständen, geteilt. In den äußeren Ring werden die männlichen Leichen gebettet, in den mittleren die weiblichen, zu deren Füßen die Kinderleichen. In der Mitte des Baues befindet sich am Boden ein ausgehöhlter Fels, in den alle Flüssigkeit der Leichen träufelt, wohin auch von Zeit zu Zeit die von dem Sonnenbrand — der Turm ist nach oben offen — weißgebleichten, mürbe gewordenen Knochen gekehrt werden. Sonne und Tropenregen weichen auch die letzten Knochenreste in der künstlichen Grube allmählich auf; Abzugsröhren führen die feuchten, aufgeweichten Teile in den tiefen Schoß der Erde. Damit

diese nun doch nicht durch etwaige Leichenreste verunreinigt werde, läuft die Abzugsröhre an einer dichten Sandschicht als einem reinigenden Seiher aus. Kaum ist die unbekleidete Leiche in ihrem Fach gebettet, so stürzen die gewaltigen Geier auf das ihnen zugewiesene leckere Mahl; ihrer Gier gelingt es, binnen wenigen Stunden die Knochen von allen Fleischteilen loszuschälen. Ich konnte dem Begleiter das Grauen nicht verhehlen, in solch einer uns pietätlos erscheinenden Weise die verwesliche Hülle unsrer Angehörigen vernichten zu lassen. „Ist es denn pietätvoller, das Zerstörungswerk monatelang durch ekelhafte Würmer ausrichten zu lassen?“ Noch weniger wie die Erde darf das Feuer durch eine Leiche verunreinigt werden; darum ist dem Parsen auch die Bestattung der Hindus wie die andersartige der Christen ein Greuel.

Wie Farnkraut, der letzte lebend und grünend gebliebene Zeuge einer untergegangenen Pflanzenwelt, so erscheinen mir unter den Völkern und ihren mannigfaltigen Religionen die Parsen. Wo immer ich zersprengten Häuflein von ihnen begegnet bin, so in der Nähe von Baku am Kaspischen Meer, angelockt von den den Erdölquellen entsteigenden Flammen,*) dann wieder unweit dem schönen evangelischen Friedhof in Hongkong, wo ich sie an einsamer Stelle des Feldes um ihr heiliges Feuer beim Gottesdienst antraf, zumal aber hier in Bombay, wo die größere Hälfte des auf uns gekommenen Überrestes angesiedelt ist — man beziffert die Gesamtzahl auf etwa 80—100 000 —: überall haben sie in ganz besonderem Grade mich gefesselt. Eine so verschwindend kleine Zahl und dennoch, sie wollen und

*) Man hat in 2. Makkab. 1 eine Andeutung auf diesen alten persischen Feuertempel und das Erdöl in seiner Umgebung erkennen zu dürfen geglaubt.

können nicht aussterben. Mit zähester Lebenskraft wie der ewige Jude haben sie Jahrtausende überdauert, lange Jahrhunderte der bittersten Verfolgung, schier zu Tode gehetzt. Aus grauester Vorzeit in das Licht der Geschichte tretend, war ihre Lehre einst Staatsreligion des mächtigsten Reiches auf Erden, ehe die römische Weltmacht aufkam. Nicht Rom, auch nicht das Kreuz hat ihre Macht gebrochen. Das ist doch erst dem Halbmond geglückt. Aber er hat diese Religion nicht vernichtet, nicht wie dumm gewordenes Salz unter den Füßen zertreten. Das zusammengeschmolzene Häuflein hat das heilige Feuer durch alle Stürme und Wogen hindurchgetragen von Geschlecht auf Geschlecht. Fern der alten Heimat im fremden Lande bilden die unermüdeten Träger eine festgeschlossene Gemeinde, angesehen unter den Völkern, bei denen sie Rast und Herberge gefunden, durch Reichtum, durch Bildung auch und sittlichen Wandel. So leben sie dort im Westen Indiens und halten zusammen wie die durch alle Welt unstät und flüchtig zerstreuten Juden, noch inniger wie diese mit ihren Religionsbüchern und den „Satzungen der Ältesten" verknüpft.

Treu und unentwegt, wie sie rühmen, hangen sie mit zäher Liebe an der Lehre, die Ahuramasda ihrem Propheten Zarathustra (Zoroaster) geoffenbart. Nach ihrem Religionsbuch Avesta empfing Zarathustra die göttliche Belehrung in seiner baktrischen Heimat, wie einzelne Forscher ausrechnen, bereits zu einer Zeit, die um dreihundert Jahre höher hinaufliegt als die Wanderung der Söhne Jakobs nach Ägyptenland. Aus dieser fernsten Vergangenheit — so rühmen weiter die heutigen gläubigen Parsen ihren Zeitgenossen; ich erinnere an ihren beredten Anwalt auf dem Chicagoer Religionskongreß Jinanji Jamshedji Modi, den ich leider in Bombay nicht antraf — bewahren sie als kostbares Erbe, daß sie nur von einem Gott, dem

Ahuramasda, wissen. Zoroaster vermeide in seinen Lehren die uralte Bezeichnung der Gottheit als daeva, dem Stammwort für Gott (deus, dieu, diewas bei den Litauern u. s. w.), weil zu seiner Zeit bereits iranische Zweige vom Stamme sich losgelöst und der Vielgötterei, den daevas, sich zugewandt. Ahuramasda ist ihnen Schöpfer und Herr wie der Natur, so auch der sittlichen Welt, von beiden unterschiedenen Gebieten und für sie die reine Lichtquelle. In ihm ruhten, ursprünglich noch vereint, die feindseligen Gegensätze, die schöpferischen und zerstörenden Ursachen, die guten und die bösen Beweggründe; erst mit der Schöpfung der Welt traten sie in die Entzweiung ein. Der gute Mensch gehorcht dem Ahuramasda und den durch seinen Propheten verkündeten Geboten, der böse ist Knecht der feindseligen Macht.

Inwieweit die Beweisführung des Parsen zutrifft, mögen die Forscher entscheiden; ihr Urteil schwankt noch stark hin und her. Wichtig dünkt mir, daß auch in der Morgendämmerung dieses ältesten auf uns gekommenen Religionsbuches, wie in der heiligen Urkunde des auserwählten Volkes, der hellleuchtende Morgenstern von einem Gotte steht und die Vielgötterei nicht, wie so manche wähnen, der Mutterschoß des Monotheismus gewesen, dieser vielmehr das Ursprüngliche und die Vielgötterei eine spätere Entartung, deren tiefsten Grund der Apostel Paulus im Römerbrief (1, 19—23) mit dem Griffel der Wahrheit in die Rolle der Geschichte eingetragen hat. Einzelne Züge in dem Avesta deuten noch in anderer fesselnder Weise auf die frühe Morgenstunde seiner Abfassung hin, auf eine Zeit, da in Iran das geheimnisvolle Völkergeschiebe an der Schwelle der Geschichte, das Zweige dieses uralten Volksstammes nach Westen und Süden getragen, noch nicht begonnen hatte. Die Nomadenzeit ist vorüber; das Volk ist

seßhaft geworden, treibt Ackerbau, besitzt Rindviehherden. Zumal die Kuh ist hochgewertet; sie empfängt religiöse Weihe. Der auffällige Zug ist dem iranischen Zweig eigen, der noch Jahrhunderte im Lande blieb, ebenso wie dem andern Zweig, der nach Indien verschlagen wurde. Wie der Hindu selbst dem Unflat der Kuh entsühnende Kraft zuschreibt, so auch der Parse: es widert ihn nicht an, sich mit dem ekelhaften nirang zu waschen, ja ihn zu trinken, um dadurch auch von Sünden rein zu werden.

Weithin durch das Land der Meder und Perser war die Lehre des Zarathustra verbreitet. Wohin immer in der alten Welt deren Macht vordrang, da hielt auch siegreich ihre Staatsreligion den Einzug. Ihr riesenhafter Schattenriß fällt wiederholt auf die Geschichtsblätter des Alten Bundes. Weinend saßen jahrzehntelang die Verbannten aus Israel an den Wassern zu Babel. Wenn sie auch Jerusalem nicht vergaßen, so ging doch der Aufenthalt unter den Anhängern des Zarathustra nicht völlig spurlos an ihnen vorüber. Daniel, der im königlichen Dienste des Nebukadnezar unverbrüchlich treu seinem Gotte blieb, hatte doch die Würde eines Vorstehers der babylonischen Magierkaste. Magier sind es gewesen, die dem neugebornen Könige der Juden in Jerusalem huldigen wollten. Wenn bei Marathon und Salamis das Griechenvolk nicht Sieger geblieben wäre, wer will es für unmöglich halten, daß die Lehre Zoroasters auch den Olymp und die griechische Götterwelt überwältigt hätte? Es sind freilich dann andere Zeiten gekommen. Tief hinein nach Persien streckte das Christentum seine Fühlfäden aus. Dann brachen die Scharen des Halbmondes ein und unterwarfen in ihrem unaufhaltsamen Siegeslauf Persien der Lehre ihres Propheten. Die Unterworfenen waren doch noch geistesmächtig genug, dem persischen Mohammedanismus ein Sondergepräge

aufzudrücken, das bis zur Stunde nicht völlig verwischt ist. Nicht alle in Persien wollten ihren Avesta mit dem aufgedrungenen Koran vertauschen; sie zogen es vor, lieber das Land ihrer Väter, die uralten Heimsitze in Iran, zu verlassen, als ihrer Religion untreu zu werden. In solch einem harten Opfer um der Religion willen liegt wunderbarer Segen, ungeahnte Lebenskraft. Es zog die Verbannten auf die Straße, auf der Jahrtausende zuvor ihre arischen Stammesgenossen nach Indien gedrungen waren. Auch da stießen sie wieder auf ihre argen Bedränger im alten, preisgegebenen Vaterland. Sie haben noch schwere Jahrhunderte der Verfolgung und Drangsal in der Fremde durchlebt; sie haben noch mehr wie einmal vor ihren Peinigern den Wanderstab ergreifen müssen, bis sie endlich in Bombay und unter britischem Regiment die ersehnte, gesicherte Zufluchtsstätte gefunden.

Der Christ ist fest überzeugt, daß unser Herr den Parsen diese Zufluchtsstätte gezeigt und ihre Schritte dahin gelenkt, um ihrer müden Seele hier die wahre Heimat und Ruhe zu bieten. Wenn sie hier erfahren, daß Sünde doch noch mehr ist wie Unreinheit, dann werden sie auch erkennen, daß die von dem Avesta gelehrte Selbsterlösung unvermögend ist, dem, der sich Gott gegenüber schuldig weiß, den einigen Trost im Leben und im Sterben zu gewähren. Der Avesta mag immerhin die hehre Forderung aufstellen, daß der Mensch in Gedanken, Worten und Thaten wahr zu sein habe; er ist aber so wenig wie die zehn Gebote des Alten Bundes imstande, einem Sünder die Kraft einzuflößen, der Forderung gerecht zu werden. Was hat nun die evangelische Kirche in ihren Sendboten gethan, unter diesem Volke des Zoroaster dem alleinigen Erlöser Jünger zu werben? Ist auch sie gleichgültig an ihm vorübergegangen, wie es die römische Kirche gethan? Dem Missionsfreund ist es ein

Hochgenuß, in Bombay an der Stätte einstiger reichgesegneter Wirksamkeit eines evangelischen Sendboten wie John Wilson zu weilen, der, was niemand unter seinen Zeitgenossen für möglich gehalten, in die für uneinnehmbar erklärte Feste des Parsismus eine Bresche gelegt und nun gerade vor sechs Jahrzehnten die Erstlinge aus den Parsen durch die Taufe Christo zugeführt hat.

Welch herrliche, herzerquickende Reckengestalt ist doch auch dieser Missionar von Gottes Gnade! Fünfundzwanzigjährig betritt er 1829 das Land seiner heißen Sehnsucht und jugendlichen Begeisterung und landet mit seinem jungen, ihm ebenbürtigen Weibe fremd, unbeachtet in Bombay. Als nach fast einem halben Jahrhundert (1876) der Herr den treuen und frommen Knecht heimrief, stand trauernd an seiner Bahre ganz Bombay, wie die Christen so auch die Hindus, die Muslims und Parsen, die Dschainiten und Juden, ja man hat kühnlich geredet: halb Indien. Sie hatten alle den Mann um seiner warmen Liebe willen für das Land und seine Bewohner selber lieb gewonnen; man sprach von ihm als dem „Könige von Bombay". Die alte Heimat beklagte den Entschlafenen als einen der wackersten Söhne unter denen, die das Mutterland ausgesandt, ihre beste Kraft dem Wohle der fernen Tochter darzubringen; sie rühmte ihm das feine Lob nach, „daß er seine Pflicht gethan". Auch Wilson wie sein großer Zeitgenosse und Freund Duff war ein echter Sohn der prächtigen schottischen Hochlande, die in diesem Jahrhundert der Mission unsrer gesamten evangelischen Kirche die tüchtigsten Sendboten in allen Landen gestellt haben. Auch er wie Duff in der Kirche und auf der Hochschule der Heimat vorzüglich geschult und für seinen köstlichen Beruf ausgebildet, gehörte den Glaubenshelden an, die in dem Augenblick, da durch die heimatliche Kirche die erschütternde Spaltung (1843)

ging, ohne Verabredung -- Wilson befand sich gerade auf der Heimreise nach Indien in Jerusalem — sich der reformatorischen Persönlichkeit Chalmers und seiner Freikirche zugesellten. „Ohne mit Fleisch und Blut sich zu besprechen," haben glaubensfreudig diese Helden auch in Indien hinter sich gelassen und darangegeben, was sie in mehr wie zehnjähriger reichgesegneter Arbeit der Mission erworben; unverzagt und wagemutig in der Kraft dessen, durch den ein Christ alles vermag, haben sie ein zweites Mal ihr großes Werk begonnen und mit wunderbarem Erfolge durchgeführt. Auch Wilson wie Duff, aber wiederum unabhängig voneinander, der eine in Kalkutta, der andere in Bombay, haben mit dem scharfen Auge, der thatkräftigen Hand, mit denen Schottland seine Söhne ausrüstet, alsbald erkannt, daß in Indien die Mission, will sie ihr Ziel erreichen, die Arbeit vornehmlich an der Schule zu beginnen habe. Kaum daß Wilson Fuß in Bombay gefaßt, gründete er eine Hochschule (College), die genau dem Lehrplan der höheren Regierungsschulen angepaßt und diesen bald an Leistungsfähigkeit ebenbürtig war; aber der christliche Religionsunterricht war auch bei ihm für alle Schüler verbindlich. Unerbittlich an diesem entscheidunsvollen Punkte, ließ er sich von keinem ängstlichen Bedenken dreinreden; die Hindus und andere Nichtchristen hatten sich zu fügen, und auch in Bombay krönte unerwarteter Erfolg das Unternehmen des unerschrockenen Christen. In einem unterschied sich Wilsons Lehrplan von dem Duffs, entsprechend den etwas veränderten Verhältnissen in Bombay. Gleichermaßen wie sein Freund in Kalkutta entfernte er aus dem Lehrplan das Sanskrit, die arabische und persische Sprache; die Religionssprache der Hindus und Muslims und die in diesen Sprachen abgefaßten Lehrbücher hatten keine Stelle mehr in der christlichen Anstalt. Aber Wilson berücksichtigte noch stärker die

lebenden Landessprachen neben der englischen, während Duff vorzugsweise die Sprache der Regierung nun auch zur Unterrichtssprache machte. Wilson selbst war in hohem Grade sprachenkundig; in kurzer Zeit hatte er 4—5 Sprachen bewältigt und durchzog nun das weite Land, den staunenden Leuten das Evangelium in ihren mancherlei Muttersprachen verkündend.

Der bis dahin unerhörte, für unglaublich gehaltene Fall des Übertrittes von ein paar seiner Parsenschüler zum Christentum weckte in der festgeschlossenen Gemeinde eine gefahrdrohende Aufregung. Kein Mittel ließen die Parsen unversucht; die Hülfe der Gerichte wurde wider die Abtrünnigen und ihren angeblichen Verführer angerufen. Umsonst! Die jungen Christen blieben standhaft; zumal der Erstling unter ihnen hat sich lebenslang als ein auserwähltes Rüstzeug bewährt, das Evangelium seinen Brüdern dem Fleische nach zu predigen. Die schweren Kämpfe trieben Wilson in erneutes, vertieftes Forschen der Lehre des Zoroaster und damit der längst ausgestorbenen Zendsprache, in welcher der Avesta verfaßt ist. Als klassische Frucht dieser Studien erschien 1842 sein das größte Aufsehen erregendes gelehrtes Werk über die Parsi-Religion, das auch heute noch dem warm empfohlen werden kann, welcher sich mit dem modernen Parsismus zu beschäftigen hat; ich danke dem Buch viele Belehrung.

Unaufgehalten verfolgte Wilson seinen Missionsweg. Hielten sich auch einen Augenblick die Nichtchristen der Anstalt fern, so füllten sich doch bald wieder die Lehrsäle und sie sind bis zur Stunde nicht mehr leer geworden. Die Freunde und Verehrer sammelten zum Andenken des gefeierten Missionars eine Summe, damit das heute noch blühende Wilson College zu errichten, ein prachtvoller Bau dicht am Malabarhügel mit entzückendster Aussicht auf

die weite Bucht bis nach dem ferngelegenen Fort und der Colaba-Insel hin. Als Leiter (principal) der Anstalt lernte ich den liebenswürdigen D. Makichan kennen, der — leider unter unsern britischen Brüdern eine seltene Erscheinung — der deutschen Sprache und auch Theologie nicht unkundig ist und deutsche Hochschulen besucht hat. Mehr wie 450 Schüler besuchten das College, unter ihnen nur 22 Christen, nach einer Seite hin ein erfreuliches Zeichen, daß die zahlreichen Parsen, Muslims und Hindus keinen Anstand an dem ihnen erteilten christlichen Religionsunterricht nehmen. Die Zeiten haben sich in dem letzten halben Jahrhundert wesentlich und zu Gunsten der treu arbeitenden christlichen Mission geändert. Des ist auch ein erfreulicher, hoffnungweckender Beweis, daß die an den Sonntag-Abenden gehaltenen apologetischen Vorträge freiwillig von den Studenten des Collegs recht gut besucht werden. Die Vortragenden sind in der Mehrzahl Missionare, die als Professoren in der Anstalt thätig sind, unter ihnen aber auch ein Inder, der noch vor ein paar Jahren Hindu war, jetzt getauft und als Lehrer an der Anstalt thätig ist (er hat über die religiöse Grundlage der Union geredet), und ein Oberst-Leutnant, der einen Vortrag über die Sünde gehalten. Mit der Hochschule ist, wie bei der Duffschen Hochschule in Kalkutta, eine Vorschule in der Art unsrer Gymnasien verbunden. In den Hauptpunkten der Erziehung stimmen beide Anstalten überein: der christliche Religionsunterricht ist unerläßlich für alle Schüler verbindlich und die umgebenden Landessprachen (Marathi, Gudscharati und Hindostani) finden neben Englisch gründliche Berücksichtigung im Lehrplan.

Einem Deutschen ist es noch auffällig und befremdlich, an solchen christlichen Anstalten auch Schülerinnen teilnehmen zu sehen. Der Engländer, zumal aber der Amerikaner, ist

seit langer Zeit daran gewöhnt. Vor einem Jahrzehnt besuchte ich im Gebiet Colorado in einer erst drei Jahrzehnte zuvor gegründeten und ungewöhnlich stark „aufgesprungenen" Stadt (Denver) ein Gymnasium, dessen oberste Lateinklasse von ebensovielen 16—18jährigen Mädchen wie Knaben besucht war; den Unterricht (Cicero de officiis) gab ein junges Mädchen von etwa 24 Jahren. Der Schulleiter versicherte mich, daß noch nie eine Ungebührlichkeit zwischen den beiden Geschlechtern stattgefunden; eins diene dem andern zum Ansporn im Fleiß und auch Betragen, und auch die wackere Lehrerin habe noch keine Klage geführt, daß die jungen Leute ihr den schuldigen Gehorsam verweigerten. Auch im Wilson-College nimmt eine Anzahl von jungen Studentinnen am Unterricht teil; eine darunter ist die Tochter eines eingebornen evangelischen Geistlichen, der, ein Hindusohn, in der Anstalt zum Glauben gekommen war. Einen schweren Verlust hatte nicht lange vor meinem Besuche die Anstalt durch den Heimgang von Fräulein Ratanbai Ardeshir Vakil, die zuerst Schülerin gewesen, dann aber als eine der Vorkämpferinnen der höheren Ausbildung der indischen Frauen in den Lehrkörper der Hochschule aufgenommen wurde und einen ungemein günstigen Einfluß auf ihre indischen Schwestern in dieser Hochschule der schottischen Freikirche ausgeübt haben soll.

Den Anstoß in Bombay, auch den Mädchen einen christlichen Unterricht zu erteilen, hat die leider schon 1834 entschlafene Frau Wilson gegeben. In einem weitverbreiteten, köstlichen Büchlein hat der Witwer das kurze Leben seiner treuen Mitarbeiterin und Lebensgefährtin geschildert. Schon im Jahre ihrer Ankunft in Bombay 1829 fing die wackere Gehülfin beherzt das bis dahin für unausführbar gehaltene Werk an; sie glaubte an die Möglichkeit und daß es Gottes Wille sei, darum drang sie erfolgreich

durch. Was ist doch im Laufe der Jahrzehnte auch in Bombay aus diesem Senfkorn geworden! Sein staunenswertes Wachstum, welch einen weitreichenden Einfluß auf die Umgestaltung und auch Verchristlichung der indischen Frauenwelt hat dasselbe ausgeübt! Gleichermaßen unter den Töchtern der Hindus wie der Muslims, der Parsen wie der Juden. Durch den gefahrdrohenden Einfluß aufgerüttelt, haben die verschiedenen Religionsgemeinschaften für ihre Mädchen eigene Schulen gegründet; sie sahen, daß ihre Söhne je länger je mehr keine ungebildeten Frauen mehr wie früher heiraten wollten. Die vermehrten Anstalten haben den Missionsschulen keinen Eintrag gemacht; die hier gebotene tüchtigere Leistung hat das stark in der Abnahme begriffene Ärgernis an dem gebotenen christlichen Religionsunterricht zurückgedrängt. Unaufhaltsam geht die Strömung zu den weiblichen Missionsschulen hin; von dieser Strömung werden die Mädchen, ohne daß der häusliche Einfluß dem völlig wehren kann, weiter noch getragen als nur zu einer gründlichen weltlichen Ausbildung. Ich war freudig überrascht, die bedeutenden Leistungen in verschiedenen weiblichen Anstalten der auch in Bombay stark vertretenen kirchlichen Missionsgesellschaft zu sehen; in der Volksschule traf ich ein paar deutsche Missionarinnen beschäftigt. Die weibliche Hochschule steht kaum viel hinter dem zurück, was wir unsern „höheren Töchtern" bieten.

Alle diese verschiedenen Anstalten sind Pflanzschulen für die Gemeinden der Missionsgesellschaften. So hat die kirchliche Gesellschaft eine kleine evangelische Parsengemeinde, an ihrer Spitze ein Pastor, der noch vor Jahren der Lehre des Zoroaster anhing; das Häuflein hält trotz der Verfolgung seiner früheren Religionsgenossen wacker und glaubensstark zusammen, giebt sogar eine eigene christliche Zeitschrift heraus, an der sich eine frühere Parsenschülerin,

die Witwe eines evangelischen Geistlichen, beteiligt. Dieselbe Gesellschaft hat in Bombay auch eine kleine evangelische Gemeinde aus getauften Mohammedanern gesammelt. Dem schweren Arbeitszweig hat Jahrzehnte hindurch ein wackerer deutscher Landsmann aus Bayern vorgestanden; es freute mich, ihn in der scheinbar so aussichtslosen Wirksamkeit nicht nur nicht entmutigt, sondern hoffnungsvoll zu sehen. Daß die Arbeit keine vergebliche, des war mir ein fesselnder Beleg, bei meinem Besuche seinen treuen Gehülfen auch anzutreffen, der, vor Jahren ein angesehener Mollah, jetzt mit regem Eifer unter seinen Brüdern dem Fleische nach das Evangelium verkündigt. Die kirchliche Missionsgesellschaft hat ihr großes Netz nach allen Seiten hin in Bombay und seiner Umgebung ausgeworfen. Draußen in der Vorstadt Girgaum besitzt sie ihr weit ausgedehntes Missionsanwesen, schier eine kleine Stadt, mit ihren verschiedenen Anstalten und Schulen. Da fand ich auch um die Missionskirche gesammelt eine evangelische Gemeinde aus den Hindus, die „Marathi-Gemeinde“, aus etwa 200 Gliedern bestehend. Gerade in der Zeit meiner indischen Reise wurde ein angesehener Brahmane aus dem benachbarten Gudscharatigebiet durch die Taufe in die Gemeinde aufgenommen.

Die beiden erwähnten Gesellschaften, die kirchliche Missionsgesellschaft und die der schottischen Freikirche, sind nicht die einzigen evangelischen Missionen, die ihr Arbeitszelt an der wichtigen, wenn auch schwierigen Stätte aufgeschlagen. Sie sind nicht einmal die ersten am Platze gewesen. Überholt hatte sie hier die größte amerikanische Missionsgesellschaft, der sogenannte Board der Kongregationalisten. Bekanntlich waren es fünf Studenten des Andover Collegs, des ältesten und reichsten theologischen Seminars in Massachusetts (Judson, Rice, Newell, Hall und Nott; sie hatten den von dem berühmten Geistlichen

Buchanan in Indien herausgegebenen „Morgenstern“ eifrig gelesen und aus ihm begeisterte Liebe für die Mission geschöpft), die 1810 diese Gesellschaft ins Leben gerufen und zwei Jahre später sich als Erstlinge des durch sie geweckten Missionseifers in den Vereinigten Staaten nach dem Lande ihrer ersten Liebe für die Mission, nach Indien, aussenden ließen. Als die beherzten Bahnbrecher in Kalkutta landeten, wurde auch ihnen, wie schon früher Carey und seinen Genossen, von der engherzigen ostindischen Handelsgesellschaft als der Herrin des Landes der Aufenthalt in der Stadt, selbst das Landen, verweigert. Judson ist dann nach Barma gezogen; er hat sich daselbst durch seinen apostolischen Eifer den Namen „Apostel der Barmanen“ erworben. Seinen Kameraden Nott und Hall gelang es, nach Bombay zu entkommen. In dem christlich gesinnten Gouverneur daselbst, Sir Nepean, fanden sie einen Schutzherrn; sie durften bleiben. Die Gesellschaft hat den wichtigen Posten bis zur Stunde nicht mehr aufgegeben; er ist der Ausgangspunkt geworden, von dem aus weit ins Land hinein, bis tief in den Süden, bis hinüber nach Ceylon der Board reichgesegnete Missionsniederlassungen angelegt hat.

Sein Arbeitsfeld in Bombay, weiter das von ein paar anderen ebenfalls in der wichtigen Provinzial-Hauptstadt vertretenen Missionsgesellschaften, ferner die wesentliche Mithülfe der bereits 1813 ins Leben gerufenen, ungemein segensreichen Bombay-Bibelgesellschaft, zu schildern, würde zu weit führen, Wiederholungen auf dem gleichen Gebiete wären unvermeidlich. Nur zwei Anstalten der „Inneren Mission“ seien zum Schluß erwähnt, die mittelbar auch der „Äußeren Mission“ zu gute kommen, auch dadurch, daß sie das christliche Leben der Europäer in der Stadt zu heben imstande sind.

Einen fast überwältigenden Eindruck, wenn der Dampfer dem Hafen naht, macht der in günstiger Lage am Strande hoch sich erhebende Prachtbau des Royal Alfred Sailors Home. Auf der ganzen Welt habe ich kein großartigeres Matrosenheim gesehen, auch nicht in London. Beinahe eine Million Mark hat der 1876 eingeweihte Palast gekostet; mehr wie die Hälfte hat ein indischer Radscha, Khandarao Guickwar, für den Bau geschenkt. Schon diese fürstliche Gabe eines Hindu deutet an und drängt dazu, daß das Haus auf breiter humanitärer Grundlage errichtet ist und darauf erhalten wird. Ich war überrascht, in dem liebenswürdigen Hausverwalter einen Katholiken zu finden, der nicht nur seiner Kirche, sondern dem Christentum überhaupt — „auch aus Duldsamkeit für den weitherzigen Schenker aus den Hindus" — gleichgültig gegenüber steht. Keine evangelischen Gottesdienste, nicht einmal Morgen- und Abendandachten werden in dem „Heim" gehalten. „Jeder könne das etwaige Bedürfnis in einer der umliegenden vielen christlichen Kirchen fast aller Bekenntnisse befriedigen." Ein paar deutsche Matrosen — ich glaube aus Pommern —, die ich beim Abendbrot antraf, waren zu meiner Freude mit dieser Einrichtung nicht völlig einverstanden. Nach wochenlanger Seefahrt hatten sie gehofft, auch in diesem christlichen Seemannsheim, wie in den andern wohl überall, einen lang entbehrten Gottesdienst mit der kleinen evangelischen Hausgemeinde anzutreffen. Bereits vor sechzig Jahren wurde das Seemannsheim in Bombay gegründet; aber erst vierzig Jahre später hat es den fast königlichen Prachtbau bezogen, in dem sich die einfachen Matrosen doch etwas unbehaglich vorkommen mögen. Und doch treten sie in hellen Haufen ein; so groß ist das Bedürfnis nach solch einer Heimstätte auf dem festen Lande. Binnen Jahresfrist haben über 18000 Seeleute in dem Hause Herberge gefunden.

Was das Seemannsheim in christlicher Beziehung seinen Insassen nicht bietet, das sucht mit regem Eifer auch den Seeleuten der „Christliche Verein junger Männer“ zu gewähren. Auch er besitzt sein eigenes Haus, lange nicht so großartig wie der gegenüberliegende Prachtbau; denn er hat selbstverständlich bei seiner entschieden betonten christlichen Haltung unter den Hindus keine solch freigebige Gönner wie den Radscha Guickwar. Er kann auch darauf verzichten. Seine viel bescheideneren Gelasse entsprechen mehr und heimeln in höherem Grade an die darin ein und aus gehn als jene herrschaftlichen Räume gegenüber. Es ist ja doch allüberall der Geist, der das Haus beherrscht, der auch die Räume wohnlich macht. Der Verein ist gemeinsames Werk von sieben verschiedenen Kirchen, die sich hier die Hand zu schönem einträchtigem Liebesschaffen reichen, jede einzelne ist durch zwei Mitglieder im Vorstande vertreten (die Kirche von England, von Schottland, die schottische Freikirche, Baptisten, bischöfliche Methodisten, Wesleyaner, Methodisten und die amerikanische Missionskirche). Vorsitzer ist ein Soldat (Oberst-Leutnant Freeman). Der Leiter des Hauses ist ein ebenso liebenswürdiger wie für die Jünglingssache begeisterter Prediger (irre ich nicht, aus der schottischen Freikirche); er hat mich vielfach an den hochverdienten Leiter unseres Berliner christlichen Vereins junger Männer, an Oberförster von Rothkirch, erinnert. Im Unterschied von unsern evangelischen Jünglingsvereinen legt auch dieser Verein das Schwergewicht seiner Arbeit darauf, neben der christlichen Vertiefung seiner Mitglieder sie zu eifrigen Missionsdiensten zunächst unter ihren Standes- und Berufsgenossen anzuhalten. Die Einzelnen gehen auf Werbungen aus, die noch Fernstehenden in diese christliche Genossenschaft heranzuziehen und in mannigfaltiger Art christlichen Lebens zu fördern. Unwillkürlich — und sie wollen

es auch nicht vermeiden — leisten sie in solchem Thun der inneren Mission Handreichung der äußeren Mission, mittelbar, indem sie die männliche Jugend aus der religiösen Lauheit reißen und an christliche Aufgaben erinnern, unmittelbar, indem sie so manchem jungen Berufsgenossen aus den nichtchristlichen Kreisen zeigen, zu welch schöner, inniger Gemeinschaft das Christentum auch die männliche Jugend heranzieht, eine brüderliche Gemeinschaft, die den Hindus und Muslims, den Parsen und Dschainiten fremd ist, von ihrer Religion ihnen nicht geboten wird.





XII.

Heimwärts.



An Bord des Peninsular.

Nun sind sie wie im Fluge vorübergeeilt, die unvergeßlich schönen, in Indien verlebten Wochen und Monate. Was lange Jahre hindurch als lockender Traum sehnsuchtsvoll vor der Seele gestanden, was dann durch Gottes Gunst eine Weile holde Wirklichkeit geworden, das ist jetzt wieder alles dahin, dem Blicke entschwunden, wie die Küste des gepriesenen Landes, gestern noch einmal vom Abendsonnenschein verklärt, langsam im Meere untergetaucht ist. Nur ein treues Gedächtnis wird fortan das köstliche, farbenprächtige Bild bewahren.

Es war denn doch ein wehmütiges Lebewohl, aller Voraussicht nach auf Nimmerwiedersehen dem sonnigen Lande vom Oberdeck aus zugerufen, als sich gestern der mächtige Dampfer aus der breiten Bucht von Bombay, vorsichtig durch die vielen Schiffe im Hafen sich windend, nach dem offenen Meere hin in Bewegung setzte. Alle die mancherlei Kleinigkeiten vor einer längeren Seereise waren am Vormittag noch eilig in sengender Sonnenglut besorgt

und dann rechtzeitig zur Landungsbrücke dicht am neugebauten Kai! Heutzutage hat man nicht mehr nötig wie noch vor vier Jahren, sich mit einem Boot nach dem draußen in der weiten Bucht verankerten Dampfer rudern zu lassen und mit all seinen Siebensachen eine bei stürmischem Wetter unbequeme Schiffstreppe hinaufzuklettern; jetzt legen auch die größten Seeschiffe längsseits dem prächtigen Kai an und unmittelbar vom Lande betritt man über einen Laufsteg das Deck. Mehr wie zwei Stunden vor Abfahrt mußte alles an Bord sein; der Dampfer bewegte sich langsam seewärts in die Bucht und blieb da eine Weile noch vor Anker. Drei bis vier Polizeiärzte kamen vom Lande heran; sie begannen eine hochnotpeinliche Untersuchung, ob nicht etwa ein Pestverdächtiger aus der schwer heimgesuchten Stadt entweichen und als verfemter Krankheitsträger nach Europa fliehen wolle. Zunächst gelangte die an zweihundert Mann betragende Besatzung an die Reihe. Die schwarzen Kulis aus dem Kohlenraum, die bei der tropischen Hitze bedauernswerten Heizer, meist Neger aus Afrika, weiter die Schiffsleute und Matrosen, die Diener und Kellner, sie alle mußten sich auf Deck halb entkleiden und nun hantierten die eingebornen Äskulapssöhne mit Wärmemessern und Hörrohren sorgfältig an ihnen herum; alle Drüsengegenden wurden genau betastet; es gelang, zwei Pestverdächtige auszuscheiden und mit an Land zurückzunehmen. Dann hatten sich die Reisenden — wir waren etwa 60 Gäste der ersten Kajüte — der gleichen Untersuchung zu unterwerfen, die Frauen im Damenzimmer, die Männer im großen Speisesaal. Bei uns Europäern gaben sich die Ärzte mit einer Besichtigung der Zunge und dem Pulsfühlen zufrieden. Als die Reihe an den einzigen Deutschen an Bord kam, verzichteten sie — allein bei ihm — lächelnd auf beides; sein Aussehen sei entschieden ein zu gesundes, um ihn auf Pest

zu untersuchen. Ich hatte allen Grund, Gott auch für diese teilweise anstrengende Reise zu danken, daß ich sie wie vier Jahre zuvor die Reise um die Welt, wie alle vorangegangenen, weit ausgedehnten Fahrten und Wanderungen eines langen Lebens ohne das leiseste Unwohlsein habe ausführen können. Hitze und Kälte ficht nicht an; ebensowenig Sattsein oder Hungern, Wachen oder Schlafen und seefest ist der Körper auch, daß er selbst bei den heftigsten Stürmen nie eine leise Anwandlung von Seekrankheit verspürt hat und auch bei einem starken Taifun einst seine Schreibereien nicht zu unterbrechen genötigt war. Solch holde Gunst macht selbst beschwerliches Reisen zu Wasser und zu Land zu einer prächtigen Erquickung Leibes und der Seele.

Als ich andern Tages zum Sonnenaufgang auf Deck kam, war das Land längst aus Sicht. Wo gestern noch der niedrige Küstensaum lockendes Geleite gegeben, stieg nun aus der Meeresflut der leuchtende Feuerball am Himmel empor und übergoß den jungen Tag mit seiner noch frischen, so bald schon heißen Lichtfülle. Überall das weite, unendliche Meer. Es lag in der Frühe fast regungslos da; ganz leise nur kräuselte ein kaum fühlbarer Morgenwind das Wasser zu zarten, weißen Schaumwellen auf; ab und zu, daß ein fliegender Fisch wie eine Schwalbe aus der Tiefe emporschnellte und sich, einen Augenblick die Luft durchfurchend, im warmen Sonnenlicht badete. So weit das Auge am Himmelsgewölbe hin und über die Meeresfläche schweifen konnte, alles fast andachtsvoll stille: so recht eine goldene Morgenstunde zu träumerischem Genießen. Wer möchte dem Traume wehren, wenn er das Land, das die Seele sucht, noch einmal wie in greifbare Nähe vor sie zaubert? Es ist nicht leicht anzugeben, was den, der Indien auch nur flüchtig kennen gelernt, in unwiderstehlichem Verlangen an

Land und Leute dort drüben fesselt. Wie in einem Märchenland wird es uns angethan; wir verspüren auch in unsern alten nüchternen Tagen keine Lust, dagegen vorzugehen. Eins drängt sich dem Nachsinnenden auf, daß in dem wunderbaren Lande eine längst entschwundene, fesselnde Zeit auch heute noch in der Volksseele lebensfrisch wie ein gegenwärtiges Ereignis umgeht und dabei doch schon die nicht zu mißdeutenden Zeichen eines heraufkommenden schönen, verheißungsvollen Tages am Himmel seines Gemütes sichtbar werden. Der ungemein fesselnde Zug erinnerte mich an die zauberhaften „weißen Nächte" hoch im Norden, wenn in den Sommertagen das lang sich hinziehende Abendrot nur zögernd verglüht, während die „rosenfingrige" Morgenröte am östlichen Himmel mit leisem Schritte bereits heraufkommt. Der entschwundene Tag recket und strecket sich dem jungen Kameraden zum Willkommgruß entgegen und auch dieser langet wie sehnsuchtsvoll herüber, in seinem Lichte den zur Ruhe gegangenen Genossen zu verklären.

Das indische Volk — den auffälligen Zug habe ich in den Briefen zu wiederholten Malen angemerkt — lebt keine Geschichte. Die Jahrtausende mit all ihren Wandelungen und auch hierzulande tiefgreifenden Umgestaltungen scheinen spurlos an dem Volksgemüte vorübergegangen zu sein; ihr eiserner Schritt hat dennoch nicht niedergetreten, was uralte Legenden und Sagen in die empfängliche Seele gepflanzt. Die längsten und auch inhaltreichsten Zeitabschnitte sind dem Volke nur Spielmarken in der Hand eines Kindes gewesen; es wandelt unbehelligt von äußeren Erscheinungen und auch ihren oft stärksten Widerwärtigkeiten in einer Traumwelt, unter den wesenlosen Gebilden seiner Religion und ihrer altvettelischen Fabeln. Die sind ihm alleinige Wirklichkeit geblieben, wie sie es den Vätern vor Jahrtausenden gewesen. Harmlos und vielleicht auch beglückt

lebt und webt es in seinen Religionsbüchern und ihren oft krausen Satzungen dahin, sanften Mutes, geduldig, fügsam alles über sich ergehen lassend, aber zähe festhaltend, was es von den Vätern und seinen Brahmanen überkommen. Und dabei unverkennbar das Heraufsteigen eines neuen Tages über dem Sonnenlande. Das Volk hat sich nicht ausgelebt; es ist nicht greisenhaft geworden, wie uns die Geschichte von so manchem Stamme berichtet, der gekommen und wieder von der Weltbühne am Ende der ihm zugemessenen Lebensdauer verschwunden ist. Das indische Volk steht noch in jugendlicher Kraft da, wie auch sein Boden nicht erschöpft ist und in strotzender, tropischer Fülle kostbare Frucht trägt heute wie damals, als die arischen Stämme aus dem Herzen Asiens in dies Märchenland gezogen kamen. Trotz der zurückgelegten Jahrtausende macht das Volk unverkennbar den Eindruck, als ob es noch in seinen Kinderschuhen einhergehe, als ob das auch ihm von Gott gewiesene Tageswerk vor ihm läge. Wie oft hat mich seine Erscheinung an eine Knospe erinnert, die auf ihre Stunde und das Sonnenlicht geduldig wartet, das auch ihr aufgehen muß — wie wäre sie sonst zur Knospe gediehen? — und das sie zur duftenden Blüte entfalten wird. Gleich funkelndem Morgentau liegt etwas Ahnungsvolles auf seinem Wesen, das unsichere, weiche, tastende Gefühl, Langen und Bangen, an einem Übergang zu stehen, der sich an einem vollziehen wird, und man ahnt nicht, wenn er nun kommt, was man sein wird. Wir Christen kennen aus der Geschichte unsers Volkes, aus den eigenen Lebenserfahrungen den wunderbaren, geheimnisvollen Übergang. Wir sehen auch bereits — und darin ruht für uns meines Erachtens ein groß Teil der unwiderstehlichen Lockung und Anziehungskraft von Land und Leuten dort — wir sehen am dämmernden indischen Himmel die Flammenzeichen des aufgehenden

Tages, heute deutlicher, verheißungsvoller als jemals zuvor. In seinen Liedern, in so manchen Lebensäußerungen berührt uns Germanen leise ein anheimelnder Ton, wie wenn wir in ferner, ferner Zeit, die keiner mehr abmessen kann, stammverwandt gewesen, wir einst — „es war einmal“ — aus demselben Hause ausgewandert wären, der eine nach Westen, der andere ins Sonnenland nach Süden. So klingt ja auch in beiden uralten Sprachen ab und zu ein Laut wie von einer gemeinsamen Muttersprache an. Dem deutschen Christen wird es auf Missionspfaden in Indien oft eigen zu Mute, als ob auch da die Zeit gekommen und wir des geheimnisvollen Vorgangs Zeugen sein dürften, daß über das Land Götter- und Weltdämmerung sich senke wie einst über unsere deutschen Wälder und deutschen Stämme, daß aber auch bereits durch das Dunkel der „Allvater“ den Lichtstrahl der Erneuerung dringen lasse, und es rauschet durch die indische Volksseele wie das Nahen des „Heliand“, des gewaltigen Völkerfürsten. In seinem unabsehbaren Gefolge und unter seinen Getreuen nun auch schon Söhne und Töchter des sonnigen Indiens, und wir älteren Streitgenossen unter demselben Siegesherzog reichen ihnen die Hand als längst vermißte Brüder aus dem gleichen Hause, nun aber Brüder von noch ganz anderem, kostbarerem Geblüte.

Die Gedankenreihe, die an jenem Frühmorgen den Willigen noch stundenlang in dem eben verlassenen Lande festhielt, während der Dampfer immer weiter die Küste hinter sich zurückließ, sei in dem Briefe nicht gestrichen. Weiset sie doch auf die größte Anziehungskraft hin, die Land und Leute auf mich ausgeübt haben und sicherlich fernerhin ausüben werden. Es sei nun aber auch nicht der Schmerz verschwiegen, den die fesselnden Gedanken in ihrem Gefolge hatten. Wohl die meisten und gelesensten heutigen

Reiseschilderungen Indiens von deutschen Landsleuten habe ich bei der Vorbereitung zur Fahrt durchblättert, aber enttäuscht zur Seite gelegt: von der mächtigen, unwiderstehlich tief ins Innere vordringenden Strömung evangelischer Missionsarbeit kaum eine leiseste Kunde. Haben denn diese Leute sich bei den Dschainiten des Landes Schleier und Binden geliehen, nicht sie um Mund und Nase, sondern um ihre Augen zu legen, auf daß nur ja kein Lichtstrahl der lebensvollen, mächtigen Bewegung auf ihr Sehfeld falle? Sie wissen von allem im Lande oft geistvoll, oft witzig, meist unterhaltend zu plaudern; viele unter ihnen zeigen sich ernstlich beflissen, daß ihnen nur ja aus der Fülle des Geschauten nichts Wissenswertes entgehe; nur von der staunenswerten Arbeit unserer evangelischen Mission, von ihrem tiefgehenden, nachhaltigen Einfluß auf die unleugbare Umgestaltung von Land und Leuten kein Wort! Für den gewöhnlichen Schlag der Reisenden ist dies alles nicht vorhanden; wollte man ihnen glauben, dann wäre das indische Volk so religionslos wie die meisten unter diesen Zugvögeln. Das ist bei vielen Landsleuten nun eben modern; das gehört ihnen zum guten Ton und daß man nur ja nicht dagegen verstoße! Sie leben mit ihren Kameraden außerhalb dem Schatten nicht nur der Kirche, sondern auch des christlichen Glaubens; in ihrer ganz anders gearteten Weltanschauung schämen sie sich gegenüber den tonangebenden Geistern ihrer flüchtigen Tage recht kräftig des ewigen Evangeliums von Christo. Bei solch herzhaften Weltkindern daheim wie draußen in allen Landen überkommt mich oft das bittere, peinliche Gefühl, als ob sie, ängstlich bemüht, nur ja auf keinem Gebiete weltlichen Wissens eine Blöße sich zu geben, auf religiösem und christlichem Gebiete geflissentlich die größte Unwissenheit zur Schau tragen, damit gar noch prunken wollten. Wenn die gefeierten Schriftsteller

des zweiten und dritten Jahrhunderts achtlos, als ob sie nicht vorhanden wären, an den jugendlichen, christlichen Gemeinden und dem sie beseelenden Geist und Leben mit seiner Gotteskraft einer Weltumgestaltung vorüberzogen, so dient ihnen zur Entschuldigung, daß sie Römer gewesen, Heiden und keine Christen. Trotzdem bleibt der Makel an ihnen haften, daß sie, engherzig und kurzsichtig, sich nicht als Seher unter ihrem Volke erwiesen und die treibenden, göttlichen Mächte ihrer Zeit, die keimkräftig und fruchtbringend sich regten, nicht erkannt haben. Mit sehenden Augen haben jene geistvollen Kinder des Tages doch nicht in ihrer Zeit geschaut, was sie Großes, Gewaltiges, Welterneuerndes bereits in ihrem Schoße trug. Was soll man aber von denen halten, die Christen sind, denen eine achtzehnhundertjährige Geschichte warnend solcher blinden Blindenleiter die Hülle und Fülle unter die Augen stellt und die, Indien bereisend, von all der tiefgehenden christlichen Strömung im Lande nichts bemerken, man ist versucht zu sagen, nichts bemerken wollen? Wie arm und nichtig doch muß sein Leben dem erscheinen, der bei seinem späten Ausgang erkennt, daß er während des langen Laufes immer und immer wieder nur taube Blüten am Lebensbaum der Geschichte erkannt und gepriesen, die verheißungsvollen, reifenden Fruchtansätze der kommenden Tage aber übersehen und freudlos an ihnen vorübergegangen ist!

Unleugbar: es hat in den letzten Jahrzehnten auch in unserm Volke ein merkbarer, in mancher Beziehung dankenswerter Umschlag begonnen. Der Erwerb eigener, ausgedehnter Kolonien in Afrika, auf Inseln der Südsee, nun auch in China läßt selbst den, der für seine Person dem Christentum und seiner evangelischen Kirche bis zum Widerwillen lau und flau gegenübersteht, die Augen nicht mehr vor der sich gewaltsam geltend machenden Großmacht der

Mission in unsern großen, schönen Tagen verschließen. Zu unserm tiefen Leidwesen stoßen wir aber nicht selten in den Tagesblättern und auch selbst in ernsten Reisebüchern auf so unreife und abfällige Beurteilungen der evangelischen Missionsarbeit, deren sich unser Volk vor seinen Glaubensgenossen in England und den Vereinigten Staaten wahrlich zu schämen hat. Dort wissen die Volksgenossen in viel gerechterer, anerkennender Weise die segensreiche Missionsarbeit ihrer Kirche zu werten. Sie geben sich Mühe, dieselbe kennen zu lernen; die erlangte Kunde hat die Anerkennung und Liebe für das staunenerregende Werk zu einer Sache des Volkes gemacht, deren es sich freut. Das evangelische Volk dortzulande hat seine Mission unter die Heiligtümer seiner Volksehre bereits aufgenommen, die keine lose Hand leichthin mehr anzutasten wagen wird. Noch so ganz anders bei uns. Da vergreifen sich selbst tüchtige Männer in einflußreicher Stellung an dem, was unserm evangelischen Volke als ein zu hütendes Kleinod teuer und wert sein sollte und was in jahrzehntelanger unermüdlicher, opferwilliger, reichgesegneter Arbeit auf unsere volle und warme Anerkennung einen gerechten Anspruch erworben haben sollte. Unvergessen ist noch die glänzende Abwehr und Schutzrede, zu der sich einer der berufensten Anwälte der evangelischen Mission in unserm Vaterlande wider die abfälligen und völlig unstichhaltigen Angriffe eines hohen Beamten in unsern afrikanischen Kolonien veranlaßt sah. Es bleibt immer ein ärgerliches Schauspiel, wenn ein solcher Beamter für seine ungerechtfertigten Behauptungen den Rückzug antreten muß. — Im Zuge einer mächtigen, unser ganzes Volk tief schädigenden Strömung haben sich manche fortreißen lassen, wenn nun doch einmal ein Urteil über die wiederholt auch ins politische Leben eingreifende Mission gefällt werden muß, die römische hoch über die evangelische

zu heben, ein Urteil, das dem Missionskenner ein beredtes, recht schmerzliches Zeugnis für beides ist, der Unwissenheit auf diesem Gebiete derer, die es fällen, und dann der Leichtgläubigkeit der Menge, die ebenso unwissend es ruhig hinnimmt. Wenn doch die urteilslose Menge eine Ahnung hätte, auf welche Anlässe in einzelnen mir bekannt gewordenen Fällen diese schier zur Mode gewordenen, den thatsächlichen Verhältnissen offenkundig ins Gesicht schlagenden Behauptungen zurückweisen! Wiederholt ist mir der Wunsch gekommen, unsere evangelischen Missionen und ihre Sendboten möchten weniger schonungsvoll sein und durch Mitteilungen aus ihren Akten die oft recht peinlichen, empörenden Anlässe zu solchen ungerechtfertigten Behauptungen aller Welt aufdecken. Der Umschlag in der öffentlichen Meinung würde denn doch eintreten — ich versehe mich des bei meinem deutschen Volke —, daß man unsern evangelischen Sendboten danken würde, weil sie unentwegt von der Gunst oder Ungunst der Leute als treue Wächter christlichen Gewissens und Hüter christlicher Sitte und Ehre auch im heidnischen Lande einen Wandel verurteilen und unerbittlich von ihrem Gedinge abweisen, für welchen die zügellosen Übertreter auf römischem Missionsanwesen — vielleicht aus weltlicher Klugheit — eine größere Duldsamkeit antreffen oder glauben erwarten zu dürfen.

Von Verunglimpfungen seitens auch ernstgesinnter deutscher Reisenden bleiben noch immer die evangelischen Sendboten in Indien nicht verschont. Auf der Fahrt las ich mit großem Interesse das gehaltvolle Buch eines Professors einer deutschen Hochschule, der Umrisse seines einjährigen, ernsten Sprachforschungen in erster Linie zugewandten Aufenthaltes in Indien veröffentlicht hat. Weshalb doch hat der liebenswürdige Gelehrte, den ich vor ein paar Jahren bei meinem heimgegangenen Freunde Professor

Schaff in New York kennen lernte, weshalb doch hat er sein schönes Buch am Schlusse durch Ausfälle wider die Missionare verunzieret, daß es jenen häßlichen sagenhaften Menschengestalten ähnelt, die in einen Fischschwanz auslaufen? Warum nicht lieber über einen Gegenstand geschwiegen, dem man innerlich gleichgültig und teilnahmlos gegenübersteht und den man, wie aus der den Kundigen verblüffenden Unkenntnis hervorgeht, kaum eines Blickes gewürdigt zu haben scheint. Ein ganzes Jahr in Benares verbracht, zu kürzerem oder längerem Besuche an den meisten in diesen Briefen hervorgehobenen Orten gewesen und über all die rastlosen, aufopferungsvollen und auch erfolggekrönten Arbeiten der evangelischen Mission weiß der Professor nur ein paar fast hämisch klingender, erstaunlich oberflächlicher und ungerechter Bemerkungen zu machen. Von all den Hunderten treuer, in heißer Arbeit unverdrossener und auch anspruchsloser evangelischer Sendboten und ihrer wackeren Mitarbeiterinnen hat eigentlich nur ein deutscher Missionar unweit von Benares Gnade vor seinen Augen gefunden! Denn wenn der gestrenge Professor auch rückhaltlos die Thätigkeit der „von den Gesellschaften angestellten Damen" rühmen will, so macht er doch auch bei ihnen so stark verletzende Rückhalte in betreff der Beweggründe zu ihrem Berufe und auch der Ausübung desselben bei den von ihnen erzogenen Waisenmädchen, daß in der That die gezollte Anerkennung nicht weit von einer Verunglimpfung abliegt.

Solche Ausfälle über die Mission in Indien läßt man sich in England denn doch nicht mehr bieten; das evangelische Volk ist über den wahren Sachverhalt besser aufgeklärt. Gerade in dem Augenblick, wo ich bei der Heimfahrt die widerwärtige Stelle in dem Buche des Professors lese, kommt mir das Urteil zu Gesicht, das Sir Charles

Elliot am Ende einer vierzigjährigen Thätigkeit in Indien, zuletzt in der hohen Stellung eines Gouverneurs von Bengalen, kürzlich in öffentlicher Versammlung vor seinen Landsleuten in London über das evangelische Missionswerk in Indien fällte. Wenigstens ein paar Worte daraus seien mitgeteilt.

„Ich habe eine große, ausgedehnte Erfahrung über die Mission in Indien mir erworben, ich habe meine Ansicht nicht leichthin gebildet. Ich behaupte, daß ihr Nutzen keinem einzigen der wohlthätigen Einwirkungen nachsteht, die britisches Regiment Indien gebracht und die unter göttlicher Leitung die Finsternis und den abergläubigen Wahn durchdringen und verscheuchen, die noch im Lande sich zeigen. Kein lauterer Beobachter und auch kein Volk, das so scharf aufmerkt und urteilt wie das indische Volk, wird es unterlassen, mit Bewunderung hinzublicken auf die adlige Gesinnung, die Schlichtheit des Lebens, die rücksichtslose Hingabe an eine hohe Aufgabe, welche die Missionare thatsächlich entfalten. . . . . Ich betone, daß die Missions-Gesellschaften in Indien ein Bedürfnis befriedigen, das die Regierung nicht befriedigen kann und dessen Befriedigung für den Fortschritt des Landes unbedingt erforderlich ist. Die Regierung von Indien ist unfähig, Proselyten zu machen; sie ist gehalten, auf alle Religionen im Lande zu achten, keiner eine besondere Gunst zu gewähren; und dennoch anerkennt sie ihre Verpflichtung, einen hohen sittlichen Lebenswandel einzuschärfen und die Sache der Erziehung zu fördern. Viele Mitglieder der Regierung sind der Überzeugung, daß losgelöst von der christlichen Religion kein sittlicher Lebenswandel eingeschärft werden könne. Wie aber kann Indien diese religiöse Erziehung erhalten? Die Missionsgesellschaften haben die Frage gelöst. Ihnen und ihren Schulen dankt die Regierung die Thatsache, daß

Hunderttausende von indischen Knaben und Mädchen eine christliche Erziehung erhalten haben."

Einen bedeutsamen Wendepunkt auch in der allgemeinen Wertschätzung der evangelischen Mission in und für Indien bildet der furchtbare Aufstand von 1857, der den stolzen Bau britischen Regiments im Lande in seinen Grundfesten erbeben machte. Voraus ging ihm in unserm herrlichen „Jahrhundert der Mission" eine halbhundertjährige, zielstrebige Vorarbeit der Bahnbrecher der evangelischen Mission in Indien. Wenn ich das reiche, so ungemein fesselnde Geschichtsbuch unserer jugendlichen Mission auf der weiten Welt durchblättere, will mich bedünken, daß ich auf keiner andern Stelle des weltumfassenden „Ackers" unter den Sendboten und Werkleuten eine solche Fülle auserwählter Rüstzeuge finde wie auf indischem Boden, Lichtgestalten der einzelnen Völker, die in jedem Berufe als eine Leuchte weithin geglänzt haben würden. Wir sind den auch heute noch segentriefenden Spuren einzelner dieser Bahnbrecher auf unsern Missionspfaden begegnet. Es ist, als ob alle evangelischen Völker wetteifernd ihre tüchtigsten Söhne und Töchter ausgesandt, gerade diesem lockenden Lande den Weg seines Heils zu öffnen. Mühsam, Schritt für Schritt haben die furchtlosen Glaubenshelden — und auch da ist kein Unterschied zwischen Mann und Weib — sich ihren dornenvollen Weg bahnen müssen; jeden Fußbreit Landes haben sie den engherzigen Gebietern des Landes und ihrer kläglichen Krämerpolitik bis zur Erschöpfung abgerungen. Sie waren doch nicht müde zu machen. Sie spürten immer wieder, daß, der sie ausgesandt, bei ihnen war alle Tage bis an der Welt Ende. Ihre Arbeit während eines halben Jahrhunderts und länger erwies sich in dem blutroten Feuerschein des Aufstandes als nicht vergeblich. Gerade die

Christen unter den Eingebornen bewährten sich wunderbar; wir haben von jenen 700 christlichen Kols (vergl. S. 126) erzählt; von wievielen andern eingebornen Christen jener Tage, die treu und standhaft bis zum Tode wider die Aufständigen aushielten, wäre noch Köstliches zu berichten! Dem christlichen Märtyrer dort in Delhi aus dem Volke des Halbmondes (vergl. S. 256) steht an der gleichen bluttränkten Stätte der andere Märtyrer zur Seite, Pastor Gopinath Nundy, von Haus aus ein hochangesehener Brahmane, aber in der Schule von Duff ein demütiger Jünger des Herrn geworden, der mit der Kaste, mit seines Vaters Haus, mit allem, was einem Menschen auf Erden lieb sein mag, brach, um ein Bekenner und Prediger des Evangeliums zu werden. Die Aufständigen boten dem Prediger Schonung des Lebens, selbst Wiederaufnahme in die hohe Kaste, wenn er Christum verleugnen würde. „Wir ziehen den Tod jeder Versuchung vor, die ihr uns bieten könnt.“ Und sein ebenbürtiges Weib, auch einst der gleichen Kaste angehörig, rief sterbend ihren Schlächtern zu: „Ihr erweiset uns eine Wohlthat, daß ihr uns zusammen mit einem Male umbringt und uns nicht mit einem lebendigen Tode martert.“

Das Blut der zu Tausenden in jenen furchtbaren Tagen hingemordeten Christen schrie nicht nur auf gen Himmel. Es ging von den Röchelnden und Sterbenden herzerschütternd ein Ton der Wehklage aus, der von Indiens blutgetränktem Boden bis hinüber in die ferne Heimat der Gefallenen drang, da aber im Gewissen des christlichen Volkes als eine Anklage vernommen ward über schwere Versäumnis und Verschuldung an der unsterblichen Seele des indischen Volkes. Denn gewiß: Gott vertraut uns christlichen Großmächten den verantwortungsvollen Besitz fremder Länder nicht an, um sie zu eigenem Gewinne aus-

zubeuten, sondern daß durch uns des Landes und seines Volkes Wohl wahrhaft gefördert werde. Unter der schwer lastenden Anklage brach endgültig der in allen Teilen rissig gewordene Bau der ostindischen Compagnie zusammen; auch alle Stützen und Klammern der letzten Jahrzehnte hielten bei dem furchtbaren Unwetter nicht aus. Das Regiment im Lande nahm die britische Regierung in ihre feste Hand. Unvergessen muß das hoffnungweckende Wort der Königin bleiben, mit welchem am 1. November 1858 Lord Canning bei dem großen Darbar in Allahabad dem indischen Volke den Wechsel der Regierung verkündete. „Wir stehen fest auf der Wahrheit des Christentums und anerkennen mit Dank den Trost der Religion. . . Wolle der allmächtige Gott uns und allen in unserm Dienste Kraft verleihen, unser Wollen zum Wohle unsers Volkes zu vollbringen." So hatte doch noch keine Regierung wohlwollend und von christlichem Geiste durchdrungen zu dem indischen Volke geredet und — wir dürfen freudig hinzufügen — in den seitdem abgelaufenen Jahrzehnten mit ihm gehandelt. Als ich gerade vierzig Jahre nach den Schreckenstagen in Kahnpur und Lakhnau, den Hauptorten des Aufstandes, weilte, hat mich kaum etwas so ergriffen, mir zugleich so herzlich wohlgethan wie der Ausdruck christlicher Weihe dieser Sühnestätten. Die verwüsteten Orte namenloser Schrecken und Leiden sind umgewandelt in prachtvolle Parkanlagen, in denen wie in Lakhnau die Trümmer der „Residenz", nun epheuumrankt wie unser Heidelberger Schloß, im tiefen Frieden einer reizenden Natur stille und doch beredte Zeugen sind, was Englands Söhne und Töchter mit ungebrochener Kraft monatelang erduldet und auch heldenhaft ertragen; in denen wie in Kahnpur eine wunderschöne Gedächtniskirche an der Stelle sich erhebt, wo die Männer hinterlistig hingemordet wurden, eine einzigartig-

herrliche Gedächtnishalle um den Brunnen herum, in den man die noch zuckenden Leiber der abgeschlachteten Frauen und Kinder geworfen. Nirgends ein Wort des Zornes, des Hasses wider die Übelthäter, kein Fluch, nicht einmal eine leiseste Anklage. Nur ein weißes Marmorkreuz an dem Orte grauenvoller Abschlachtung, eine christliche Kirche als eindringliche Verkündigung und Mahnung: „Vergebet, wie euch vergeben ist; thut wohl denen, die euch hassen.“ Und über dem Brunnen des Grauens steht jetzt in weißem Marmor hochragend die hehre Lichtgestalt eines Engels, der mit beiden Armen Palmzweige eines weltüberwindenden Sieges, eines weltverklärenden Friedens gerade an diesem Orte der Schrecken über Indien ausbreitet.

Einen unvergeßlich schönen, ergreifend weihevollen Eindruck machen die beiden Sühnestätten wohl auf jeden Beschauer. Mehr noch! Sie haben sich mir wie eine wohlthuende, wirksame Predigt in Steinen tief eingeprägt. Der erstaunliche Aufschwung der evangelischen Mission im Lande während der abgelaufenen vier Jahrzehnte ist eine reife, kostbare Frucht dieser eindringlichen Predigt. Das Blut jener zahllosen Opfer ist zum Heile für Indien nicht umsonst geflossen; Gott gedachte gut zu machen, was die heidnischen Völker Böses gethan. Wohl auf keinem andern Gebiete in Indien zeigt sich ein so gesegneter Wechsel und Wandel wie auf dem der Mission. Nicht nur das britische Volk ist eifrigst am Werke, seine Schuld nach der Auffassung des größten Heidenapostels zu zahlen; es ist, als ob durch die evangelische Kirche in allen Landen einmütig ein mächtiger Zug gehe, den Glaubensgenossen dort zu helfen, das wunderbar gesegnete Netz ans Land zu ziehen. Indien thut es in unsern Tagen allüberall der evangelischen Kirche und ihrer Lieblingstochter, der Mission, mit unwiderstehlicher Kraft an. Ich zähle nicht weniger wie 70 evangelische

Missionsvereine aus aller Herren Länder, die ihre Werkleute, Männer sowohl wie Frauen, in das Land voll Sonnenschein entsandt haben; wer weiß, ob ich nicht noch bei der Zählung den einen oder andern Verein übersehen habe. Alle die Grenzmarken, die unsere Völker voneinander trennen, sind in dieser köstlichen Reichsgottessache verschwunden; auch die Unterschiede, die einen Zweig der Reformationskirche von dem andern scheiden, werden hier kaum betont; es geht ein mächtiger Zug durch sie alle hindurch, als ob kein Teil bei der gemeinsamen Arbeit in Indien unvertreten sein wolle. Sie reichen sich dort an dem gleichen Werk die Bruderhand so innig und warm, wie wir es auf wenigen Missionsgebieten sehen. Unter der großen Zahl von in Indien thätigen Missionsgesellschaften auch unsere deutschen reichlich vertreten zu sehen, nimmt mich nicht wunder; das wäre eher der Fall bei ihrem Ausbleiben. Ich zähle die stattliche Vertretung von sechs Vereinen (Basel, Leipzig, Berlin II, Brüdergemeinde, Hermannsburg, Breklum). Unsere deutschen Brüder und Schwestern waren die ersten der evangelischen Kirche auf der indischen Walstätte; ihre Arbeitsgebiete haben sich in unsern Tagen zum Teil als die fruchtbarsten und ergiebigsten erwiesen. — Schwieriger als die Zählung der in Indien arbeitenden Missionsgesellschaften ist eine zuverlässige Angabe über die Ziffer der von ihnen ausgesandten und gegenwärtig im Felde stehenden Männer und Frauen; es mögen ihrer mehr als zweitausend sein. Zu ihnen kommt das bereits stattlich angewachsene Heer von eingebornen Geistlichen, Katecheten, Evangelisten, Lehrern u. s. w. u. s. w., an Zahl wohl um das Vier- bis Fünffache der europäischen Streitschar überlegen.

Inwieweit entspricht dem großen Aufgebot der Ertrag? Wir dürfen danach fragen; ja wir sind dazu verpflichtet.

Er ist nicht so leicht in Zahlen auszudrücken als die Ernte von Weizen und Korn. Ein paar Jahre vor dem Aufstand hielt ein sachkundiger Missionar in Indien genaue Heerschau unter den eingebornen Christen; er zählte ihrer 91000. Dann nahm die 1871 zum ersten Male zusammengetretene, alle zehn Jahre in Indien tagende, wohl von allen evangelischen Missionen beschickte Missionskonferenz (1892 in Bombay) die mühselige Arbeit in die Hand. Für 1871 ergaben sich ihr 224000 getaufte Eingeborne; 1881 zählte sie deren 417000, die 1891 (wir fügen hier die Ziffern von Barma und Ceylon bei) auf 700000 angewachsen waren, so daß man kaum fehl geht in der Annahme, daß die nächste Konferenz wohl von einer Million evangelischer Christen unter den Völkern Indiens zu berichten haben wird. Nur knapp eine Million unter fast dreihundert Millionen Bewohnern Indiens? So reden doch nicht die treuen Sendboten draußen, die den Wert einer einzigen geretteten Seele zu schätzen gelernt und von dem sich an die Arbeit ausgesandt wissen, der, als er sein heiliges Lebenswerk am Kreuze vollbrachte, nur ein paar Jünger gesammelt hatte, und auch diese alle ärgerten sich an ihm in der Nacht, da er verraten ward. Und dennoch als der Eine, dem alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben ist, sendet der Sohn Gottes diese arme, kleine Schar hinaus in die weite, weite Welt, verheißt ihnen keine reichen Ernten, vielmehr daß sie um seines Namens willen leiden müssen und will sie nur treu in ihrem Berufe finden, einerlei ob mit oder ohne Ertrag. Wir sind in unsern hastigen Tagen etwas ungeduldig geworden und wollen in Indien in ein paar Jahrzehnten eine Frucht erzielen, die in unserm eigenen Vaterlande einst ein paar Jahrhunderte zur Reife bedurfte. Wir allesamt leiden an dieser Modekrankheit. Auch so manche Christen, die vermessen sich fortreißen lassen, die

Bekehrung der gesamten Heidenwelt in die kurze Frist eines Menschenalters spannen zu wollen. Sie sagen schier frevlen Mutes heute, spätestens morgen muß es geschehen. Als ob nicht der Vater im Himmel auch auf diesem Boden seiner Macht allein Zeit und Stunde sich vorbehalten habe!

Gerade in Indien ist eine vielleicht vorwurfsvolle Klage, daß der Missionserfolg in keinem Verhältnis zu dem Aufwand an Menschenkraft und Geldmitteln stehe, gar übel angebracht. Wer mit offenen Augen auch nur eine kurze Zeit auf Missionspfaden in Indien wandelt, der erkennt den ungemein harten Boden. Hier unbedingt ein frommes, wenn auch in heidnischem Aberglauben versunkenes Kulturvolk mit einer nach Jahrtausenden zählenden, zum Teil glänzenden Vergangenheit, das zäh seine Heiligtümer, und wenn sie auch noch so nichtig sind, als kostbares Erbe der Väter festhält und gegen jeden fremden Eingriff zu schützen sucht. Schon Plato sagt, daß dem in einem dunklen Keller jahrelang Hausenden der einfallende lichte Sonnenstrahl verletzend wehe thue und er unwillkürlich das „sonnenhafte" Auge vor dieser seiner Lebensquelle verschließe. Dazu hier ein Volk wie kein anderes auf Erden, dem die Zwingherrschaft der Kaste ein ebenso unbegreiflich willig getragenes, wie unerbittlich hartes, ja unmenschliches Joch auflegt. Der Missionar steht dort vor einer scheinbar unbezwinglichen Festung mit stahlgepanzertem, granitenem Mauerwerk. Er sieht sich, weil an ein Aushungern nicht zu denken ist, nicht gedacht werden darf, auf mühsamste, langwierige Anlage von geheimen Minengängen, unter der Erde vordringenden Laufgräben angewiesen, die unter das felsenharte Gemäuer getrieben werden müssen, um eine Bresche zum Sturm zu legen. Wir wissen es auch von Straßburg her, daß auf der Oberfläche von solcher Riesenarbeit in der Tiefe nichts zu merken ist, als ob alle Arbeit ruhete, kein Fortgang zu

verzeichnen wäre! Die Mauern stehen nach wie vor unerschüttert; kein sichtbares Anzeichen des Sturmes ist zu bemerken. Wer bei den wackeren Belagerern in Indien auch nur kurze Zeit sich aufgehalten, weiß die Minengänge und Laufgräben wenn auch langsam, so doch sicher und zielstrebig an die Festung herankommen. Die Missionsschule bietet in dem christlichen Religionsunterricht dem Kinde den alleinigen Ersatz für die Einbuße, die sein frommes Gemüt in dem religiösen, heidnischen Besitz durch jeden Lehrgegenstand der Schule unvermeidlich erleidet. Die Missionarin bringt in die Zenana und bereitet den Boden vor, in welchem das Christentum seine tiefsten Wurzeln schlägt, in der Familie; sie rüstet die am schwersten durch Heidentum und Kaste geschädigte und niedergedrückte Frauenseele zum nahenden Empfang nun auch ihres Erlösers zu. Der kann nicht völlig in einem Volke seinen königlichen Einzug halten, solange dessen Töchter abseits stehen müssen und ihm nicht, Palmzweige in den Weg streuend, den Willkommgruß als nun auch ihrem Herrn und Heiland bieten. Unbestritten: der heidnische Bau der indischen Festung ist an Hunderten von Stellen untergraben, desgleichen die weit vorgeschobenen Vorwerke des Mohammedanismus, des Parsismus, Dschainismus und welche nichtchristliche Religionen wir noch im Lande antreffen mögen. Die Werkleute harren des Augenblickes, in welchem die geladenen Stollen und Minengänge auffliegen werden. Es liegt nicht in eines Menschen Hand, das Zeichen zum Anzünden zu geben; auch da hat Gott allein Zeit und Stunde sich vorbehalten. Die dieser welterschütternden Stunde in Indien Zeugen und Zuschauer sein dürfen, die werden gewißlich dann sein wie die Träumenden, von denen der Psalmsänger den Frommen im Lande berichtet. Dann werden auch im Wunderlande Indien mit Freuden ernten alle, die mit Thränen das

heilige Wort Gottes ausgesäet haben. Welche schier unübersteigliche Schwierigkeiten die Durchbrechung der Kaste macht, wieviel Schweiß und Thränen sie den treuen Arbeitern auspreßt, des ist auch, wie an mancher Stelle schon angedeutet, ein schlagender Beleg, daß den günstigsten Eingang, die freundlichste Aufnahme das Evangelium da in Indien gefunden, wo, meist bei dravidischen Völkern oder unter zusammengeschmolzenen Ureinwohnern des Landes, das eiserne Joch der Kaste noch nicht allgewaltig herrscht. Man ist versucht zu sagen: der Grad dieser Zwingherrschaft kann als Maßstab des zu erwartenden beschleunigten oder gehemmten Missionserfolges dienen. Darum ist jede Mitarbeit und Hülfe der christlichen und europäischen Kultur, die machtvoll und umgestaltend in alle Lebensgebiete vordringt und die Gewalt der Kaste unwiderstehlich bricht, dankbar von der Mission zu begrüßen, auch an ihrem Teile mit Entschiedenheit zu fördern.

Eine Bemerkung drängt sich an dieser Stelle der Rückschau zur Aussprache auf. Ernste, treue Missionsfreunde und auch Missionsarbeiter haben berechtigte Einsprache wider gar manche Überschwenglichkeit in den Missionsberichten zumal einer vergangenen Zeit erhoben. Es ist meines Erachtens ein übel angebrachtes Heilmittel, die offenbaren Schäden solcher Berichte durch Überschwenglichkeiten nach der entgegengesetzten Seite heilen zu wollen. Eine Mission verträgt an krankhaften Stellen meines Erachtens doch keine homöopathische Behandlung. Wir dürfen bei der Beurteilung der jungen heidenchristlichen Gemeinden nicht einen Maßstab anlegen, dem die wenigsten unserer christlichen Gemeinden entsprechen und gerecht werden. Der Maßstab drängt sich leicht auch an die verborgenen Stellen des Glaubenslebens vor, deren Gehalt wir nicht mit Elle und Gewicht ausmessen können. Es dennoch thun zu wollen, darüber ist mancher

Versuch der letzten Zeit, der zumal das Glaubensleben unserer heimischen Dorfgemeinden aus ihren Sitten und Bräuchen abwägen wollte, gescheitert. Auf der Heimfahrt jetzt lese ich mit großem Interesse die Reiseergebnisse eines unserer gediegensten, kundigsten Missionskenner und Missionsfreunde, der einen ähnlichen Versuch in betreff der Mission in Indien und ihrer Erfolge in den jungen heidenchristlichen Gemeinden in einer Reihe beachtenswerter Missions-Studien und -Kritiken gemacht hat. Stellenweise haben sie mich — daß ich es offen bekenne — peinlich berührt, zumal jetzt in der frischen, warmen Begeisterung für das, was ich auf dem fesselnden Gebiete mit eigenen Augen habe schauen dürfen. Eine gesunde Abkühlung zu hoch gespannter, idealer Erwartungen ist immer heilsam. Wie mancher Palästinafahrer, der sie versäumt hat, ist bitter enttäuscht heimgekehrt; die Wirklichkeit lag so fernab von seinen Träumen. Eingehende, sorgfältige Studien über Land und Leute auch der Mission, die im ganzen besonnenen, maßvollen Berichte unserer heutigen evangelischen Sendboten und ihrer Gesellschaften gewähren genügende Handreichung, überspannte Erwartungen auf ein richtiges Maß herabzusetzen. Unsere Mission ist in den abgelaufenen Jahrzehnten älter, reifer, ruhiger und besonnener in ihrem Urteil geworden. Es geht unbestritten ein nüchterner Zug durch ihre Häuser und deren Insassen. Auch da kann des Guten zu viel gethan werden. Daß nur nicht die erstrebte Ernüchterung — ganz gewiß unbeabsichtigt — zu einer Erkältung des Missionsinteresses, zu einer Schwächung der Liebe zur Mission ausschlage! Schmerzlich hat mich berührt, in Indien von einem jungen Mann zu hören, dessen Wunsch, Missionar zu werden, über dem Lesen der Kritiken erkaltete. Ganz gewiß: er hatte unrecht; wer weiß: es ist da nur ein Strohfeuer erloschen. Die wohlwollenden Absichten des warmen

Missionsfreundes waren sicherlich von ihm gründlich mißverstanden.

Auf allen Missionsgebieten, die ich auf weit ausgedehnten Reisen berührt, überall drängte sich mir die unabweisbare Nötigung auf, daß es hohe Zeit sei, die Zahl der Sendboten, und zwar in starkem Grade, zu vermehren. Es war mir immer, als ob gerade das zuletzt besuchte Land am berechtigtsten wäre zum Notschrei: Kommt hernieder und helft uns! Begreiflich! Durch die gerade in unsern Tagen so weit aufgeschlossenen heidnischen Lande geht geheimnisvoll ein Zug zu dem hin, den als Licht und Leben der ganzen Welt unser Vater im Himmel gesandt. Wo immer in unsern Tagen heidnische Völker mit uns Christen in Berührung gelangen — und wo wäre das nicht auf der weiten, weiten Welt? —, spüren dieselben etwas von dem Dunkel, in dem sie bis dahin im Vergleiche zu den übermächtigen und auch überlegenen Fremden gehauset und werden in ihrer Nähe lebensmüde. Sterben wollen sie nun dennoch nicht. Darum ein verstärktes Hinmerken auf die Predigt der Boten, die Friede verkünden, die Licht und Leben ihnen bieten wollen. Es ist überall — ich täusche mich nicht — ein wunderbarer Gang durch die Felder, reif zur Ernte. Darum auch in voller Geltung für unsere Zeit die Forderung: Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende; darum gleichermaßen die unabweisbare Pflicht, der Bitte Raum und Möglichkeit zu ihrer Verwirklichung durch uns zu schaffen. So rufen und mahnen die treuen Arbeiter in China und Japan, auf dem unabsehbar weiten Gebiete von Afrika, ja, wo denn nicht? Jetzt, noch im frischen, warmen Eindruck des in Indien Geschauten und Erlebten will es mich bedünken, als ob dennoch nirgends drängender, nirgends berechtigter der Ruf

nach starker Vermehrung der Streitkräfte sei als in diesem so wunderbar lockenden Lande. Alle die vorhandenen Tausende von willigen Jüngern und Jüngerinnen Christi reichen doch noch lange nicht aus, die reife Ernte in die Scheunen des Herrn rechtzeitig einzubringen. Darin stimmen alle überein, die ich dort an der heißen Arbeit gesehen und gesprochen. Der Ernst, die Not der Zeit, der unverkennbar und mit raschen Schritten unaufhaltsam sich vollziehende Wechsel und Wandel von Land und Leuten in Indien erheischt schleunigste Verstärkung unserer evangelischen Streitschar. Es gilt, nicht nur alte Schulden abzutragen, schwere Versäumnisse vergangener Tage wett zu machen. Ein anderes noch stellt sich dort mahnend, drängend vor das Gewissen des evangelischen Volkes. Wir, unsere Kultur, unsere Schulen haben unvermeidlich des Volkes Religion angetastet, haben ihm entziehen müssen, was, wie des Einzelnen, so eines ganzen Volkes Lebensnerv ist. Wir sind von Gott und unserm Gewissen gezwungen, den alleinigen Ersatz zu bieten, und zwar ehe es zu spät ist. Die Völker dort, die wohl merken, daß wir uns an ihren Heiligtümern vergreifen, wenn sie auch noch nicht verstehen können, daß wir uns in Gottes Namen daran vergreifen müssen, erheben sich drüben mit der Kraft des Selbsterhaltungstriebes, ihr uraltes, religiöses Erbe, sei es der Weden oder des Korans oder der Avesta, treu zu wahren. Der Geisterkampf ist ausgebrochen; uns braucht wegen des Ausgangs nicht bange zu sein. Aber eins mag uns vor Gott Furcht einflößen, ob wir in dem Kampfe rechtzeitig vorgearbeitet, ob wir für die eingebüßten Götter dem frommen Volke den einzigen Ersatz geboten haben, Jesum Christum, den Sohn Gottes, der Welt Heiland. Wir sind Schuldner des Volkes; seine Seele wird dermaleinst von uns gefordert werden. Durch die Berührung mit uns seine Religion zum Falle bringen, ohne

ihm den zu bieten, der allein die Wahrheit ist und dem ganzen Volke wie dem Einzelnen das Leben giebt, ist ein Verbrechen wie kein anderes. Darum der dringende Ruf der Arbeiter dort herüber zu uns: Komm hernieder und hilf uns! Darum die heilige Pflicht eines jeden Einzelnen, dem Ruf zu gehorsamen und in der einen oder andern Weise sein Scherflein zur Abtragung der großen Schuld darzureichen.

In der einen oder andern Weise. Dieser, daß er mit unwiderstehlicher Nötigung vor den rufenden Herrn hintritt: Hier bin ich, sende mich; der andere, daß er mit seinem Gebete sein Brot über das Wasser ziehen lasse ins ferne Indien. Wahrlich, das schöne, wunderbar lockende Land ist beides wert und bedarf unserer Söhne und Töchter, unseres Silbers und Goldes, auf daß nur ja unserm Herrn Christus auch aus diesem Volke in hellen Haufen Jünger und Jüngerinnen geworben werden.

Das walte Gott!





Namenverzeichnis.*)

*) Kaum eine Sprache eignet sich weniger zur Wiedergabe fremdländischer Namen als die englische; ihre Schreibweise unverändert zu übernehmen, verleitet zu ärgerlichen Irrungen. Bei den indischen Ortsnamen habe ich mich deshalb an die zutreffende Schreibweise von Grundemann in seinem vorzüglichen „Neuen Missions-Atlas" (Stuttgart 1896) gehalten. Ein paar Fehler bezw. Druckfehler der vorliegenden Blätter, soweit sie nachträglich ins Auge gefallen sind, habe ich hier im Verzeichnis berichtigt, so Gouldsmith (statt Goldsmith S. 50), so Bhaschkaranand (statt Bhaschkarand S. 177), so Narain (statt Narayan S. 76); von Damajanthi, Parvathi und auch von Kahnpur kommen beide Schreibweisen vor, mit und ohne h. In betreff des aus dem Bericht des „Frauen-Vereins für christliche Bildung des weiblichen Geschlechts im Morgenlande" übernommenen Namens von Missionar Reuther erhalte ich nachträglich aus dem Goßner-Missionshause die Mitteilung, daß Goßner keinen Reuther 1843 nach Ghazipur gesandt, wohl aber einen Gottlieb Treutler. Es hat vieler Nachforschungen bedurft, dem Familiennamen wenigstens im Verzeichnis den Rufnamen beizufügen; bei einigen scheiterten alle, auch weit ausgedehnte Bemühungen, so bei den 4 Studiengenossen von Judson, bei Jaeger, Dixon und Lord Canning.











UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 02663 2094

